Grünes Land und blaue Wellen.

Novellen

von

Heinrich Smidt.

Erster Band.



Berlin, 1853.

Verlag von C. Grobe.

Inhalt:

1. Heimath in der Fremde.
2. Ein Auswanderungsschiff.
3. Nach dem Tode.

Heimath in der Fremde.

Eine Novelle.

Erstes Kapitel.

Mit bewegtem Gemüthe ging Gustav, ein junger Dichter, in seinem Zimmer auf und ab. Ein frischbeschriebenes Blatt, welches auf seinem Schreibtische lag, war die Ursache seiner Aufregung. Was enthielt es?

Die ganze Residenz war seit längerer Zeit in einer festlichen Bewegung. Der junge Prinz Emil, der Stolz und die Hoffnung des ganzen Landes, hatte den Entschluß gefaßt, sich zu vermählen. Seine Wahl war die glücklichste. Sie fiel auf Prinzessin Luise, der einzigen Tochter des benachbarten und vielbefreundeten Fürsten.

Nach dem Wunsche des fürstlichen Vaters der Braut sollte die Hochzeit in der Heimath derselben gefeiert werden. Er selbst wünschte der Vermählung beizuwohnen und Kränklichkeit verbot ihm, eine Reise anzutreten. So reiste Prinz Emil nach der Heimath seiner Luise, ein glücklicher Bräutigam. Ihn geleiteten die Segenswünsche seines Volkes, denn durch die Eigenschaften des

Geistes und Herzens, welche der künftige Herrscher entwickelte, so wie durch die hohen Tugenden der Braut, die allen Töchtern ihres Landes ein Musterbild war, wurde die Zukunft des Reiches außer allen beunruhigenden Zweifel gestellt.

In solchen Vorgängen fanden die Bewohner der Residenz eine frohe Veranlassung, dem geliebten Fürstenpaare bei ihrer Heimkehr einen feierlichen Einzug zu bereiten. Deutsche Fürsten, die ihr Volk lieben und von ihm wieder geliebt werden, brauchen nicht das Triumphgepränge eines Camil; sie brauchen keinen goldenen Wagen, der von Sklaven mit goldenen Ketten gezogen wird; die Liebe ihres Volkes ist das schönste Band, mit welchem sie die Blumen des Glückes und der Freude, die ihnen auf ihrem Lebenswege erblühen, zu einem Kranze zusammenbinden. Ueberall in den Straßen war reger, geschäftiger Eifer; man baute Laubgänge und Ehrenbogen. Alle waren geschäftig und froh. Einer erleichterte dem Andern die Arbeit, indem er ihm zuvorkommend das Nöthige reichte. An den Ehrenbogen, Obelisken und Triumphpforten, die man erbaute, sollten Inschriften angebracht werden, welche die Empfindungen der Bürgerschaft aussprachen. Der Rathmann, Herr Johannes Wohlhaber, der an der Spitze des Festcomité's stand, hatte Gustav damit beauftragt, die poetischen Arbeiten auszuführen und Alles ward seiner Zeit richtig abgeliefert.

Allein, das war es nicht, was jenes vorhin erwähnte Blatt enthielt. Dies bewahrte ein Gedicht, in welchem

er die tiefinnersten Gefühle seines Herzens aussprach. Jene Inschriften waren mehr ein künstliches oder erkünsteltes Werk; er hatte Form und Inhalt äußern Bedingungen opfern müssen. Aber hier war ein Gedicht und dies Gedicht sollte morgen eine der schönsten jungen Damen der Stadt, Fräulein Rosalie, die Tochter des Bankier Rosenfeld, dem hohen Paare unter der Haupt-Ehrenpforte mit einer Anrede überreichen.

Er siegelte es ein und schickte es mit einigen flüchtigen Zeilen an die Dame durch den wartenden Diener ab. Freilich waren es nur kalte, höfliche Worte, denn es war leicht vorauszusetzen, daß ein fremdes Auge darauf fallen werde. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen verstand, wie dies jugendliche Gemüther können, die im Rosenschein des Glückes der ersten Liebe athmen, der konnte auch aus diesem förmlichen Briefe etwas herauslesen, das wie Empfindung, Gemüth und Seele klang.

Kaum hatte sich der Bediente mit der Dichtung entfernt, als Lothar, ein Freund des jungen Dichters, die Thür öffnete. „Ich komme, um Abschied zu nehmen!" sagte er beim Eintreten.

„Abschied?" fragte Gustav. „Und jetzt?"

„Freilich!" rief Lothar mit komischem Aerger. „Eine gute Anstellung ist wohl etwas nicht zu Verachtendes, aber sie hat auch ihr Unbequemes. Es ist mir zur Pflicht gemacht worden, noch heute Abend nach dem Orte meiner Bestimmung abzureisen. Und während ihr hier in Jubel und Entzücken lebt, von einer Festlichkeit euch in die andere stürzt, muß ich im engen Postwagen

sitzen, stationenlang die schlechten Witze meiner Reisegefährten anhören und Chausseestaub dazu schlucken, um endlich das Ziel meiner Wanderung, nicht etwa ein grünes Waldgebirg, sondern den grünen Aktentisch zu erreichen."

„Du lieber, fröhlicher Junge!" sprach Gustav bewegt. „Es wird mir schwer werden, Deine heitere Gesellschaft zu entbehren."

„Mit der Heiterkeit hat es fortan gute Wege," entgegnete Lothar. „Ich komme in ein kleines Krähwinkel und bin, um mit Schiller zu reden: „„Unter Larven die einzig fühlende Brust!"" Lassen wir das! Reden wir von Dir, von dem glücklichen Dichter, von dem gefeierten Mann des Tages."

„Ja wohl, des Tages!" rief Gustav mit bitterm Lächeln. „Mit ihm geboren, mit ihm vergessen! Auf Ruhm und Anerkennung ist hierbei nicht zu rechnen. Das Einzige, was mich meine Mühe vergessen machen könnte, vermag ich nicht zu erringen."

„Und was wäre dies?" fragte der Freund.

„Rosalie wird dem hohen Brautpaare mein Gedicht überreichen; ehe sie es übergiebt, wird sie es sprechen. Es würde ein herrlicher Genuß für mich sein, diese Verse von einem solchen Mädchen vortragen zu hören! Dieses klangreiche Organ, diese majestätische Figur! diese noble Haltung! Und dies Eine muß ich mir versagen, denn wie soll ich dort, in ihrer Nähe, einen Platz finden?"

„Du meinst die Tochter des Bankier Rosenfeld?"

fragte Lothar, „jenes Mannes, dessen Haus Du früher fast täglich besuchtest?"

„Dieselbe."

„Und von dem Du mit der größten Artigkeit von der Welt gebeten wurdest, diese Besuche einzustellen, als er und seine stolze Frau Gemahlin bemerkten, daß Du ein Herz in der Brust trugst, welches kühn genug war, von Liebe für seine reizende Tochter erfüllt zu sein."

„Du sündigst sehr auf Kosten meiner Freundschaft zu Dir!" sprach Gustav erröthend.

„Ich bin Dein Freund!" entgegnete Lothar mit mildem Ernst. „Ich kenne Deine Liebe zu Rosalien; ich weiß auch, daß sie nicht unempfindlich gegen Dich ist. Aber reicht das aus? Könnt Ihr darauf irgend eine gegründete Hoffnung bauen? Solltet Ihr Euch nicht lieber entschlossen trennen, da Ihr Euch doch nie besitzen werdet?"

„Woher weißt Du?"

„Die gesunde Vernunft sagt es mir. Niemals giebt der geldsüchtige Bankier, niemals seine hochmüthige Frau Dir das Mädchen. Weshalb willst Du also die schönsten Jahre Deines Lebens wegwerfen, und durch stummes Dulden oder ohnmächtiges Grollen Deine und ihre Zukunft stören? Hast Du Vermögen zu erwarten? Hast Du Aussicht auf eine ehrenvolle, einflußreiche Anstellung? Hast Du einen alten, berühmten Namen, der allenfalls im Stande wäre, andere Mängel auszugleichen? Nichts von alle dem! Du bist also kein Freier für dieses Haus, denn Du bist ganz auf Dich

selbst angewiesen, sollst der eignen Kraft vertrauen und mußt von den goldenen Aerndtefeldern des Bankiers Deine Schritte wegwenden."

„Wenn jemals niedriger Eigennutz . . ."

Der Freund unterbrach ihn: „Ich weiß es und es bedarf deshalb unter uns keiner Betheuerung. Aber die Welt glaubt es, denn sie urtheilt nach dem Schein. Das wäre so etwas für den jungen Menschen, meint sie, sich in eine solche Familie hineinzuschwänzeln. Käme da zu Ansehn, zu Geld, zu . . ."

„Lothar!" rief Gustav zürnend.

„Es ist Arznei, die ich Dir reiche, Freund! Sie schmeckt bitter, aber sie ist Dir heilsam. Ich will Dein Selbstbewußtsein, Deinen Stolz wecken. Wer sich nicht auf die ruhmvollen Thaten oder die Goldsäcke seiner Altvordern stützen kann oder mag, muß die Kraft in sich fühlen, sich solche Stützen selbst zu schaffen. Erwache aus dem Traume, der Dich bisher umfangen hielt. Erkenne Dich selbst und lerne Dich und Andere würdigen. Sie haben Dich in ihren Kreis gezogen, weil sie Dein schönes Talent erkannten und es zu ihren egoistischen Zwecken ausbeuteten; sie werden Dich ferner einladen, Dir den Hof machen, denn sie fühlen wohl, daß Du ihren steifen, ledernen Zirkeln Gemüth und Seele verleihst; daß auch die meisten übrigen Gäste wegbleiben würden, wenn Du nicht kämst. Aber versuche es, nicht wieder hinzugehn, oder sei langweilig, wie sie; setze Deiner unerschöpflichen Gefälligkeit Gränzen, und Du wirst bald sehen, wie gleichgültig Du ihnen im Grunde des Herzens bist.

Aber da stehe ich und schwatze, statt daran zu denken, daß mir bis zum Abgange der Post kaum noch eine Stunde bleibt. Lebe wohl, mein Freund! Ich sage das mit mehr Empfindung, als Jemand empfinden sollte, der Zeit seines Lebens für einen Sausewind galt. Grüße mir den wackern Rathmann, Herrn Johannes Wohlhaber, den Mann mit dem runden Bäuchlein und dem stets lachenden Gesicht. Halte Dich fest an ihn; er ist redlich und meint es gut mit Dir. Uebrigens hat er Mittel und Wege, die er für Dich in Bewegung setzen kann, und scheint mehr von Dir zu wissen, als Du selbst. Adieu, Gustav! Hoffentlich führt uns ein freundlicher Engel noch einmal wieder zusammen; die Erinnerung an eine heitere, schuldlose Jugend sei unser fröhliches Erkennungszeichen. Gott sei mit Dir! Ich muß fort!"

Mit einer Thräne im Auge, die er mühsam unterdrückte, zu sehr bewegt, um noch sprechen zu können, schloß er den Freund stumm in die Arme und eilte zum Zimmer hinaus.

Gustav war wieder allein. Der Abschied des Freundes, das Gespräch mit diesem hatte nicht eben dazu beigetragen, die Aufregung, worin er sich befand, zu besänftigen. Lothar hatte nur zu Recht gehabt; er ließ Gustav in den Spiegel der Vergangenheit und der Gegenwart schauen; die Zukunft war leicht zu errathen.

Er wußte in der That nichts von seiner Herkunft. Einzelne Bilder, aber mit schwachen Umrissen und halb erloschenen Farben gezeichnet, blitzten aus der Nacht

der Vergangenheit ihm entgegen. Er erinnerte sich eines schönen, parkartigen Gartens, und in demselben eines großen Marmorbassins, worin er die Goldfische fütterte; auch eines Saales erinnerte er sich mit hohen Bogenfenstern, dessen dunkelrothe Vorhänge von dem Feuer des Kamins wunderseltsam beleuchtet wurden. Und an diesem Kamin pflegte eine sanfte, freundliche Frau zu sitzen, die ihn liebkoste, mit ihm spielte und ihn auf ihrem Schooße wiegte, bis er einschlief. Das war aber auch Alles, und er fand sich in der Erinnerung nun nicht eher wieder, als in dem Hause des Herrn Johannes Wohlhaber, der seine Erziehung leitete, und nur den einzigen Kummer erlebte, daß der Pflegesohn, der doch von der Natur so schöne Gaben empfangen, gar keinen Sinn für das praktische Leben hatte. Ein praktischer Pflegesohn dieses Hauses hätte bald begriffen, daß Herr Johannes eine wohlassortirte Handlung mit vortrefflichen Activis und eine Tochter habe, die Regina hieß, aber keine war, sondern ein gutes, sanftes Kind, ganz dazu gemacht, sich dem Willen und den Launen eines nicht allzubarschen Eheherrn zu fügen. Aber auf Gustav machte dies Alles keinen Eindruck; es ließ ihn gleichgültig, als er erfuhr, daß Regina nun bald den Buchhalter ihres Vaters heirathen würde. Sein Sehnen ging hinaus in das Weite, das Unbegränzte; je weniger er von der Welt kannte, je mehr wünschte er davon kennen zu lernen; ganz im Gegensatz zu jenen Leuten, die, nachdem sie wenigstens drei Welttheile durchreisten, sich in einer kleinen Provinzialstadt oder gar auf einem

einsamen Landsitze wohlbefinden. Eines ist so natürlich als das andere.

Gustav war eben wieder auf einer solchen Phantasiereise begriffen, als der Rathmann, Herr Johannes Wohlhaber, mit seinem freundlichsten Gesichte und in einer gestickten Atlasweste hereintrat. Sonst den Fortschritten der Zeit nicht abhold und ein fast leidenschaftlicher Verehrer der Eisenbahnen und ihrer Aktien, liebte er doch besonders den alten bequemen Kleiderschnitt und vorzugsweise die jetzt so verpönten gestickten Atlaswesten; seine Toilette war stets ein Stückchen wohlerhaltener Antike, das sich auf den modernen Nipptisch der Gegenwart verirrt hatte. Er hatte selbst über den Nutzen der Eisenbahnen mehrere Artikel für die einheimischen Zeitungen geschrieben und hielt die Aktien dazu hoch in Ehren; hätte er aber mit gleichem Nutzen eine Aktien-Gesellschaft zur Wiedereinführung der Kleidertracht des vorigen Jahrhunderts gründen können, der stille Wunsch seines Herzens wäre erfüllt worden; seine moderne Gesinnung war die Frucht der Nothwendigkeit, seine Gesinnung für das Alte eine Erinnerung an seine erste Jugendliebe; er begnügte sich damit, diese durch einen etwas barocken Anzug und durch einen Charakter von altem Schroot und Korn an den Tag zu legen.

„Nun, junger Herr,“ begann Herr Johannes, indem er den Hut ablegte und sich auf sein spanisches Rohr stützte, „wo sind wir? Ueberall, aber nicht auf unserer Stube. Was sehen wir? Bruchstücke aus entfernten Weltgegenden, in der Einbildung freilich, aber nicht den

Gast, der vor uns steht. Träume sind Schäume, mein Söhnchen! Laß sie fahren und denke an eine reelle Wirklichkeit, das habe ich Dir schon oft gerathen, aber immer ohne Erfolg. Das ist die leidige Modekrankheit der Zeit, woran die Liebenswürdigkeit unserer hoffnungsvollen Jugend dahinstirbt."

Gustav fuhr aus seinem Nachsinnen auf und reichte dem Eingetretenen die Hand: „Verzeihen Sie mir; ich hatte in der That Ihr Kommen nicht bemerkt. Aber wenn Sie auch die Miene des Zürnenden annehmen, verbergen Sie doch nur schlecht Ihre frohe Laune, und gewiß führt Sie ein freudiges Ereigniß drei Treppen hoch bis zu mir in meine Mansarden-Wohnung?"

Herr Johannes schmunzelte: „Glaube selbst, daß es so ist, Söhnchen. Komme nicht zu Dir als Dein Freund oder Vormund, sondern als ein Gesandter des Magistrats. Hätte dies, wie so manches Andere, durch eine Zuschickung abmachen können, komme aber bei dieser Gelegenheit lieber selbst. Ein hochedler Magistrat läßt sich bei Dir bedanken für die Verslein aller Art, die Du ihm für unsere Ehrenpforten und Triumphbogen gemacht hast und sendet Dir zugleich ein Honorarium, das, soviel ein hochedler Magistrat zu beurtheilen im Stande ist, wohl hinreichen wird, die dabei gehabte Mühe zu vergelten."

Er griff in die Tasche und zählte eine Reihe blinkender Goldstücke auf den Tisch, und Gustav, der wohl wußte, daß dieser mächtige Zauberschlüssel auch die festverschlossensten Pforten öffnet, ergoß sich in Danksa-

gungen. Er wußte aber nicht, daß der Vormund aus Liebe für ihn das ohnehin ansehnliche Ehrengeschenk aus seinem eignen Beutel verdreifacht hatte.

„Und nun, mein Söhnchen, Kopf in die Höh'! Da hast du das erste Eintrittsgeld zu dem Schauspiel des Lebens! Löse Dir ein Passe-partout und sieh zu, so lange es Dir gefällt. Uebernimm auch selbst eine oder die andere Rolle, denn das Komödienspielen ist nun einmal in der modernen Welt eingeführt, und kein Mensch kommt ungehudelt durch die Welt, wenn er nicht im geeigneten Moment diese Kunst anzuwenden weiß."

„Nun, auf unserm Liebhabertheater habe ich schon einige nicht schlechte Versuche gemacht."

„Will's da hinaus? Nicht auf dem Theater, zwischen den Lampen, wo sie es vorher durch Anschlagezettel bekannt machen, was gespielt werden soll, und wo sie sich mit Kugellack beschmieren, um anzudeuten, daß sie unbekannt bleiben wollen, nicht da wird die eigentliche Komödie gespielt, sondern im gemeinen Leben. Ein ächter Lebens=Comödiant fängt seine Rolle schon an, wenn er früh Morgens die Nachtmütze vom Kopf thut und mit den Füßen in die Pantoffeln fährt. Das ist es, wovon Du nichts weißt, was Du begreifen und lernen sollst, oder Du wirst es nie in der Welt zu etwas bringen."

„Ich habe mir alle ersinnliche Mühe gegeben."

„Das hast Du nicht! Wäre dem so, hättest Du nur den zwanzigsten Theil von dem gethan, was ich

Dir von jeher gerathen, es stünde schon besser mit Dir. Aber dies war nicht zu erlangen. Versuche es jetzt wenigstens mit größerem Ernste; wer weiß, zu welchen Dingen Du in der Welt noch berufen bist. Dein Kopf steckt voller Gelehrsamkeit, Deine Börse ist gefüllt. Mit diesen beiden mächtigen Hebeln wälzt man die größten Lasten leicht vor sich hin. Tritt also hinaus in das Leben, wo man Weltklugheit lernt; sie ist das unentbehrlichste Mittel alles menschlichen Fortkommens. Darum reise und schreibe mir fleißig, wie oft Du in der ersten Zeit von schlauen Reisegesellschaftern überlistet worden bist. Wenn Du mir ein ehrliches Bekenntniß ablegst, so ..."

„Gewiß werde ich das."

„Dann sollst Du eben so offen und ehrlich Antwort erhalten. Jetzt frisch und fröhlich daran. Wir wollen gleich Abschied nehmen, denn in den nächsten Tagen habe ich viel zu thun, und ich will nicht, daß Du unnütz Deine Zeit verlierst. Reise lieber morgen als übermorgen."

„Aber, bester Vormund, ich habe mir ja noch keinen Plan gemacht."

„Bist Du ein Engländer, der das Reisetaschenbuch in der einen und die Karte in der andern Hand haben muß, wenn er sich drei Schritte weit bewegen soll? Kannst Du nicht von der Stelle kommen, ohne, wie der General, der zur Schlacht geht, eine bogenlange Disposition zu machen? Was Disposition! Die beste Disposition einer Schlacht ist der Sieg! Reise doch in's

Blaue hinein! Wo es Dir wohlgefällt, da bleibe; wo Du Dich langweilst, da fliege von dannen. Laß den größten Theil der Kunstmuseen unbesucht, Du siehst doch nur buntbemalte Leinwand oder nackte Steinbilder. Aber gehe in Werkstätten und Fabriken, greife in das volle praktische Leben ein, damit Du einsiehst: Weshalb? Denn es ist nicht genug, zu wissen, daß die Dinge da sind, man muß auch wissen, warum sie da sind. Wirst Du in eine Gesellschaft geführt, wo in prachtvollen Sälen, unter schimmernden Kronleuchtern die geputzten Leute schlaffen Thee trinken und ihre Nebenmenschen verläumden, so gewinnst Du funfzig Prozent, wenn Du gleich wieder hinausgehst. Aber ungeladen zeige Dich oft an Orten, wo die Masse des Volks sich versammelt, um ihren Vergnügungen nachzugehn. Habe dort ein offnes Ohr, denn Du bist an Orten, wo es für Dich zu lernen giebt. Allein ich wollte Dich blos ermuntern, die schöne Jahreszeit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen und gerathe da in eine Predigt, die außer der Zeit ist, wie meine gestickte Weste; denn gegenwärtig schreiben unsere Abiturienten bereits gelehrte Abhandlungen über die Interessen der Zeit, die nicht ihnen allein den Kopf verdrehen. Adieu Gustav! Divertire Dich heute nach Kräften, stürze Dich morgen in das lauteste Festgewühl und dann mitten aus dieser Aufregung in die Postkutsche und in die weite Welt hinein. So habe ich es immer gehalten, und auch bei Dir wird die wohlthätige Empfindung dieses Mittels nicht ausbleiben. Gott befohlen.“ Er ging der Thür zu, kehrte

aber auf halbem Wege wieder um und sagte: „Noch Eins, mein Freund! Es wird nächstens eine neue Firma in dieser Stadt geben; meine Regina heirathet meinen Buchhalter; von dem Tage ab heißt mein Haus: „Johannes Wohlhaber und Krautmann.“ Ich sage Dir das nur so wegen des Carmens und um Dir zu zeigen, wie wenig Du bisher eine Idee von der Praxis gehabt hast, denn sonst hieße die Firma anders.“

Gustav wurde blutroth; ihn ängstigte diese Anspielung; er wußte nichts darauf zu erwiedern. Herr Johannes aber kümmerte sich nicht darum, sondern fuhr fort: „Du schwärmst für Rosalie? Ist ein eben so unpraktisches Geschöpf wie Du! Weiß wenig von Küche und Keller, aber sehr viel von Almanachen, Romanen und Journalen. Sie hat — wie es in der neuesten Zeit bei den Weibern heißt — Emanzipations-Ideen und ist nahe daran, den schönen Bibelvers: „Und er soll Dein Herr sein!“ auf eine listige Art zu verdrehen. Möglich, daß sie mit Dir eine Ausnahme macht, aber für's Haus ist sie nicht.“

„Gewiß, mein väterlicher Freund!“ rief Gustav mit Feuer. „Rosalie liebt mich! Und wenn es mir jemals gelingen sollte, sie die Meinige zu nennen, werde ich namenlos glücklich sein!“

„Gebe der Himmel seinen Segen!“ sprach der Alte. „Aber sei so gut, mich inmitten dieses Glückrausches nicht zu Tische zu bitten, es sei denn, Du hättest eine perfekte Köchin engagirt! Ha, ha, ha! Mache doch nicht ein so ernstes Gesicht, Junge, ich meine es ja

nicht böse! Nimm das Mädchen, wenn Du es bekommen kannst; ein vernünftiger Mann kann sich seine Frau stets zur Hand ziehen. Aber vor ihren Aeltern hüte Dich. Erstens spukt ihnen der Hochmuthsteufel im Kopfe herum, und zweitens ist nicht alles Gold, was glänzt. Dies ist der letzte Rath, den ich Dir ertheile."

Der würdige Herr Johannes Wohlhaber entfernte sich, nicht ohne Gustav noch einmal sorglich die Hand geschüttelt und nochmals eine baldige Luftveränderung angerathen zu haben.

Von unten herauf drang der Jubel des Volkes zu Gustav empor. Er wollte auch seinen Theil haben an der allgemeinen Freude, wollte auch die festlichen Vorbereitungen in Augenschein nehmen und sich im Voraus die Freuden des morgenden Tages vergegenwärtigen. Nach einer kurzen Ueberlegung war er die Treppen hinabgesprungen und stand im dichtesten Menschengewühl.

Zweites Kapitel.

Es war ein freundlicher Sommer-Nachmittag. Die schwüle Hitze des Tages war vorüber. Ein leichter Wind kühlte die Luft. Die Straßen waren mit Menschen besäet, die geschäftig auf und ab wogten oder Vorkehrungen zu den morgenden Feierlichkeiten trafen. Das dichteste Gedränge war in denjenigen Straßen, die von dem Schlosse aus zu dem Thore führten, durch welches das hohe Brautpaar seinen Einzug halten sollte. Schon jetzt hatte man alle Gewölbe verschlossen; der Verkehr war gehemmt. Tribünen wurden aufgeschlagen, Balkone errichtet. Auf den höchsten Dächern wehten Fahnen, phantastisch mit bunten Stickereien und Bildwerken bedeckt, großentheils die Landesfarben und die hochfürstlichen Wappen der jetzt vereinigten Häuser zeigend. Von diesen Fahnen ringelten Blumengewinde herab und grüßten in die Fenster der obern Stockwerke hinein. Sie wanden sich um die Fensterpfosten und schlängelten sich dann längs den Mauern kreuz und quer herab. Dazwischen hingen Kränze mit den Anfangsbuchstaben der gefeierten Namen, hier ein Kreis von dunkelgrünen

Tannenreisern und in dessen Mitte ein strahlendes Vivat aus Sommer-Astern und Georginen gebildet. Zu gleicher Zeit waren sämmtliche Fenster mit reichen Draperien versehen, und bunte Fähnlein flatterten aus denselben heraus, den Ersehnten ein frohes Willkommen zuwinkend. An den meisten Stellen, und namentlich da, wo zwei Straßen sich kreuzten, waren die Laubgewinde nach den gegenüberliegenden Häusern geleitet und bildeten einen grünen Baldachin, unter welchem die Neuvermählten einen Augenblick verweilen und die freien Huldigungen der treuen Bürger empfangen sollten. Mitten durch die Stadt floß der majestätische Strom, der wenige Meilen unterhalb derselben sich in das Meer stürzte. Zu beiden Seiten der Brücke, die über den Strom führte, hatte man eine Reihe von Schiffen aufgestellt; sie waren durch große Kabel mit einander verbunden, aber um diese Kabel schlangen sich grünende Guirlanden. Die Matrosen waren festlich gekleidet; ihre weißen Jacken und rothen Schärpen glänzten weithin, und von ihren Strohhüten flatterten lange grüne Bänder. Von den höchsten Spitzen der Masten bis auf das Verdeck herab hingen doppelte Leinen und an denselben Flagge an Flagge im buntesten Farbenwechsel, alle Nationen der Welt im traulichsten Vereine durcheinander: das griechische Kreuz und der Halbmond, die französische Tricolore und die Farben der La Platastaaten, die Beherrscherin der Meere, Britannien, und die Borussia mit dem ruhmgekrönten Adler. Die Masten und Raae erglänzten im Sonnenschein, und wenn man genau

hinsah, gewahrte man lange Reihen von Lampen, die bestimmt waren, den Strom und die Brücke in ein Feuermeer zu hüllen. Auf den Brückenpfeilern hatte man hohe Statuen aufgestellt, welche die Tugenden des jungen Paares versinnlichen sollten; zur Rechten standen der Muth, der Ruhm, die Gerechtigkeit, zur Linken die Barmherzigkeit, die Milde, die Liebe. Von jeder dieser Statuen ging ein Blumengewinde in die Höhe, diese vereinigten sich zu einer Kuppel, und auf dieser wiegte sich Hymen in einer goldenen Muschel. — Auf dem freien Platze, der, jenseits der Brücke gelegen, eine Zierde der Residenz war, bauten noch hundert geschäftige Hände an einer Ehrenpforte, durch welche, wie durch einen Triumphbogen, die Neuvermählten ziehen und von den Töchtern der Stadt begrüßt werden sollten. Und von hier aus ging es durch die phantastisch geschmückten Straßen der Stadt dem Thore zu, das, im reichen Schmucke prangend, zuerst die hohe Braut empfangen sollte.

Wie ein seliger Träumer bewegte sich Gustav mit den auf und ab wogenden Massen fort. Die festliche Stimmung von Außen korespondirte mit der festlichen Stimmung in seinem Innern. Gewiß konnte Niemand, selbst mit der reichsten Phantasie, pikantere Situationen für einen Dichter ersinnen, und wenn Gustav heute seinen Beruf nicht fühlte, hätte er ihn nie gehabt. Sein Mund war verschlossen, aber seine Augen leuchteten, und in seiner Brust wogten tausend Lieder melodisch auf und ab. Bald überwältigte ihn das lebendige

Gewühl, das er zuerst so sehnsüchtig aufgesucht hatte; so sehr es ihn erfreute, war es bald nicht mehr mächtig genug, die innere Stimme zu übertäuben. Er fühlte das Bedürfniß allein zu sein und bog in eine Straße, die ihn weit von dem Schauplatz des Jubels und der Lust entfernte. Das laute Singen und Schreien verlor sich wie ein wirres Summen, und bald war eine tiefe Stille um ihn her. Nichts wirkt drastischer auf phantasiereiche Menschen als ein solcher äußerer Wechsel. Das Gefühl wallte mächtig in Gustav, und er, der noch kurz vorher sich der höchsten Lust hingegeben hatte, mußte sich Gewalt anthun, um nicht in einen Strom von Thränen auszubrechen. Sein Weg führte ihn vor das Thor hinaus, und bald sah er sich auf einem Spaziergange, der sonst von Lustwandelnden belebt war; heute aber schien Niemand besondere Neigung zu spüren, die reine, balsamische Luft einzuathmen. Die Gegend, wo er sich befand, trug einen besonders lieblichen Charakter. Der Hauptjuwel war der mächtige Strom, der seine stolzen Wogen dem unfernen Meere zuwälzte. Längs demselben zog sich ein schattiger Pfad, der zu einem Orte führte, der den Namen eines Dorfes sehr uneigentlich trug. Er war freilich ursprünglich nichts Anderes gewesen als ein bescheidenes Fischerdorf, aber die Städter, welche sich hierher begaben, um einen Zielpunkt für ihre Wanderungen zu haben, sahen bald ein, daß man sich hier länger als für einige kurze Abendstunden vergnügen könne. Man bezog hier also Sommer-Wohnungen. Bald genügten die kleinen Fischerhäuser

mit ihren niedrigen Stuben und räucherigen Küchen nicht mehr; was man früher idyllisch genannt hatte, nannte man jetzt unbequem; man kaufte sich ein solches Häuschen, ließ es einreißen, und bald stieg eine prachtvolle Villa aus dem Boden auf, der umliegende Acker ward in einen englischen Park verwandelt, die prachtliebende Mutter zog mit den reizenden Töchtern ein, und der Feenpallast war vollendet. Es ward Mode unter den großen Kapitalisten, sich hier anzubauen, sich im Erwerb des Grund und Bodens, so wie im Bauen zu überbieten, und nach wenigen Jahren war von dem sonst so betriebsamen Fischerdorfe nichts weiter übrig geblieben als der Name. Die ehemaligen Bewohner, die sich sonst unter den schattigen Dorflinden zum frohen Tanze versammelten, waren nach allen Richtungen hin zerstreut; die jetzigen Bewohner versammelten sich in goldenen Sälen, und meistentheils blieb ihre Freude kalt und erzwungen, wie ihre Herzlichkeit.

Mitten unter diesen Palästen stand auch das des Bankier Rosenfeld, einer der am reichsten und verschwendrischsten, der ein deutliches Bild von der Sinnesweise des stolzen Geld-Aristokraten gab. Er verweilte nur hier, wenn seine Geschäfte es ihm gestatteten, sich aus seinem Comptoir zu entfernen, und dann war er stets von einer Schaar niedriger Schmeichler umgeben. Madame ward durch die Insekten belästigt und fühlte sich von den rauhen Abendwinden unangenehm berührt; sie fuhr daher fast nie heraus. Dagegen kam Rosalie sehr oft hierher, und wenn ihr der Zwang, den die

Stadtgesellschaft ihr auferlegte, zu drückend wurde, flüchtete sie in die ruhige Einsamkeit ihres Parkes. Gustav wußte das, und voll Begier, seine geliebte Rosalie ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen, beflügelte er seine Schritte. Er sollte reisen und er wollte es auch; aber noch wußte Rosalie nichts von seinem Entschluß, und doch durfte sie die bevorstehende Trennung nur von ihm erfahren. Dann war sie die erwählte Sprecherin, die im Namen der Töchter der Stadt das hohe Paar anreden sollte. Er hatte die Worte so ganz in dem Geiste seiner Geliebten gedichtet, daß es fast schien, als ob sie die Verfasserin sei, und nun sollte er sich die Wonne versagen, es noch eher von ihr zu hören als Diejenigen, für die es bestimmt war? „Sie wird es mir sprechen!" dachte er, „ich werde es hören und glücklich sein." Gustav wußte wohl, daß außer der Seligkeit des Schaffens einen Dichter nichts glücklicher machen kann, als seine Dichtungen von einem schönen und begeisterten Weibe rezitiren zu hören. Er schwelgte im Vollgenuß des Glückes, das ihn erwartete, hielt einen Augenblick an und warf noch einen Blick auf den freien, weiten Strom, der im Glanze des schimmernden Abends vor ihm lag, als er einen Fremden gewahrte, der sich ihm auf eine ungezwungene Weise näherte.

Dieser Fremde ist dazu ersehen, eine wichtige Rolle in unserer Geschichte zu spielen; es lohnt daher wohl der Mühe, ihn etwas näher in's Auge zu fassen. Sein Aeußeres war gefällig, sein Benehmen ungezwungen, und obgleich er bereits das mittlere Lebensalter über-

schritten hatte, wies sein Gesicht dennoch eine gewisse Jugendlichkeit. Die Züge waren markirt und deuteten auf einen Mann, der während eines unstätten Lebens viel erfahren und erduldet hat. Ueberhaupt war eine stille Melancholie am hervorstechendsten in seinem ganzen Wesen, womit mindestens seine Augen im seltsamen Widerspruch standen; ein dunkles Feuer glühte aus ihnen hervor und während seine Stimme und seine ganze Physiognomie ein stilles, freundliches Wohlwollen ausdrückten, schoß aus ihnen ein stechender Blick hervor, der Unheil verkündete. Im Uebrigen war die Erscheinung des Fremden die eines vornehmen Mannes, der gewohnt ist, sich in den Kreisen der eleganten Welt zu bewegen. Sein Anzug war gewählt und seine Toilette so, daß er, ohne etwas daran zu ändern, in das Empfangzimmer einer Dame von Ton hätte eintreten können.

„Mein Herr," sagte der Fremde nach der ersten Begrüßung, „die Gegend rings umher scheint Ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und in der That verdient sie es, daß man sich mit ihr beschäftigt. Sie trägt einen so überaus eigenthümlichen Charakter, daß ich wohl behaupten kann, nirgends auf meinen vielen Reisen etwas Aehnlichem begegnet zu sein."

Gustav sah den Fremden näher an. Seine Erscheinung machte Eindruck auf ihn. Der Umstand, daß sich derselbe als einen Weitgereisten introduzirte, legte ihm in Gustavs Augen eine große Wichtigkeit bei, da Reisen ihm als das Ideal alles dessen erschienen, was er nur irgend Schönes und Herrliches kannte. Selbst am

Vorabend einer Reise stehend, war ihm dies Zusammentreffen noch bedeutsamer und willig ging er auf die ihm dargebotene Unterhaltung ein.

„Ich gestehe selbst," antwortete er, „daß ich öfter hierher gehe, um mich an der Aussicht zu erlaben, und daß ich stets etwas Neues und Erfreuliches erblicke. Es ist ein steter Wechsel in dieser Landschaft. Welch' eine schöne Staffage gewährt nicht gerade jetzt die kleine Fregatte, die mit vollen Segeln herbeieilt. Sollte aber für Jemanden, der, wie Sie, mein Herr, die Welt gesehen hat, diese Gegend, die so Manches entbehrt, was eine Landschaft pikant macht, nicht ein Gegenstand sein, dessen er bald überdrüssig wird? Sie haben auch gewiß nur rasch die wenigen Vorzüge erwähnt, um nachher mit desto größerem Rechte Ihren Tadel aussprechen zu können?"

Der Fremde wies diese Anschuldigung auf das Bestimmteste zurück und fuhr fort, die gegenwärtige Umgebung mit einigen andern, die ihr ähnelten, zu vergleichen. Die Unterhaltung war anziehend und belehrend; die Sprache des Fremden gewählt, sein Vortrag oft poetisch. Gustav hörte mit offnem Munde zu, und schien den Zweck seines Hierseins ganz vergessen zu haben. Er fragte Manches, erhielt bereitwillig Antwort, und bald sollte der Fremde erfahren, daß Gustav im Begriff stehe, eine Reise zu machen, indessen noch unschlüssig sei, wohin er sich wenden solle.

Mit Aufmerksamkeit hatte der Fremde auf die unbestimmten Projekte des jungen Mannes gehört; er gab

ihm im Allgemeinen einige Rathschläge, setzte aber hinzu: „Um Ihnen wahrhaft nützlich sein zu können, müßte man von Ihren Verhältnissen näher unterrichtet sein; man müßte wissen, ob Neigung oder Nothwendigkeit Sie auf die Landstraße führen; wer Gesundheit und Zerstreuung sucht, den schickt man in die Bäder, wer sich aber in den Geschäftsverkehr stürzen will, den stellt man auf den Weltmarkt von London, Amsterdam und Hamburg."

Diese Aeußerung schien Gustav so natürlich und des Fremden Rath däuchte ihm so wichtig, daß er keine Minute säumte, von sich zu erzählen, was er wußte, und diese Erzählung mit seinen Hoffnungen und Träumen ausschmückte. So unbedeutend diese Mittheilungen auch waren, schienen sie dem Fremden doch ein besonderes Vergnügen zu machen. Ein Lächeln der Befriedigung überflog sein Gesicht, und nur einmal warf er einen stechenden Blick auf Gustav, daß dieser gewiß erschrocken sein würde, hätte er es bemerkt.

„Wenn ich hier einen Rath zu ertheilen hätte," begann der Fremde, als Gustav schwieg, „so würde ich Ihnen eine Reise nach Amerika empfehlen. Sie lernen zunächst alle Wunder des Meeres kennen, und betreten dann ein Land, das theils seine Erziehung vollendet, theils noch kaum seine Entwicklung begonnen hat. Es ist ein merkwürdiger Gegenstand für einen Dichter, auf einer Landscholle die höchsten Wunder der Civilisation und zugleich den Wilden fast noch im Naturzustande zu sehen. Ich reise nächstens dahin ab und sollte ich mit

Ihnen an irgend einem Punkte des amerikanischen Festlandes zusammentreffen, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, unsere Bekanntschaft fortzusetzen und Ihnen angenehme Dienste zu erweisen. Aber ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie in Ihren Betrachtungen störte und nun schon so lange beschwerlich gefallen bin. Fremde bedürfen der Nachsicht, Sie werden mir diese nicht versagen. Leben Sie wohl!"

Rasch war der Fremde an ihm vorüber und eilte der Stadt zu. Gustav, der ihn eben nach seinem Namen hatte fragen wollen, war höchlich erstaunt, und wußte nicht, wie er dies Benehmen deuten sollte. So rasch er auf die Unterhaltung des Fremden eingegangen war, so sehr fühlte er sich jetzt beunruhigt, und mit Bedauern dachte er daran, daß er denselben zum Vertrauten seiner kleinen Geheimnisse gemacht hatte.

Gedankenvoll ging er weiter.

Drittes Kapitel.

Die Villa des Bankier Rosenberg war ohne Uebertreibung die schönste von Allen zu nennen, die mit ihr an den Ufern des Stromes prangten. Sie war im einfachen, aber grandiosen Styl auferbaut und von den hohen Balkonen hatte man eine stets wechselnde Aussicht bis in das Meer. Das Innere derselben war mit fürstlicher Pracht eingerichtet; die kostbarsten Gemälde deckten die Wände, in den Nischen standen die seltensten Statuen. Es war in der Residenz und im Auslande kein Künstler von Ruf, der nicht das Seinige zur Ausschmückung dieses Eldorado beigetragen hatte. Der Park, der diese Villa umschloß, war ebenfalls ein Meisterstück der Gartenkunst und alle seltenen Gewächse, die ein etwas nordisches Klima nur irgend gestattet, waren hier zu einem seltenen Schmucke vereint. Der Besitzer dieser Herrlichkeiten war eitel auf seinen Reichthum und trug ihn gerne zur Schau: So hatte er auch mit einem Anstrich von Bonhomie seinen Garten „dem anständig gekleideten Publikum" zum Besuche geöffnet, damit Jedermann Gelegenheit fände, Beides,

seine Uneigennützigkeit und seinen Reichthum, zu bewundern und zu preisen. Von diesem Garten war ein Theil desselben durch ein leichtes Gitter abgetrennt, das nahe bei der Villa lag, und das die Familie sich selbst vorbehalten hatte. Dieser wurde mit zwiefacher Sorge gepflegt, war besonders reich an schattigen Gängen und Sitzen, und wies hin und wieder durch das Laubholz überraschend schöne Aussichten auf den Strom, die anscheinend zufällig, aber eigentlich sorgsam vorbereitet, einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachten. An einem dieser Punkte saß Rosalie, die Tochter des reichen Wechselherrn, unter einem Dache von Jasmin- und Rosenbüschen. Es war eine Schönheit, die nicht bei dem ersten Anblicke imponirte, die aber immer unwiderstehlicher ward, je länger man das Glück hatte, in ihrer Nähe zu verweilen. Aus dem sanften Blicke ihrer Augen strahlte die schöne Seele wieder, und der schelmische Zug um ihren Mund deutete an, daß Scherz und Frohsinn ihr nicht unbekannt waren. In ihrer Hand hielt sie das Gedicht, welches Gustav ihr zugesandt hatte; aber in diesem Augenblicke war sie nicht mit demselben beschäftigt, sondern ihr Auge blickte träumerisch in die Ferne und die umwölkte Stirn bezeugte, daß sie über einen ernsten Gedanken nachsann. So fand sie Gustav. Als er vor ihr stand und sie beim Namen rief, schrak sie zusammen, dann aber reichte sie mit einem herzgewinnenden Lächeln dem Freunde die Hand, und zog ihn neben sich auf die Moosbank.

„Wie schön ist es von Ihnen, daß Sie mich störten

und die bösen Grillen, die mich seit einiger Zeit quälen, verjagen halfen. Dafür will ich mir mit Ihrem Gedichte auch doppelte Mühe geben, Gustav. Erlauben Sie mir wohl, Ihnen zu sagen, daß Ihnen dasselbe überaus gelungen ist, und daß es meinen ungetheilten Beifall hat?"

Gustav erwiederte mit einem freundlichen Scherze und bat dann, Rosalie möchte es ihm vorlesen. Sie wußte es schon auswendig und sprach es ihm mit Ausdruck und Gefühl. Die Eitelkeit des jungen Dichters war vollständig befriedigt, und das Mädchen seiner Liebe leidenschaftlich in die Arme schließend, sagte er: „Warum bin ich nicht der Prinz? Eine Dame, die mich so anredete, würde ich königlich belohnen."

„Es ist doch besser, daß Sie der Prinz nicht sind!" sagte Rosalie mit liebenswürdiger Unbefangenheit. „Was sollte dann aus mir werden, wenn Sie dort oben stünden und schon vermählt wären? Bleiben Sie nur zur ebenen Erde; es wächst auch dort manches Blümchen, wohl werth, von dem vorübergehenden Wanderer beachtet zu werden."

„Sie sind eine solche Blume, meine liebenswürdige Rosalie! Wer sähe Sie und bewunderte Sie nicht?"

„Und doch haben Sie sich hinreichende Zeit gelassen," fiel sie fast schmollend ein, „ehe Sie zu mir gekommen sind, obgleich Sie sehr gut wissen, daß uns seit einiger Zeit die Augenblicke karg zugemessen sind. Der heutige Abend gehört uns ganz und ungestört, da

die Aeltern, wegen der Vorbereitungen auf morgen, heute ganz gewiß die Stadt nicht verlassen."

Gustav erzählte, sich entschuldigend, sein Abentheuer mit dem Fremden.

„Es gefällt mir nicht," entgegnete Rosalie. „Dies Forschen und zugleich dies Geheimthun von seiner Seite verrathen eine Absicht. Sie hätten etwas vorsichtiger sein sollen. Was hat ein Fremder auf der Landstraße mit den Geheimnissen Ihrer Herkunft zu thun?"

„Sie haben wohl recht, Rosalie. Aber wenn Sie wüßten, wie der Fremde mich für sich einnahm, welche Gewalt er über mich ausübte; seine gewählte Art, zu sprechen, seine reizenden Schilderungen, kurz, es fehlte nur wenig und ich hätte mich entschließen können, mit ihm aus dem Stegreif eine Reise um die Welt anzutreten."

„Reisen! Reisen! Sie kommen stets darauf zurück. Bedenken Sie denn nicht, daß die erste Folge einer Reise unsere Trennung ist? Aber," fuhr sie nach einer Pause fort, „es ist am Ende unter den jetzigen Umständen auch gut, wenn Sie sich auf einige Zeit von hier entfernen. Wenn der Vater die Ueberzeugung gewinnt, daß Sie die Hauptstadt verlassen haben, wird er nach seiner Weise daraus folgern, daß ich nahe daran sei, Sie zu vergessen, und ich werde unbemerkter, freier handeln können. Zwischen uns, mein Freund, bedarf es der Gelübde und Versicherungen nicht. Mein Wort genügt Ihnen und mir das Ihrige; wir sind bis in den Tod mit einander verbunden und keine Macht der

Erde vermag uns zu trennen. Unterdessen wollen wir die nächste Zukunft ruhig abwarten und unser Schicksal Gott anheimgeben. Auch Ihre Zukunft wird sich dann festgestellt haben, und welches Loos Sie mir bieten können, aus Ihrer Hand will ich es gern und dankbar empfangen. Lächeln Sie nicht, Gustav; wie sehr ich auch an den Ueberfluß des Reichthums gewöhnt bin, wie sehr ich die Gaben desselben zu schätzen weiß, so achte ich doch das Glück des Herzens höher, und Sie wissen, daß dies Herz stark genug ist, das wirklich zu wollen, was es sich zu thun vorgenommen hat."

„Ich weiß es, Rosalie, und baue fest darauf! So oder so! Mein Schicksal muß eine andere Wendung nehmen und wir werden glücklich sein."

„Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nun nicht weiter. Wissen Sie, was mir bevorsteht? Während Sie frohen Muthes die Welt durchziehen werden, muß ich mich in einen Kampf begeben. Von welcher Art dieser sein wird, weiß ich freilich jetzt noch nicht, da mir mein Gegner unbekannt ist, indessen werde ich jedenfalls auf meiner Hut sein müssen, denn meine eignen Aeltern sind seine Alliirten."

„Sie beunruhigen mich, Rosalie!"

„Es ist wieder ein neues Heirathsprojekt im Werke; von der einen Seite wird es auf das Glänzendste ausgemalt, von der andern auf das Lebhafteste bekämpft werden, und am Ende wird man es fallen lassen. Vertrauen Sie nur meinem Takt!"

„Und wer ist es, mit dem man Sie jetzt bedroht, meine Theure?"

„Diesmal ist es ein Britte, der Sohn eines Geschäftsfreundes meines Vaters, der eigends dazu verschrieben ist, mich anzusehen und nach Gefallen über mich zu verfügen. Es ist ein Squire mit einigen Tausend Pfund Renten und einer erträglichen Physiognomie. Das nächste Dampfschiff bringt ihn uns."

„Sie können scherzen."

„Und weshalb nicht? Wollen Sie, daß ich das Ereigniß tragisch nehme? Mit leichtem Sinne bekämpft man die Widerwärtigkeiten des Lebens am Leichtesten. Sprechen wir nicht weiter davon. Bereiten Sie sich zu Ihrer Reise vor und wenn Sie an der Thür des Postwagens stehen, geben Sie mir einen Wink, damit wir uns zum Abschiede noch einmal sehen. Hören Sie, Gustav? Und nun zu etwas Anderm."

Das Gespräch nahm jetzt eine heitere Wendung. Man erinnerte sich der Zeit, wo Gustav noch als Gast zwanglos in dem Hause des Banquiers aus- und einging; den Festlichkeiten der Familie durch seine Dichtungen einen höhern Reiz verlieh und daselbst öfters ein gewähltes Publikum zu seinen Vorlesungen um sich versammelte. Die Leute, welche damals das Haus zu besuchen pflegten, wurden nach der Reihe citirt; man lobte ihre liebenswürdigen Seiten und scherzte gutmüthig über ihre Schwächen und Eigenheiten. Die alten Damen am Spieltisch, die mit dem Scharfsinn eines Pitt oder Fox die streitigen Tricks für sich zu vindiziren

wußten; die politisirenden Herren, die mit großer Entschiedenheit, das Geschick der europäischen Mächte bestimmend, einen allgemeinen Weltfrieden abschlossen, während sie doch in ihrem Hause stets auf dem Kriegsfuße, höchstens in dem Zustande des bewaffneten Friedens lebten; ferner die jungen, wohlgelockten und reich parfümirten Herren, welche nach dem Vorbilde irgend eines berühmten Dandylöwen ihre Komplimente immer nach einem Schema anbringen, das nirgends recht paßt, und ihre Artigkeiten nach einer Schablone abzirkeln; die jungen gesang- und deklamirsüchtigen Fräulein, die sich von Onkel und Tante zum Flügel ziehen lassen und dann den ganzen Abend nicht wieder von dem Marterstuhle herunter zu bringen sind. Und zu allen diesen Genre's der modernen Welt hatte man die köstlichsten Modelle, die jetzt mit gutmüthigem Spotte vor Gericht gezogen wurden. — Aber auch ernste Erinnerungen tauchten auf und flogen über den heitern Himmel ihrer Träume als verdüsternde Wolken hin. Sie gedachten jenes Tages, als die wachsame Mutter zuerst Verdacht schöpfte und diesen dem Vater mittheilte. Von dieser Zeit an ward Gustav auffallend vernachlässigt. Wenn er an den Gesellschafts-Abenden erschien, wurde er kalt und förmlich behandelt; besondere Einladungen ergingen nicht mehr an ihn. Diese Hindernisse, welche man dem Zusammentreffen Beider in den Weg legte, beflügelte ihre Sehnsucht, und der Funken der Liebe, der in ihrer Brust schlummerte, wurde dadurch zur hellen Flamme angefacht. Wo Gustav nicht mehr öffentlich erscheinen

durfte, dahin suchte er jetzt auf geheimen Wegen zu gelangen. Er traf mit Rosalien im Park zusammen, und an dem Orte, wo sie jetzt verweilten, legten sie das Gelübde gegenseitiger Liebe und Treue ab. Der Bund für das Leben war geschlossen, der erste gelungene Versuch ward wiederholt. Ein ferneres Gelingen machte sie sicher und mitten in dieser Sicherheit überraschten sie der Mutter nie ruhende Späher. Von jenem Tage an waren sie getrennt und nur erst in der letzten Zeit war es ihnen gelungen, sich wieder zu nähern. Die Rosenbergs hatten sich zwar alle erdenkliche Mühe gegeben, es zu hintertreiben, daß man Gustav mit den Festdichtungen beauftrage, namentlich mit derjenigen, welche ihre Tochter sprechen sollte; allein Herr Johannes Wohlhaber hatte es bei einem splendiden Mittagessen durchgesetzt; er schlug dem erbitterten Geld-Aristokraten ein Schnippchen und lachte ihn aus.

Da hielt Rosalie plötzlich inne; auch Gustav horchte auf. Es kam ihnen vor, als ob sich unfern von ihnen im Gebüsche etwas bewege. Was konnte es sein? Wenn sich auch noch fremde Spaziergänger im Garten befanden, würde es sich doch Keiner erlauben, diesen Theil des Parkes zu betreten, der Jedem untersagt war. Oder sollte abermals ein Späher? Der Abend begann bereits herein zu dunkeln und die Liebenden beschlossen, sich zu trennen. Aus natürlicher Scheu, daß ihre schuldlosen Liebesworte von einem Dritten vernommen werden könnten, drückte Rosalie dem Geliebten stumm die Hand

und flog in größter Eile und auf geradem Wege dem Wohnhause zu.

Gustav war zwiefach erregt; ihn bewegte der Abschied von der Geliebten und das Geräusch, das sich eben jetzt wiederholte. Es war ein Horcher gewesen, denn er vernahm jetzt deutlich die Schritte eines sich eilig Entfernenden. Bekannt mit allen Windungen des Parkes machte er sich auf, den kühnen Eindringling zu verfolgen. Allein dieser wurde augenscheinlich vom Glück begünstigt; er entkam und hatte den Ausgang bereits gewonnen, als Gustav erst aus den belaubten Gängen trat. Ein breiter Bowlinggreen trennte sie. Erreichen konnte Gustav den Eindringling nicht mehr, aber er glaubte den Fremden zu erkennen, mit welchem er sich kurz vor seinem Eintritt unterhalten hatte. Irrte er, oder nicht?

Viertes Kapitel.

In großer Bewegung verläßt Gustav den Garten. Von dem geheimnißvollen Fremden, den er erkannt zu haben glaubt, ist keine Spur mehr zu entdecken. Mit raschen Schritten eilt er der Stadt zu, nur mit sich selbst beschäftigt, keinen Blick dem Ufer und dem Strome gönnend, die im letzten Schimmer des Abendroths verschwimmen. Ihm entgegen kommen einige junge Männer seiner Bekanntschaft. Einer ruft ihm zu: „Wohin, Gustav, wohin?"

Gustav blickt auf und gewahrt Robert, einen harmlosen Jungen, den er stets gern gehabt; aber er ist noch zu aufgeregt, um viel zu sprechen, und sagt nur: „Nach Hause!"

„So recht!" entgegnete Jener. „Ja, ihr Dichter habt es gut. Wer doch auch Einer werden könnte! Sie schwärmen umher, wann es ihnen gefällt, sie kehren heim, wann sie mögen, kein Mensch fragt darnach; es wird ihnen Alles gut geheißen und höchstens ruft man: Laßt den Phantasten gehn! Wir armen Menschenkinder aber, die am Comtoir- oder am Aktentisch gefesselt sind,

müssen unsere Zeit besser zu Rathe halten, und erst jetzt, spät am Abend, ist es uns vergönnt, frische Luft zu athmen."

Während dieser Herzensergießungen hatte sich Gustav gesammelt und begrüßte den Freund mit herzlichen Worten.

„Das lasse ich mir gefallen!" entgegnete Robert. „Wir glaubten schon, die Ereignisse der letzten Tage hätten Dich stolz gemacht, denn es kommt öfters vor, daß den Leuten der Weihrauch zu Kopfe steigt. Da Du aber noch der Alte bist, so sollst Du uns auch heute Abend nicht wieder verlassen."

„Wo wollt Ihr denn hin?"

„Zur Frau Berger, „„im goldenen Fisch."" Sie erwartet uns, denn wir haben gestern sagen lassen, wir würden kommen. Du kennst in ihrem Garten den Balkon, der luftig in den Strom hinausgebaut und von der Landseite mit dichtem Gebüsche umgeben ist? Den haben wir bestellt und ein Abendessen dazu! Sei unser Gast. Du wirst in diesen Tagen muthmaßlich hierhin und dorthin gebeten werden; man wird Dich überall prächtiger, kostbarer bedienen, aber nicht herzlicher. Nun, kommst Du mit?"

„Ich komme mit!" entgegnete Gustav, der wohl fühlte, daß er einer Zerstreuung bedurfte und dem dies Zusammentreffen ein sehr willkommenes war.

„Herrlich!" rief Robert. „Du bist heute von einer Nachgiebigkeit beseelt, die Dir nur selten eigen ist. Aber sie soll belohnt werden. Eduard, Du bist der Leichtfüßigste

von uns Allen! Eile vorauf, melde unsere Ankunft und sorge dafür, daß die kostbaren Tropfen nicht fehlen, die unsere Dreimaster so bereitwillig von den Ufern der Garonne uns zuführen. Du aber, Theodor, erinnre Dich, daß Dir eine freundliche Muse die Gabe des Gesanges verliehen hat, und sinne auf fröhliche Melodieen, die uns erheitern und uns allenfalls auch — der Herr Gerichtspräsident ist ja nicht dabei — begeistern."

So kam die muntere Genossenschaft vor dem „goldenen Fisch" an und eilte über den hell erleuchteten Flur nach dem Garten. „Guten Abend, meine Herren," begrüßte sie die Wirthin im Vorüberstreifen. „Sie finden Alles in Ordnung und sind bis auf wenige Gäste, die sich auch bald entfernen, ganz unter sich."

Diese letztere Nachricht war den jungen Männern sehr willkommen. Sie lachten und scherzten gern, aber sie vermieden dabei am liebsten die Zeugen, die nicht selten das harmlose Treiben, welches sie belauschen, mit grellen Farben ausgemalt, an ungehörigen Orten wieder vorbringen.

Während indessen die letzten nothwendigen Vorbereitungen zum Abendbrod getroffen wurden, zerstreuten sich die Freunde und gingen einzeln oder paarweise im Garten auf und ab. Gustav stand am Ufer des Stromes und sah in die vorüber hüpfenden Wellen, die, einer fernen Zukunft entgegen getragen, stets seltsame Gefühle und Gedanken in dem Herzen eines Dichters erregen.

Da nahte sich ihm ein junger Mann, Ernst mit

Namen, der sich erst seit Kurzem diesem Zirkel ange-schlossen hatte und der, seiner ganzen Natur nach, zu finsterer Religionsschwärmerei neigte. Er wollte ur-sprünglich Theologie studiren, konnte hierzu nicht die nöthigen Mittel auftreiben und mußte sich durch Unter-richtgeben, Kopiren und ähnliche Arbeiten sein Fort-kommen schaffen, bis es ihm endlich gelang, bei einem vornehmen Herrn, der seine Ansichten und Gesinnungen theilte, die Stelle eines Sekretärs zu erhalten. Nun in seiner ökonomischen Lage gesichert, überließ er sich, von seinem Herrn aufgemuntert und unterstützt, unge-stört jenen Forschungen und Grübeleien, die gewöhnlich alles ächte Christenthum in den Gemüthern vertilgen, und Haß und Unduldsamkeit dafür an dessen Stelle setzen. So schloß sich auch Ernst nur den geselligen Kreisen junger Leute an, nicht weil ihr harmloses, frohes Treiben ihn ansprach und er gern Theil daran nahm, sondern, weil er hoffte, den Einen oder den Andern durch seine Ueberredung von der Lasterbahn, worauf er, seiner Meinung nach, wandle, abzubringen, und ihn „auf den Weg des Heils zu führen.“ In diesem Sinne handelte Ernst auch, als er sich Gustav näherte und dessen poetisch-selige Stimmung gänzlich mißkennend, zu ihm sagte: „Sie scheinen auch gezwungen hier zu sein und sich nicht verabredet zu haben, wie man am besten diese Abendstunden tödte?“

Gustav, der in Gedanken verloren, nur die ersten Worte dieser Anrede halb hörte und sie auf die Art und Weise bezog, wie er in den Kreis der Freunde

getreten war, richtete sich mit einem Seufzer auf und sagte: „Allerdings nur ein Zufall führte mich mit Ihnen Allen zusammen."

„Ich dachte es wohl," entgegnete Ernst. „Geben Sie mir Ihren Arm. Wir wollen hier am Ufer auf und ab wandeln und uns vertraulich mit einander besprechen. Ich fühle mich unwillkührlich zu Ihnen hingezogen und hätte Ihnen Manches zu sagen und zu klagen, was hoffentlich in Ihrer Brust ein Echo findet."

Beide gingen nebeneinander auf und ab, und bald hatte Ernst durch einige fein berechnete Wendungen ein Gespräch in Gang gebracht, das die heiligen Interessen der Menschen berührte. Da Ernst Anfangs sehr behutsam auftrat und seinem Gefährten hinlänglichen Raum vergönnte, so gelang es ihm leicht, ihn für diese und jene Ansicht zu gewinnen und sich seines Beifalls zu versichern. Nun glaubte er gewonnenes Spiel zu haben und einer so engen Zurückhaltung nicht mehr zu bedürfen. Er hielt sich für vollkommen am Ziel, eben deshalb sollte er jetzt erfahren, daß er sich vielleicht weiter als je von demselben entfernte. Die Unduldsamkeit des finstern jungen Mannes hatte Gustav bereits mehrere Male unsanft verletzt, und er war mit erzwungener Mäßigung ausgewichen; als nun aber Ernst mit Feuer und Schwerdt gegen alle Diejenigen zu Felde zog, die es sich erlaubten, die Aussprüche der Begründer unserer Religion nach ihrer Weise auszulegen und zu deuten, die sich nicht damit begnügen wollten, dasjenige auf Treu' und Glauben anzunehmen, was ihnen

überliefert wurde, und sich erlaubten, selbst zu denken und eine eigne Meinung zu haben, da ward Gustav warm, und mit großer Energie entgegnete er dem beredten Proselytenmacher:

„Ich bin der festen und unumstößlichen Ueberzeugung, mein Herr, daß jedes freie und aufrichtige Streben, welches sich bemüht, den wahren Sinn zu erforschen, der in den Aussprüchen der Begründer des christlichen Glaubens liegt, unsere volle Achtung verdient.“

„Wie können Sie solche Ansicht aufstellen, Gustav?“

„Mit demselben Rechte, womit Sie die Ihrigen geltend machen. Wem der Himmel Denkkraft verliehen hat, der wende sie an und suche zu erforschen, was für ihn und seine Nebenmenschen ihm gut und heilsam dünkt. Aber dabei soll man es bewenden lassen. Wer die Freiheit des Gedankens bei sich geschützt sehen will, dem soll sie auch bei Andern heilig sein. Aber wer mit diesem Streben nach eigner Anerkennung zugleich Geringschätzung gegen Diejenigen verbindet, die die Wahrheit auf einem andern Wege erforschen zu können glauben, der handelt eben so unvernünftig und unchristlich als Diejenigen, welche ihre Mitbrüder verdammen, weil sie mit Treu' und Glauben an dem festhalten, was ihnen überliefert worden ist. Und weil ich zu Denen gehöre, welche die vollkommenste Freiheit in Glaubenssachen gestatten, so zürne ich auch Ihnen nicht, ob Sie sich gleich dem Panier der bittersten Unduldsamkeit zugesellen.“

„Und mit Recht!“ eiferte Ernst. „Kann ein Ding zugleich sein und nicht sein? Entweder ist es wahr

oder es ist falsch. Entweder lügt die Schrift oder sie ist unumstößlich. Hier kann nur eine Meinung herrschen, nämlich die wahre; alles Andere ist Lüge, die sich den Schein von Wahrheit zu geben sucht."

„Das gebe ich Ihnen nicht zu!" entgegnete Gustav eben so lebhaft. „Gott hat in seiner unendlichen Weisheit und Güte vor allen Dingen in die Natur ein unbegränztes Streben nach Mannigfaltigkeit gelegt; er hat die Kräfte des Leibes und die Fähigkeiten des Geistes in dem verschiedensten Maße vertheilt. Das können Sie nicht leugnen."

„Und was beweist das?"

„Das beweist Ihnen hinlänglich, daß es verschiedene Meinungen giebt und geben muß; denn durch jenes Streben nach Mannigfaltigkeit ist eine Uebereinstimmung der Ansichten über Alles und Jedes, am hauptsächlichsten aber über das, was nicht mit den äußern Sinnen zu erfassen ist, möglich gemacht."

„Dem ist nicht so, behaupte ich."

„Doch, mein Freund! Ich habe mich wohl wenig mit solcherlei Erörterungen und Grübeleien abgegeben, denn ich weiß, daß sie selten zu einem erfreulichen Resultate führen; aber ich weiß doch, daß nie und zu keiner Zeit in dem übersinnlichen Theile der Religion Einstimmigkeit geherrscht hat."

„Das ist nichts als Phrasenwerk!" rief Ernst. „Dagegen soll man zu Felde ziehen mit aller Kraft und Ausdauer, und alle falschen Theorieen mit der Wurzel ausrotten."

„Welche fanatische Ideen! Bedenken Sie nicht, daß zu allen Zeiten, wo der Hochmuth menschlicher Machthaberei sie zu erzwingen gesucht hat, die Religion ein Gegenstand des Hasses geworden ist? Hat etwa die Verehrung des göttlichen Wesens in seinen äußern Formen sich vom Anbeginn unverfälscht in derselben Gestaltung erhalten können? Wechselte sie nicht nach der Verschiedenheit der Länder, Verfassung und Zeiten? Der Stempel, der ihr bei der ersten Bildung der Staaten von Priestern und Königen aufgedrückt wurde, wo ist er geblieben? Die kirchlichen Gebräuche wurden verändert und vermehrt; der Sinn und die Bedeutung des Bestehenden wurden umgewandelt. Nun ward aus der Gottesverehrung eine Wissenschaft, deren geistiges Fundament im Schooße der Priesterschaft ruhte, und diese erklärte jede Verletzung dieser Formen für ein Verbrechen gegen Gott. Nun also, Ernst, wenn es so unendlich schwer, ja unmöglich war, daß die Ceremonieen der Gottesverehrung dem Wechsel entgingen, die doch ihrer Wesenheit nach so viel Kompaktes haben, um wie viel weniger muß dies mit dem geistigen der Religion der Fall sein."

Ernst schwieg still.

Gustav nahm seine Hand und sagte: „Woher diese Unduldsamkeit? Werfen Sie sie von sich. Stärken Sie Ihr Gemüth an den Worten eines großen deutschen Fürsten, Kaiser Josephs des Zweiten, die der Nachwelt aufbewahrt wurden. Ich erhielt diese Worte, die „Gebet" überschrieben sind, von Freundes Hand, und ich

habe sie so oft gelesen, daß sich mir jedes Wort fest einprägte.

„„Ewiges, unbegreifliches Wesen!““ so betete der Kaiser, „„Du bist ganz Duldung und Liebe. — Deine Sonne scheint dem Christen, wie dem Gottesleugner. — Dein Regen befeuchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in den Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe! lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalten, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, Dein Geschöpf, soll weniger duldend sein? Soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach seiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwerdt bekehren? Nein, allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfassendes Wesen! dies sei weit von mir! Ich will Dir gleichen, so weit ein Geschöpf Dir gleichen kann — will duldend sein wie Du! — Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht die Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt; Jeder bete Dich, ewiges Wesen, nach der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft? Ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intolleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe

meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von Denen kommen, die sich Deine Priester nennen. Verlasse mich also nicht mit Deiner Macht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges unerklärbares Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige, und daß das Gesetz unseres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe ist, durch mich erfüllt werde.""

Gustav hielt inne. Diese einfachen, wahrhaft kaiserlichen Worte, die einer der größten deutschen Fürsten öffentlich gesprochen, hatten ihn aufgeregt, und flammenden Blickes sah er nach Ernst hinüber, als hoffe er ein Zeichen der Zustimmung von diesem zu vernehmen. In der That hatte dieser nicht sogleich eine Entgegnung zur Hand, sei es, daß er von der Wahrheit des Gesagten überzeugt war, sei es, daß seine Gegenwart des Geistes ihn verließ, er wandte nichts ein. Aber wie in der Regel der Besiegte nur um so erbitterter gegen seinen Feind wird, eiferte auch Ernst gegen Gustav im übermäßigen Zorn und schalt und tobte, wo er nicht zu überzeugen und zu lehren vermochte.

Einige Zeit ertrug Gustav diese Vorwürfe geduldig, dann aber stand er plötzlich still und sagte mit großem Ernste: „Enden wir! Ich werde dieses Gespräch unter keiner Bedingung fortsetzen. Zum Schlusse unserer Unterhaltung will ich Ihnen nur einige Worte in das Gedächtniß zurückrufen, goldene Worte, die von einem wahren Freunde unserer Religion herrühren, und die

von Ihnen, der Sie ein so eifriger Verfechter der protestantischen Religion sein wollen, wohl beherzigt zu werden verdienten. Der Glaube an unsere Kirche ist für uns Protestanten ein Bedingniß zur Seligkeit. Aber dieser Glaube bleibt nur in uns lebendig, wenn nicht Gleichgültigkeit, die man uns in unserer Jugend einprägt, herbeigeführt wird. Dies geschieht aber, wenn von der Kanzel herab oder in den Volksschriften bedeutender Theologen eine andere Lehre erschallt als in den Schulen gelehrt wird; wenn die Anhänger der letztern dem Vorwurfe der Frömmelei, der Verfinsterungssucht und dem Mysticismus blosgestellt werden. Dies hat jetzt den höchsten Gipfel erreicht; der Kirchen- und Schulglaube ist ein anderer, der Glaube der aufgeklärten Geister ist wieder ein anderer als der Kirchen- und Schulglaube. Das ist die Klippe, woran Ihr scheitert. Davor hütet Euch. Wenn die Protestanten in den verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes sich gegenseitig Unglauben vorrücken, wenn sie den Geist der Liebe, der Schonung und der Duldung verleugnen, dann treten ihre Widersacher, die immer aufmerksam auf die Schwächen anders Denkender sind, festen Schrittes dazwischen; sie verstärken ihre Reihen mit Denjenigen unter uns, die sich nach einem positiven Glauben sehnen, ohne im Stande zu sein, die im Wirrwarr der Meinungen versteckte Wahrheit aufzusuchen."

Das war für Ernst zu viel. Er sagte sich von dem freigeisterischen Gustav für immer los, rief das Anathem über ihn und erklärte, daß er seiner nie mehr anders

als eines Verlorenen gedenken und seinen Umgang meiden werde. Auch kehrte er sogleich, mit frommen Verwünschungen auf den Lippen, nach der Stadt zurück.

„Wahrhaft christlich!“ rief Gustav ihm nach und suchte seiner bittern Gefühle Herr zu werden, die durch dieses Gespräch in ihm erzeugt wurden, was ihm kaum gelungen war, als die Freunde, die ihn schon einige Zeit vergebens suchten, zu ihm herantraten und zur Mahlzeit einluden.

Der erste Theil eines Soupers ist selten für einen Dritten interessant. Die Gäste sind hungrig und durstig, es wird nur gegessen und getrunken; die Unterhaltung ist schwach und beschränkt sich meistens auf das Materielle; höchstens vernimmt man eine Hindeutung auf das, was noch kommen könne. Aber wenn der Nothwendigkeit genügt ist, wenn die letzte, feinere Schüssel, das Desert, und der edlere Wein servirt werden, dann ist es angenehm, in der Gesellschaft aufgeweckter Männer zu sein. So auch an dieser Tafel, wo bald das lebhafteste Gespräch herrschte, wo tiefer Ernst mit lebendigem Humor wechselte, und nur eine allgemeine Stille eintrat, wenn Theodor mit seiner schönen Tenorstimme ein tiefempfundenes Lied sang.

„Die Kunst soll leben!“ rief Gustav, als eben der Ton eines Liedes verklungen war. „Die heilige, freie Kunst, und alle Jünger, die sich ihr mit reinem Herzen weihen.“

Alle stießen jubelnd mit den Gläsern aneinander.

„Ja, sie lebe tausend Mal hoch!“ fuhr er, vom

Weine angeregt, fort. „Sie, die uns die edelsten Gefühle und Gesinnungen einflößt, die uns über jede Armseligkeit des Alltagslebens hinweghilft und uns zu bessern Menschen macht, wenn wir mit treuem Sinn ihr anhangen! Meine lieben Freunde, welches auch die Bestimmung sei, der Euer Leben geweiht ist, vergeßt nie, daß noch etwas in Euch schlummert, was sich nicht durch Kanzleiformen oder logarithmische Tabellen deutlich machen läßt; pflegt und bewahrt diesen lichten Stern, und Ihr habt Euch ein Asyl geschaffen, zu dem Ihr stets flüchten, wo Ihr stets Muth und Ausdauer zu jeder Zeit der Trübsal finden werdet."

Die Freunde ließen sich von der Begeisterung des Freundes mit fortreißen, und das Gespräch wurde ernst, fast zu ernst für eine solche Veranlassung. Es kamen Gegenstände zur Sprache, die man in einem so lebensfrohen Kreise kaum für möglich halten sollte, und Gustav war überall der Erklärer und Vermittler. So saßen sie nebeneinander, eifrig redend und noch eifriger hörend, aber keiner bemerkte, was sich in ihrer Nähe ereignete. Der Balkon, auf welchem die Gesellschaft saß, war mit dem Garten fast von gleicher Höhe, nur auf zwei niedrigen Stufen stieg man denselben hinan. Rechts führte eine Treppe zum Niveau des Stromes hinab, und hier lagen stets mehrere Kähne zur Abfahrt bereit. In der Nähe dieser Treppe bildete sich von dichtem Gebüsche eine natürliche Laube, und in derselben saß ein fremder Mann, der sich wenig mit der vor ihm stehenden Flasche beschäftigte, desto mehr aber auf das Gespräch der

jungen Leute horchte, welches mit steigender Lebhaftigkeit auf dem Balkon fortgesetzt wurde. Der Charakter der Landschaft war verändert; der letzte Schimmer des Abendroths verglommen. Leichte, durchsichtige Nebel stiegen aus dem Bette des Stromes auf und schaukelten sich auf der Fluth hin und her. Aber die Himmelsdecke war lichtblau, einzelne Sterne blitzten hier und da auf, und die volle, prächtige Scheibe des Mondes stieg daran empor. Ein leiser, leiser Hauch, kaum fühlbar den Zechern auf dem Balkone, streifte über den Strom hin; er trieb den Nebel vor sich her, und der Spiegel des Flusses ward mit dem magischen Lichte des Mondes übergossen. Es hatte sich das Gespräch, die allzu ernsten Gegenstände betreffend, erschöpft, und man kehrte allgemach zu den Wirklichkeiten des Lebens zurück. Jeder sprach, nach Roberts Aufforderungen, seine Wünsche und seine Hoffnungen für die Zukunft aus; Jeder legte offen dar, was er bereits für das Leben gethan, und was er noch thun wolle; was er bereits erreicht und noch zu erreichen beabsichtige. Und wenn seine Bekenntnisse vollendet waren, wenn er den Freunden den bescheidenen Lebensplan, den er sich entworfen, mitgetheilt hatte und in der Hoffnung schwelgte, daß sich ihm dies Alles einst erfüllen sollte, dann ergriffen die Uebrigen das Glas und tranken auf einen fröhlichen Ausgang.

„Und Du, Gustav! Und Du?“ riefen jetzt Alle diesem zu.

„Ja, meine lieben Freunde! Ihr sollt auch auf die Erfüllung meiner Herzenswünsche trinken. Aber nicht

in diesem Weine soll es geschehen; erlaubt mir, für einen Augenblick die Rolle des Gastes mit der des Wirthes zu vertauschen."

„Angenommen!" riefen die Uebrigen.

„Bringe uns Champagner, mein liebes Kind!" rief Gustav dem aufwartenden Mädchen zu. „Nur in diesem Weine wohnt die ächte Begeisterung. Er ist das wahrhafte Lebenselixir für alle Musensöhne, und leicht vergessen wir die alltäglichen Sorgen des Lebens, wenn wir uns mit seinen goldenen Fluthen berauschen."

Der Champagner wurde gebracht und die langen Kelchgläser auf die Tafel gestellt. Eine Flasche ward geöffnet; mit lautem Knall flog der Pfropfen in die Höhe, und die schäumende Fluth des Weines wallte hoch auf.

„Meine Wünsche umfassen nur Eins!" sprach Gustav. „Eine sorgenlose Existenz, die mir erlaubt, meine schöpferische Kraft ihrem freien Lauf, ihrer ungehemmten Entwicklung zu überlassen, und mich nicht an ein mechanisches Geschäft kettet, das allen Lebensmuth in mir ertödtet und die Schwungkraft meines Geistes lähmt. Ich will nicht müßig sein, ich will fleißig arbeiten, vielleicht fleißiger wie Einer von Euch Allen, aber ich will es nicht zu bestimmten Stunden thun, weil arbeiten müssen nie ein erfreuliches Resultat für die Kunst liefern kann. Ich will nur schaffen, wenn mich der Geist dazu treibt. Dies, meine Freunde, ist es, was ich mir wünsche, aber keinen Reichthum, keinen Ueberfluß, keinen Müssiggang, den ich hasse, wie die Sünde. Gieb mir

ein Zeichen, gute Vorsehung, daß ich dies erreichen werde, dies und den Besitz meiner geliebten Rosalie, dann bin ich der glücklichste Mensch auf Erden!"

„Er begehrt ein sichtbares Zeichen!" rief Theodor. „Er will einen Orakelspruch! O wie Schade, daß wir keine Pythia, keinen delphischen Apoll in der Stadt oder deren Umgegend haben!"

„Spotte meiner nicht!" ermahnte Gustav. „Hättet Ihr eine Ahnung des Gefühls, das jetzt in meiner Brust auf und ab wogt, Ihr würdet Mitleid mit mir haben. Aber es ist zugleich eine glückliche Stimmung, die mir Muth und Vertrauen zu mir selbst giebt. Ich fühle mich stark wie nie, und in mir spricht eine Stimme klar und deutlich, daß ich erringen werde, weshalb ich mich bemühe."

„Und fast sollte man es glauben," sprach Robert zu den Andern. „Seht doch nur, wie sein Auge leuchtet! Es ist, als ob ein fremder Geist aus ihm spräche. Ist es der Dichtergeist, der in ihm wohnt und ihm die schönen Lieder und Gesänge eingiebt?"

Die Freunde nickten stumm mit dem Kopfe und Robert fuhr, zu Gustav gewendet, fort: „Wir glauben Dir, wir müssen Dir glauben, was Du uns mit einer solchen Zuversicht verkündigst. Und sind nicht am Ende schon die Vorboten dieses Glückswechsels da? Wie hat sich die Theilnahme des Publikums für Dich gesteigert? Wie bringen Dich die Verse, die Du zu der bevorstehenden Festlichkeit gedichtet hast, in Aller Mund, in Aller Gedächtniß, nicht zu gedenken des gewichtigen

Ehrensoldes, den man Dir dafür gereicht hat. Und wenn wir nun annehmen, daß Deine Lieder morgen auch noch Andern, Mächtigeren, gefallen, wie leicht wäre es da möglich, daß der hohe Herr Dich in seinen Schutz nähme und auf diese Weise Deinem Schicksal eine Wendung gäbe, deren Folgen gar nicht zu berechnen sind."

„Es sei!" rief Gustav. „Ich will es glauben, ich will hoffen und vertrauen, daß endlich der Tag gekommen ist, der mir Ersatz geben soll für Das, was ich bisher entbehren mußte. Ich habe meine Jugend unter Fremden verlebt, ich habe nie Vater, noch Mutter gekannt; ich lebte von Wohlthaten und verdankte bisher Alles dem guten Willen Anderer, nichts mir selbst. Mit dem ersten selbstständigen Schritt, den ich gethan habe, ändert sich die Constellation. Ich sehe eine lachende Ferne vor mir, über mir das Firmament mit seinen schimmernden Sternen; unter ihnen ist auch der Glücksstern, der mir leuchtet! Ich bringe es ihm!"

Mit einer gewissen Feierlichkeit nahm er eine neue Flasche und öffnete sie. Er füllte sein Kelchglas und sprach: „Ihr wißt, was ich gesagt habe; welche Hoffnungen in mir angeregt sind, welche Erfolge ich an die Erfüllung derselben knüpfe. Ich glaube fest an eine Wendung meines bisherigen Geschicks! Möge sie so gewiß eintreten, als ich dieses Glas, welches ich jetzt leere, niemals wiedersehen werde."

Er leerte das Glas und warf es kopfüber in den Strom. Dieser, ruhig da liegend wie ein Spiegel, erlitt durch diese Berührung eine Erschütterung und zitterte

hin und her; die aufwallende Fluth verschwand in immer größeren Kreisen. Dann war wieder alles ruhig. Die Freunde saßen sich schweigend gegenüber. Keiner wagte es, die feierliche Stille zu unterbrechen. Da erhob sich der Unbekannte in der Laube und trat einige Schritte vor. Als er aus dem Schatten des Gebüsches vollends heraus war, fiel das volle Licht des Mondes auf ihn, und er ward Allen sichtbar. Fragend sahen die Freunde sich an, denn sie hatten sich allein geglaubt. Gustav konnte sich eines leisen Zitterns nicht erwehren. Er erkannte den Fremden, mit dem er im Laufe des Nachmittags bereits zwei Mal zusammengetroffen war. Eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Das ist Dein böser Dämon, und Du wirst nicht die Kraft haben, Dich den Schlingen, die er Dir legt, zu entziehen." Dieser Gedanke marterte ihn. Seine Erregung würde bei den Freunden die lebhafteste Besorgniß erweckt haben, wenn sie ihn jetzt beobachtet hätten; aber keiner sah nach ihm, der Fremde hatte ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Dieser — ohne sich um die staunende Gesellschaft im Geringsten zu kümmern — stieg die Treppe hinab, die zum Flusse führte; er bestieg einen Kahn und stieß vom Ufer ab. Mittelst einer kaum hörbaren Bewegung des Ruders gab er dem Fahrzeuge die nöthige Richtung und steuerte gerade in den Strom hinaus; dann beschrieb er mit demselben einen Kreis und ließ den Blick aufmerksam über die Wasserfläche hingleiten. Jetzt zog er das Ruder langsam ein, bückte sich, als ob er etwas auf der Fluth Treibendes auffinge und

kehrte dann mit seinem Kahne bis zum Fuße der Treppe zurück. Alle hatten diesem seltsamen Beginnen schweigend, aber mit innerer Erregung zugesehen; am aufgeregtesten erschien Gustav. Der Fremde betrat den Garten wieder und näherte sich der Gesellschaft auf dem Balkon.

„Sie entschuldigen, meine Herren, daß ich Sie störe," begann er mit einer wohlklingenden Stimme; „aber ich bin vielleicht im Stande gewesen, Jemandem von Ihnen einen Dienst zu erweisen." Nach diesen Worten wandte er sich an Gustav besonders: „Ich sah, wie Sie, wahrscheinlich aus Versehen, ein Glas in den Strom fallen ließen. Mein geübtes Auge ließ mich bald erkennen, welches Wunderbare sich ereignete. Das Glas war nicht gesunken, sondern trieb, wie ein Lilienkelch, auf der klaren Fluth; das ist ein sehr außergewöhnliches Ereigniß und beweist, daß Sie eine glückliche Hand haben. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen und glaube meine Mission am besten zu erfüllen, wenn ich meine Behauptung mit einem nicht zu bestreitenden Beweise belege, und für einen solchen halte ich es, wenn ich Ihnen hiermit das Verlorne zurückstelle. Ich habe die Ehre allerseits eine ruhige Nacht zu wünschen."

Der Fremde verbeugte sich und ging. Gustav schrie laut auf: „Es ist das Glas, woraus ich getrunken habe, und alle meine Hoffnungen sind schonungslos zertrümmert!"

Robert suchte ihn zu beruhigen: „Wir leben nicht in den Zeiten des finstern Aberglaubens, wir sind die Söhne einer aufgeklärten Zeit. Ist dies wirklich Dein

Glas, so ist die Erhaltung desselben ein reiner Zufall. Aber ich glaube auch dies nicht, sondern denke mir, der schwarze Kerl, der es nun einmal auf Dich abgesehen hat, wollte Dir zu guter Letzt noch einen Schrecken einjagen und hat uns ein ganz anderes Glas gebracht als das, was Du weggeworfen hast. Es wäre doch auch gar zu unwahrscheinlich, daß sich ein solches schwimmend erhalten könnte."

„Ja, ja, so wird es sein!" riefen die Andern, entweder weil ihnen dies einleuchtete, oder weil sie Gustav diese Ueberzeugung einzuflößen wünschten, dessen Aufregung ihre Besorgniß weckte.

„Und wenn Ihr Recht hättet!" entgegnete er. „Mir würde es doch anders sein. Ich halte dies Glas für dasjenige, welches ich in die Fluth warf. Mit ihm sind alle meine Hoffnungen vernichtet! Der dort oben hat meine Bitten verworfen! Ich verliere in diesem Augenblicke meine Zukunft, Rosalie, Alles!"

Er sank in den Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen: „Wenn Euch Eure Ruhe etwas gilt, meine Freunde, so laßt Euch das Ereigniß dieser Stunde zur Warnung dienen. Ruft nie den Himmel um ein sichtbares Zeichen an, woran Ihr erkennen wollt, ob er Euch erhöre oder verstoße; sucht nicht aufzuhellen, was er selbst vor Euch verbirgt. Ich bin vielleicht von einem Betrüger getäuscht, aber mir gilt als Wahrheit, was geschehen ist. Wenn ich hundert Jahre lebe, so würde ich nie die unheimliche Gestalt vergessen, wie sie über den Strom hingeleitete, und wie sie mit hämischem

Lächeln das Glas vor mir auf den Tisch stellte. Entsetzlich!"

„Wir wollen versuchen," sprach Robert leise zu Eduard, „ihn zur Heimkehr nach der Stadt zu bewegen. Wenn er von diesem Orte entfernt ist, wird er vielleicht ruhiger, und es gelingt uns, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Hätten wir ihn nur nicht beredet, uns zu begleiten; wenn dieser unangenehme Auftritt von schlimmen Folgen ist, werde ich mir stets einen Vorwurf daraus machen, ihn um seine Begleitung ersucht zu haben."

Die Freunde vereinigten ihre Bitten, und Gustav gab nach. Das Mahl, welches einen so fröhlichen Anfang gehabt hatte, nahm ein betrübendes Ende. Gustav ging stumm neben den Freunden her und machte die Bemühungen Derer, die ihn zerstreuen wollten, durch ein beharrliches Schweigen zu schanden.

Sehr erwünscht war es daher Allen, als sie am Ausgange des Dorfes ein unbesetztes Fuhrwerk antrafen, dessen Führer sich bereitwillig finden ließ, sie nach der Stadt zurückzubringen.

Fünftes Kapitel.

Wir überlassen nun Gustav der Sorgfalt seiner Freunde und folgen dem Fremden, der mit raschen Schritten der Residenz zueilt. Diese lag still und schweigend da. Die Nacht hatte sie mit ihrem schwarzen Mantel bedeckt, Alles athmete Ruhe und Frieden. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten die Straßen, die einerseits im Festschmuck prangten, andererseits aber auch von allen Menschen verlassen waren; man sah steinerne Mauern, die mit Blumengewinden, Laubketten und Kränzen verziert waren; diese sahen in der Dunkelheit wie Hautreliefs aus und waren nur auf Augenblicke erkennbar, wenn der ungewisse Schimmer einer Laterne auf sie fiel. Man glaubte sich in einen weiten öden Festsaal versetzt, aus welchem plötzlich alle Gäste durch irgend ein unerhörtes Schicksal vertrieben wurden. Nur auf dem großen Marktplatze, im Mittelpunkte der Stadt, war noch eine rege Thätigkeit. Die dort befindliche Ehrenpforte harrte der letzten Vollendung und hundert Menschen arbeiteten daran beim Fackelschein. Ein seltsames Schauspiel war es, die Arbeiter bis zum Gipfel

dieses Ehrenbogens auf schwanken Leitern emporsteigen zu sehen, den Schmuck, den sie in Händen trugen, dort befestigend, und dann wieder eben so schnell hinabeilend, stets einen Fackelträger zur Seite. Dazwischen erscholl die befehlende Stimme des leitenden Baumeisters. Die Antworten der Arbeiter flogen herüber und hinüber. Lachen und Scherzen wurde gehört. Alles ward mit Lust und Liebe gethan.

Ihn — den Fremden — kümmerte dies nicht. Er sah weder rechts, noch links, sondern schritt eilig über den Marktplatz weg in sein Hotel. Die Kerzen brannten hell und ohne Verzug setzte er sich an seinen Schreibtisch. Die Feder flog über das Papier; er war mit ganzer Seele bei dem, was er schrieb. Nach einer Weile hielt er inne und sagte: „Die Welt wird es ein Bubenstück nennen! Mag sie! Eines mehr zu Vielen! Ich thue es aus Liebe!"

Er fuhr fort zu schreiben, dann sprach er weiter: „Und wird sein Herz brechen, wenn er sich von Derjenigen trennen muß, die er bisher liebte? Nein! Er ist ja ein Mann! Er wird nur trauern, bis er für das Verlorne einen Ersatz findet, ich kenne das. Es ist der gewöhnliche Lauf der Welt. Aber sie? Wird sie nicht? ... Was kümmert es mich? Sie ist übrigens in Glanz und Fülle geboren, die Tochter eines reichen Wechselherrn, ihr kann es ohnedies nicht fehlen. Ich erfülle meine Sendung, ich sorge für das Glück Derer, die mir anvertraut sind von Gott; weiter habe ich nichts zu vertreten."

Aber diese einzelnen, abgerissenen Worte und Phrasen geben keinen Aufschluß über das geheimnißvolle Wesen des Fremden, der nun schon so lange die Aufmerksamkeit für sich erregt hat und jetzt wenigstens theilweise aus dem Nimbus heraustreten soll, der ihn bisher umgab. Dazu ist es nöthig, eine Vorgeschichte anzufangen, die aber in diesem Kapitel zugleich beendigt werden soll.

Unser deutsches Vaterland hat vor längerer Zeit — in unsern rasch fortstürmenden Tagen kommt sie uns schier vor, wie eine sagenhafte, die der grauen Vergangenheit entlehnt wurde, obgleich kaum ein Menschenalter dazwischen liegt — eine Periode durchlebt, während welcher eine Herrscherin das Regiment führte, deren Einfluß allmächtig war. Dies war die Periode der Sentimentalität. Alles huldigte ihr. Auf ihrem Altar wurden häufige Opfer gebracht. Die Literatur ging mit einem schönen Beispiel voran. Zuerst die leichten Plänkler, die Liederdichter, die über eine Rose oder über den Ton einer Nachtigall außer sich geriethen und so große Zauberer waren, daß sie mittelst eines idealen Thautropfens den Augen ihrer empfindsamen Leser einen Thränenstrom entlockten. Ihnen folgte das konsistentere Heer der Erzähler und Romanciers und nach diesen rückte als schweres Geschütz das Drama in das Feld. Was die Literatur darbot, wiederholte sich im Leben; sie war eigentlich nur ein Spiegelbild desselben. In den Familien und Gesellschaftskreisen herrschte diese allmächtige Göttin und noch in spätern Zeiten, als von

der hier die Rede ist, war sie im Stande, durch ein einziges rührendes Kapitel eines beliebigen Buches ganze Verbrüderungen hervorzurufen. Zum Exempel diene das Kapitel von dem Franziskanermönch in Yorik's empfindsamen Reisen und die daraus hervorgegangene Stiftung des Lorenzodosen-Ordens durch den Dichter Georg Jacobi in Pempelfort. Zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, beschäftigte man sich mit andern Büchern, und namentlich war es eine neue Ueberarbeitung der Insel Felsenburg, die von den weichmüthigen Lesern verschlungen wurde. Am tiefsten hatte dies Buch wohl auf ein Ehepaar gewirkt, das die mittlern Jahre noch nicht überschritten hatte, dessen Reichthum ihm große Ansprüche an das Leben gewährte, das sich aber von Allem zurückzog, weil es sich von jedem rauhen Worte unangenehm berührt fühlte, und eine freiwillige Verbannung aus den gesellschaftlichen Kreisen vorzog, um sich nur ganz den poetischen Schwärmereien, denen es sich einmal überlassen hatte, ungestört hingeben zu dürfen. Bei einem solchen Paare, das ein so rein poetisches Leben führte, und dem der Zufall die Mittel verliehen hatte, alle ihre Capricen durchzusetzen, scheint die Bezeichnung durch bürgerliche Namen kaum denkbar. Kommt nun noch hinzu, daß durch einen etwas malitiösen Zufall er den Namen Zacharias führte, und sie Susanne hieß, ihr Familienname aber Torfstecher war, so ist es erklärlich, daß diese profanen Benennungen nur dann erwähnt wurden, wenn dies unumgänglich nothwendig war; denn sonst nannten sie sich Philemon

und Baucis, und ahmten diesem antiken Liebespaar, so viel es sich thun ließ, nach. Es heißt aber in den uns vorliegenden Mittheilungen, daß sie ihre Vorbilder noch überflügelten. Die Verwaltung ihrer ausgedehnten Güter hatten sie zur guten Stunde einem Manne übertragen, der glücklicherweise beschränkt genug war, um ehrlich zu bleiben. Er that Alles, was seine Herrschaft von ihm verlangte; nur in einem Falle weigerte er sich beharrlich. Er verschmähte jeden poetischen Beinamen, den man ihm so gerne gegeben hätte, und hieß, nach wie vor, Jakob Berghaupt. Weit mehr Anlagen, als er, sich den poetischen Träumereien seiner Herrschaft anzubequemen, zeigte sein Sohn Wilhelm, und dieser war daher auch der Liebling des Hauses. Klügere Leute, als Philemon und Baucis, hätten es bald durchschaut, daß es von Seiten des Knaben nichts als List war, denn er gewahrte nur zu gut, daß er es weit besser habe, wenn er sich den Launen seiner Herrschaft fügte. Genuß war von frühster Jugend an der einzige Gott, dem dieser Knabe huldigte, und um ihm stets neue Opfer darzubringen, scheute er keine Mühen und Sorgen. Unter solchen Umständen ward es ihm freilich leicht, sich zum Liebling der Familie aufzuschwingen. Indessen soll nicht behauptet werden, daß Wilhelm's Gemüth für jeden Eindruck unempfänglich blieb. Mehr oder weniger hatten die herrschenden Tendenzen auch ihn besiegt. Die Lieblingslektüre des Hauses, die Insel Felsenburg und dahin einschlagende Bücher hatten auch ihn mächtig ergriffen, und er malte sich diese und ähnliche Robin-

sonaden mit vieler Phantasie aus. So war es natürlich, daß zuerst der Gedanke in ihm entstand, Seefahrer zu werden, weil er in diesem Berufe am schnellsten hoffen durfte, eine solche gesegnete Insel aufzufinden, und daselbst alle Annehmlichkeiten zu genießen, die sie ihm zu bieten vermöchte. Der Vater gab seine Zustimmung zu dem Entschlusse des Sohnes, denn ihm erschien der Stand eines Seefahrers als ein überaus ehrenwerther, der zugleich eine tüchtige Erwerbsquelle bot. Schwerer ward es schon, die Einwilligung der beiden Alten zu erlangen, die gewissermaßen als seine Pflegeältern betrachtet werden konnten. Als er ihnen aber die Versicherung gab, daß er nur deshalb zur See fahre, um eine neue Insel Felsenburg aufzusuchen, wohin sie dann gemeinschaftlich ziehen wollten, gaben sie lächelnd ihre Zustimmung. Wilhelm, von Philemon und Baucis kräftig unterstützt, begann seine selbstgewählte Laufbahn mit vielem Glücke. Später setzte er sie unverdrossen fort, stets mit gleicher Beharrlichkeit, aber mit veränderten Gesinnungen. Aus dem Knaben ward ein Jüngling, ein heranreifender Mann, und als mit den Jahren seine Abhängigkeit sich in eine selbstständigere Stellung verwandelte, war er völlig mit sich einig. Sein Grundcharakter war derselbe geblieben, er hatte sich nur ausgebildet. Nicht mehr ein leckeres Backwerk oder eine saftige Frucht reizten ihn, sondern einzig und allein das Gold, durch welches er sich jeden Genuß zu verschaffen wußte, nach welchem sich Menschen irgend sehnen. Er kannte bald die große Gewalt, welche dieser

Dämon auszuüben vermag. Und bediente er sich seiner, um seine Zwecke zu verwirklichen, dann fehlte ihm selten der Sieg. Nicht gleich war er indessen zu dieser Meisterschaft gelangt. Langsam hatte das Saamenkorn in seiner Brust gekeimt, langsam wuchs es empor; es dauerte lange, bis aus dem Halm die Garbe hervorsprang und einer gesegneten Ernte entgegenreifte. Der Vater sollte die volle Entwicklung der Talente seines Sohnes nicht erleben; er starb, als dieser von einem längeren Seezuge zum dritten Male wiederkehrte; doch soll er in seiner schlichten Einfalt das Gemüth seines Sohnes durchschaut und ihm gesagt haben: „Junge! Aus Dir wird entweder ein außerordentlicher Mensch oder ein Schurke! Ich fürchte das Letztere!" — Bald hatte Wilhelm, der sich, ohne es selbst zu gestehen, vor seinem Vater gefürchtet hatte, und diesen nun nicht mehr zu scheuen brauchte, seinen Plan entworfen und begann unvermerkt die Ausführung desselben vorzubereiten. Die Umstände kamen ihm dabei zu Hülfe. Seine Pflegeältern hatten an Jahren zugenommen, aber sie waren mit der Zeit, die sie durchlebten, nicht fortgeschritten. Eine jüngere Generation, die unterdessen herangereift war, emanzipirte sich von den Ansichten und Bestrebungen ihrer Vorfahren; sie schlug eine entgegengesetzte Richtung ein; man hielt sich an das Feste, Solide; die so lange unterdrückte Prosa betrat als Siegerin das Blumen-Eiland der Poesie und machte ihre Rechte geltend. Die feuchten Mondesstrahlen verwandelten sich in Gasflammen, die verschwiegenen Waldpfade wurden

Chausseen, der murmelnde Bach erweiterte sich zum Verbindungskanal. Unter solchen Umständen konnte es an Reibungen nicht fehlen; die gewaltig vordringenden Neuerer mußten mit den wenigen Resten der Vergangenheit in Berührung kommen, und die Letzteren, welche bei einem solchen Begegnen nur verlieren konnten, wurden, je weiter zurückgedrängt, je mißmüthiger und unglücklicher. Zur rechten Zeit kehrte Wilhelm zurück; man drängte die beiden Alten, ein Stück ihres schönen Parks zu einem gemeinnützigen Zwecke herzugeben und einem Aktien-Vereine beizutreten. Das Ende des Parks gränzte an den Fluß; man war daselbst bereits mit großen Fabrik-Anlagen beschäftigt, der Zipfel des Parks lag den Unternehmern im Wege und diese boten für die Abtretung desselben eine Anzahl Aktien an. Fabrik-Anlagen und Actien! Mehr hätte nicht gefehlt, um dies idyllische Paar aus allen seinen Himmeln zu stürzen. Sie wußten kaum Rath, wie sie sich ihrer Dränger erwehren sollten, und sanken dem eintretenden Wilhelm schluchzend in die Arme, ihn um Schutz und Beistand anflehend. Dieser war völlig mit sich einig. Er kannte die Lage der Dinge, und begann seine Ansichten, freilich mit Vorsicht, zu verlautbaren. Schon nach den ersten Aeußerungen sah er ein, daß die beiden Alten ihm blindlings vertrauten und er von dieser Seite Alles wagen dürfe. Er rückte also zuversichtlicher vor. Bald hatte er ihnen begreiflich gemacht, daß hier an eine glückliche Wiederkehr des Vergangenen nicht zu denken sei:

„Sie werden Euch das eine Ende Eures Parkes nehmen," fuhr er fort. „Bald werden sie ein zweites Stück fordern und Euch zuletzt aus Eurem Hause vertreiben. Sie finden sich mit Euch ab, wie sie es nennen, und Ihr irrt, mit Gold überschüttet aber obdachlos, in der Heimath umher."

„Um Gottes Willen! Was sollen wir thun, um diesem Unheil zu entgehen?"

„Vorbeugen müssen kluge Leute! Den Stoß unschädlich zu machen suchen, den sie nicht abzuwehren im Stande sind. Wenn Ihr jetzt nicht gutwillig gebt, was sie verlangen, so können sie Euch nicht zwingen; aber sie schließen Euch rings mit Hammer- und Walzwerken ein, die Euch zur Verzweiflung treiben. Ueberdies erwirken sie sich ein Gesetz, das Euch befiehlt, Euer Eigenthum gegen eine gewisse Summe zum Heil der öffentlichen Wohlfahrt auszuliefern, und Ihr müßt gehorchen. Darum solltet Ihr beizeiten aus ihrer Nähe fliehen und Euch eine andere Freistatt suchen."

„Das wollen wir gerne! Aber wohin?"

„Hört meinen Rath. Ich habe mich fleißig in der Welt umhergetrieben und einen Ort gefunden, lieblich und schön, einsam und still, fast noch nicht von eines Menschen Fuß betreten. Dorthin will ich Euch führen, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß länger als ein halbes Jahrhundert vergehen wird, bis die sogenannten Betriebsamen dahin gelangen. Und wenn sie auch kämen! Dort herrscht eine Unantastbarkeit des Eigen-

thums, und Niemand darf es wagen, das zu berühren, was Ihr auf eine rechtliche Weise erworben habt."

„Und wo liegt dieses glückliche Land, Wilhelm?"

„In Amerika. Es sind jene gesegneten Fluren, die sich an den Ufern des Platastromes ausbreiten."

Philemon und Baucis schwiegen still. Amerika! Jenseits des Oceans! Ihre Phantasie hatte nicht Spannkraft genug, um diesen weiten Raum in einem Nu zu durchfliegen. Sie schüttelten mit dem Kopf.

Aber Wilhelm Berghaupt war nicht der Mann, der einen gefaßten und durchdachten Plan sobald wieder aufgab. Er wußte den beiden Alten mit großer Beredsamkeit die Reize jener Gegenden zu schildern und ihnen die Reise dahin weniger schrecklich zu machen. „Mir sei es überlassen," sprach er, „alle Anordnungen zu treffen und unsere Kolonie zu Eurer Zufriedenheit einzurichten. Wälzt Ihr nur ruhig den prosaischen Theil der Unternehmung auf mich und überlaßt Euch den süßen, erheiternden Träumen der Poesie. Mein sei die Sorge, Gefährten unseres Zuges zu finden, die Freuden und Leiden mit uns theilen werden."

Er fuhr fort, in den reizendsten Farben zu malen, stellte ihnen die Lösung aller diesseitigen Verhältnisse so leicht als nur irgend möglich vor, und bald erntete er die erste Frucht seiner Bemühungen. Er empfing die Einwilligung der beiden Alten, die Gründung einer solchen Kolonie zu übernehmen, und ward zu dem Ende mit den nöthigen Vollmachten versehen. Nun hatte er, was er wollte. Er war der Verwalter eines ansehn-

lichen Vermögens, von dem er Niemandem Rechenschaft abzulegen hatte, als nur seinen Pflegeältern, und diese vertrauten ihm blindlings. Sein Erstes war, den Verkauf der ausgedehnten Grundbesitzungen einzuleiten, alle ausstehenden Kapitalien zu kündigen und die vorhandenen Staatspapiere zu versilbern. Da es mit Vorsicht geschah, wurden diese vielfachen Geschäfte auch mit Vortheil beendigt, und Wilhelm sah den Schatz der zu seiner Disposition gestellt war, täglich wachsen. Aber hiermit begnügte er sich nicht. Während in Europa die Anstalten langsam und mit Vorsicht betrieben wurden, begann er bereits in Amerika zu handeln. Er hatte einen zuverlässigen Mann dorthin gesendet, der den Ankauf der nöthigen Ländereien besorgte und nach mitgenommenen Baulisten die Ausführung der nothwendigen Gebäude begann. Es sollte eine gut rentirende Kolonie mit wohl bestandenen Plantagen werden, woraus man vielfachen Nutzen ziehen könne; der Wohnsitz der alten Leute aber in beträchtlicher Entfernung von den Zuckermühlen und Rumkesseln erbaut werden; man wollte diesen zu einem Tempel und Hain der Poesie umschaffen, der es ihnen völlig verbergen sollte, daß sie nach wie vor, hier in der neuen, wie vordem in der alten Welt, mit der Prosa des gemeinen Lebens zusammen hingen. Zu dem Ende entwarf er die Statuten, welche das Fundamental-Gesetz der neuen Kolonie bilden sollten; sie sind der starke Grund, auf welchem das neue Gebäude errichtet werden sollte. Wir bedauern es aufrichtig, daß uns diese Statuten nicht zur Mittheilung

vorliegen; ihr Inhalt würde für die Leser der gegenwärtigen Tage von großer Ergötzlichkeit sein. Es herrschte nach denselben in der neuen Kolonie eine völlige Gütergemeinschaft; was Einer hatte, das hatten auch Alle und jeder Beitretende mußte bei der Unterschrift der Gesetze dem Verwaltungs-Ausschusse, den Wilhelm in höchsteigner Person repräsentirte, Alles aushändigen, was er an zeitlichen Gütern besaß. Dies wurde dann zum Gesammtvermögen der Gesellschaft geschlagen und aus diesen Fonds ward Alles bestritten, was den Kolonisten nothwendig oder angenehm war. Es war ein seltsames Gemisch von Projektenmacherei, Rechtlichkeit und Schwindelei. Fast ist es nicht zu glauben, daß es Leute gegeben, die ihr Vormögen an eine solche Chimaire setzten, und doch ist es Thatsache, daß sich die Zahl der Kolonistenfamilien, als nun endlich die Zeit der wirklichen Auswanderung herankam, sich auf sechszehn belief, die zusammen ein sehr bedeutendes Kapital besaßen.

Nichts von der Seereise. Nichts von dem Unangenehmen, das sie für diejenigen hatte, die an Ruhe und Bequemlichkeit eines stillen Lebens gewöhnt waren, und die es einige der Auswanderer schon bereuen ließen, überhaupt einen solchen Schritt gethan zu haben. Man langte endlich an. Aber trotz der großen Sorgfalt, die Kapitän Wilhelm Berghaupt für seine Pflegebefohlenen gehabt hatte, und trotz der vielen Vorkehrungen, die er getroffen, war es doch den Wenigsten recht. Tausend Kleinigkeiten, die nicht viel mehr bedeuten, als ein Nichts, woran man sich aber gewöhnt hat, und die deshalb

unentbehrlich sind, waren von Dem, der solche Bedürfnisse nicht kannte, vergessen worden und wenigstens nicht sogleich herbeizuschaffen. Daraus entstanden Mißhelligkeiten, Reibungen. Die tragi-komischen Situationen, welche eine künftige Katastrophe vorbereiten, traten allgemach in's Leben. Die poetischen Gemüther kamen jeden Augenblick mit der jämmerlichen Prosa des Entbehrens in Berührung, und die Mißstimmung wuchs mit jedem Tage. Nur allein Philemon und Baucis hielten aus; sie entschuldigten und vertheidigten ihren ehemaligen Pflegesohn und jetzigen Beschützer wie sie es vermochten, hoffend, daß Alles, was ihnen jetzt noch mangelhaft erscheine, sich bald ausgleichen werde. Dieser Meinung waren nicht Alle, und Mehrere bestanden auf Lösung der Verhältnisse. Berghaupt war hierzu nach den Worten des Vertrages nicht verpflichtet, doch fürchtete er bei beharrlicher Weigerung eine Einmischung des Gerichts. Er bot deshalb Vergleiche an, und die Mißvergnügten, obgleich sie einsahen, daß sie bedeutend einbüßten, gaben ihre Einwilligung; sie nahmen, was ihnen geboten wurde, und kehrten in die früher verlassene Heimath zurück. Aber diese Rückzahlungen waren dem Verwalter der neuen Kolonie eben so unerwartet als unheilbringend. Die ganze Anlage war auf ein großes Grundkapital berechnet; weise fortgeführt hätte Alles gut gehen und die gewünschten Vortheile bringen können. Aber diese Schwächung der Fonds bedeutete nichts Gutes, und die junge Pflanzung erlitt gleich Anfangs einen Stoß, der bis in ihr innerstes Leben drang; das Vermögen war,

im Verhältniß zu dem Umfang der Ländereien, zu geringe, und Alles mußte zu Grunde gehen, wenn dies nicht vermehrt wurde.

Die hier mitgetheilten Details sind trocken und einförmig gewesen, aber man konnte sie dem Leser nicht sparen. Es mußte gezeigt werden, wie ein unternehmender, nach Reichthümern dürstender Mann die gutmüthige Einfalt wohlhabender Leute benutzt; wie er sie dadurch für einen praktischen Zweck gewinnt, daß er denselben sorgsam vor ihren Augen verbirgt; und indem er ihnen alle Mittel bietet, ganz nach ihrer Neigung zu leben, es nicht für unerlaubt hält, die ihm anvertrauten Summen nun auch für seine Zwecke wuchern zu lassen. Der Stoß, den sein System erhielt, war nicht im Voraus berechnet; er glaubte zu behalten, was er hatte; er gab zurück, um einer fremden Einmischung vorzubeugen, die ihm schaden konnte, da er am besten wußte, daß nicht Alles auf legalem Wege vor sich gegangen war. Nach diesem ersten Schritte folgten die übrigen rascher. Sollte nicht Alles verloren gehen, so mußten die erlittenen Verluste auf eine andere Weise gedeckt werden, und hierzu wurden die nöthigen Anstalten getroffen. Die Zeit drängte, und wenn es nicht auf geradem Wege ging, bediente man sich der Winkelzüge. Aus dem unternehmenden Schöpfer einer neuen Kolonie ward ein Schwindler. Mit den Jahren wuchsen die Schulden, die Zerrüttung nahm zu, das ganze Gebäude wankte. Und mitten in diesem Strudel der Verheerung, der immer weiter um sich zu greifen drohte,

saßen die beiden Alten, ruhig lächelnd, ihren poetischen Träumen hingegeben, das Entsetzliche nicht ahnend, denn der Kapitän dachte menschlich genug, Alles vor ihnen geheim zu halten und von dem, was die nächste Zukunft bringen könnte, nichts ahnen zu lassen.

Der Kapitän — der durch große Anstrengungen dafür gesorgt hatte, daß das erkünstelte Werk noch für einige Zeit erhalten werden konnte — war wieder nach Europa gesegelt. Wir übergehen die Beweggründe zu dieser Reise, bis auf Einen: sein Anschließen an Gustav. Was wollte dieser Mann, der nur durch bedeutende Summen sich und Andere vom Untergange zu retten vermochte, mit einem armen Dichterjüngling ohne Hoffnungen, ohne Aussichten?

Sechstes Kapitel.

Der neue Morgen brach an. Klar und heiter lächelte er auf die geschmückte Residenz herab. Mit dem ersten Strahl des neuen Tages erschallte das festliche Geläute aller Glocken, die Trompeten und Posaunen schmetterten von den hohen Thürmen, die Kanonen donnerten vor den Thoren und auf den öffentlichen Plätzen. Dies war das Signal zur allgemeinen Völker-Wanderung, die alsobald begann und sich jeden Augenblick zu einer undurchdringlicheren Masse verdichtete.

Aber ehe wir uns dem Zuge der Fröhlichen anschließen, haben wir noch eine Pflicht zu erfüllen. Wir müssen uns nach Gustav umsehen, den wir am Ende des vorigen Kapitels in einem bedenklichen Zustand zurückließen. Seine Freunde hatten ihn nach Hause gebracht und ihn erst dann verlassen, als sie die Ueberzeugung gewannen, daß er wenigstens äußerlich beruhigt sei. Der Kampf in seinem Innern, die Aufregung seines Geistes dauerte noch einen Theil der Nacht fort, und erst gegen Morgen erfreute er sich eines wohlthätigen Schlummers. Er erwachte spät. Seine Wirthin kam zu ihm und brachte

ihm ein zierlich gefaltetes Billet, das in der Frühe für ihn abgegeben war. Es kam von Rosalien.

„Kaum hatten Sie mich gestern Abend verlassen, Gustav," schrieb sie, „als mein Vater erschien. Sie erinnern sich, was ich Ihnen von dem jungen Engländer sagte, den man um meinetwillen verschrieb? Der gefürchtete Augenblick ist mir näher, als ich dachte. Beide Familien haben sich in Dresden ein Rendezvous gegeben; mein Vater hat in der Stille alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen, selbst die Mutter ist erst jetzt davon unterrichtet worden und der väterlichen Bestimmung zufolge, treten wir morgen, unmittelbar nach beendigter Festlichkeit, unsere Reise an. Beide Familien werden dann gemeinschaftlich in ein Bad reisen und dort soll mir und dem jungen Mann Gelegenheit gegeben werden, uns kennen zu lernen; die Verlobung soll stattfinden, ehe wir das Bad verlassen. Dies Alles hat mir mein Vater klar, deutlich und bestimmt auseinander gesetzt, und für jetzt ist an einen Widerspruch nicht zu denken. Wozu würde er auch nützen? Aber Sie kennen meinen Charakter und halten sich überzeugt, daß ich im entscheidenden Moment zu handeln wissen werde. Darauf verlassen Sie sich, Gustav. Und nun leben Sie wohl! Mir ist die Zeit karg zugemessen. Wer hätte das gestern Abend gedacht, als wir so harmlos mit einander sprachen? Reisen Sie, Gustav, reisen Sie, und bald; aber folgen Sie uns nicht nach Dresden; ich beschwöre Sie darum, ich fordere es als einen Beweis Ihrer Liebe. Es könnte von schlimmen Folgen für uns

sein, wenn meine Aeltern Sie dort sähen; Sie begreifen das. Wenn wir Beide dann von unsern, nach verschiedenen Richtungen gemachten Ausflügen heimkehren, gebe uns der Himmel ein glückliches Wiedersehn, es sei in welchem Winkel der Erde es wolle."

Dies war Rosaliens Brief. Er gab Gustav viel zu denken. Er war nun ganz von ihr getrennt, denn wie sollte er im Laufe des Tages, bei den jetzigen Wirren mit ihr zusammentreffen? Und gleich nach der Festlichlichkeit reiste sie ja ab. Jetzt wollte er auch nicht länger bleiben; er wollte auch sogleich reisen, und es bekümmerte ihn nur, daß er nicht von der Geliebten Abschied nehmen durfte, da ihm ein Bote fehlte, den er mit Sicherheit an Rosalien hätte senden können. Das Kammermädchen der Geliebten war die einzige Vertraute und diese hatte sich gleich nach Abgabe des Briefes entfernt. Er reiste also. Aber wohin? Die ganze Welt stand ihm offen; er durfte erwarten, überall etwas zu finden, das ihn anzog. Jede Landschaft, die er im Geiste durchflog, hatte für ihn etwas fesselndes; er kann nicht mit sich einig werden. Da klopft sein Schicksalsengel. Die Thür öffnet sich, und Kapitän Berghaupt, der geheimnißvolle Unbekannte des gestrigen Abends, tritt ein. Gustav weicht einen Schritt zurück. Er erwiedert den artigen Gruß des Gastes mit Kälte, seine Worte sind fast abstoßend, schneidend, während die Gluth in seinem Innern aufwallt. Aber der Kapitän ist ein viel zu feiner Weltmann, als daß dieser frostige Empfang ihn im Geringsten hätte in Verlegenheit setzen können. Er

geht mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit auf Gustav zu, bietet ihm die Hand und zieht den sich Sträubenden mit freundlichen Scherzen zu sich auf das Sopha.

„In Ermangelung eines Dritten, der uns Beide kennt,“ sagte der Kapitän, „muß ich mich selbst vorstellen. Ich bin der Kapitän Berghaupt, Commandeur einer im hiesigen Hafen liegenden Amerikanischen Fregatte, und ganz zu Ihren Diensten. Wohl mag es Ihnen seltsam erscheinen, daß ich mich so auffallend in Ihre Nähe dränge, aber meine Entschuldigung ist sehr leicht. Ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Poesie. Ich habe dem Genius aller Völker gehuldigt, keine Nation besitzt ein großes Dichterwerk, das ich mir nicht soviel als nur möglich zu eigen gemacht hätte. Wo irgend ein neues, poetisches Talent auftaucht, da gerathe ich in Enthusiasmus, ich dringe in seine Nähe und erwärme mich an dem Strahl seines Geistes. Sie, mein Herr, sind ein solches Talent. Ich kenne Alles, was Sie bisher veröffentlichten und prophezeihe Ihnen eine herrliche Zukunft.“

Gustav schwieg und beantwortete das verbindliche Kompliment des Kapitäns nur durch eine Verbeugung. Aber sie war ungezwungener als früher, und ein Lächeln, das seinen Mund umspielte, verrieth es, daß er den Kapitän bereits mit weniger Widerwillen betrachtete.

Jener fuhr fort: „Mein gestriges Zusammentreffen mit Ihnen war mir erwünscht, und ich war sehr angenehm überrascht, als es sich am Abend wiederholte. Anfangs war es meine Absicht, Sie zu bitten, an

Ihrer Freude Theil nehmen zu dürfen. Bald aber bedachte ich, daß das Erscheinen eines Fremden in einem geschlossenen Zirkel nur störend sein könne und blieb zurück. Doch konnte ich mich nicht ganz losreißen, ich mußte dem frohen Treiben wenigstens von ferne zuschauen. Jetzt kam der Moment, wo Sie sich mit dem Glase in der Hand erhoben; ich hörte nur einzelne Worte Ihrer Rede, der Sinn derselben blieb mir verborgen. Aber ich sah, daß Sie das Glas, aus welchem Sie tranken, in den Strom warfen. Das Auge eines Seemannes ist geübt, mein Herr; es sieht Vieles, was Andern verborgen bleibt. So sah ich auch sogleich, was für ein Wunder geschah; das Glas, welches Sie wegwarfen, sank nicht unter; der Kelch desselben schwamm, wie der Kelch einer Wasserlilie, auf dem Spiegel des Stromes umher. Dieser Mann hat eine glückliche Hand, sagte ich zu mir selbst, es ist meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, und ich will es thun, indem ich ihm sein Glas wiederbringe. Ich that es; aber kaum war es geschehen, als es mich reute, denn ich war Zeuge der Wirkung, die es auf Sie hervorbrachte. Ich hätte Sie nicht damit überraschen, Sie erst vorbereiten sollen. Um dieser Uebereilung willen, denn eines andern Fehlers bin ich mir nicht bewußt, erscheine ich hier, um Ihre Verzeihung zu erbitten."

Die Rede des Fremden war leicht und ungezwungen, Alles erklärte sich so natürlich und Gustav fühlte sich nicht mehr verletzt. Dennoch dachte er mit Wehmuth der Hoffnungen, die durch das Wiederbringen des

Glases gewissermaßen zertrümmert worden waren, und konnte nicht umhin, davon zu sprechen.

Der Kapitän lächelte: „Ich bin in Deutschland; ich sitze neben einem Dichter. Die Phantasie eines solchen Erdenkindes ist lebendiger, glühender, als die eines gewöhnlichen prosaischen Menschen. Ihre Aufregung ist also eine natürliche. Ich und meines Gleichen würden dies Ereigniß als ein zufälliges betrachtet haben, und uns darum nicht kümmern. Eine solche Verleugnung eines poetischen Motives will ich von Ihnen nicht fordern. Bleiben Sie sich vielmehr treu und suchen Sie den für Sie ungewöhnlichen Vorfall auch durch einen ungewöhnlichen Akt ungeschehen zu machen. Man kann sich zum Herrn seines Schicksals machen, anstatt dessen Knecht zu sein, sobald man nur ernstlich will. Hören Sie mich an, mein Herr! Ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, habe ich Ihnen scheinbar das Gebäude Ihrer Zukunft zertrümmert, welches Sie sich in Ihren Gedanken phantastisch schön ausgeschmückt hatten. Vertrauen Sie mir die Wiedererrichtung desselben an. Ich bin freilich in dem Reiche der Gedanken kein so genialer Baumeister wie Sie. Vielleicht vermag ich dagegen in der Wirklichkeit, wo die praktische Erfahrung eines vielbewegten Lebens mir zur Seite steht, etwas mehr. Wagen Sie es versuchsweise mit mir und lassen Sie uns zusammen reisen."

Diese Aufforderung überraschte Gustav, doch fühlte er keinerlei Abneigung dagegen. Er hatte ja reisen wollen, auch Rosalie hatte ihn dazu aufgefordert, und

nun fand sich ein gebildeter, unterrichteter Reisegefährte. Er überlegte schweigend.

„Legen Sie sich keinen Zwang auf," fuhr der Kapitän fort; „ich thue es auch nicht. Niemand haßt ihn mehr als ich. Wenn wir dazu bestimmt sind, ein Stückchen Weges neben einander herzugehen, so soll dieser Grundsatz eine unwandelbare Norm für uns sein. Auch wollen wir uns nicht aneinander binden, sondern Jeder von uns soll in jedem Augenblicke volle Freiheit haben, sich von seinem Gefährten zu trennen. Was indessen geschehen soll, muß bald geschehen; mein Schiff liegt segelfertig, meine Zeit ist für dieses Mal um. Wie wäre es, wenn Sie die Reise nach Amerika mit mir machten?"

„Nach Amerika?" fragte Gustav staunend, denn von allen Reisen, die man möglicher Weise machen kann, war ihm diese am wenigsten in den Sinn gekommen.

„Sträubt sich Ihr poetischer Sinn dagegen?" fragte der Kapitän mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. „Meinen Sie, daß dieses Land der realen Wirklichkeit Sie verletzen werde? Trauen Sie diesem großen, weiten Erdtheil, der schon in seiner Kindheit das Staunen und die Bewunderung der alten Welt erregt, so wenig poetischen Sinn zu? Ist nicht schon das in so kurzer Zeit ausgeführte Riesenwerk der Civilisation ein mächtiger Zeuge des mächtigen Genius? Entschuldigen Sie meine Lebhaftigkeit, aber ich muß mich vertheidigen. Es gilt die Ehre meines Vaterlandes. Wenn Sie sich zu

einer Reise dorthin entschließen, will ich Sie zu einem Staate im Staate führen, woselbst Sie von der materiellen Wirklichkeit des Lebens keine Spur finden, denn er ist nur auf poetischem Grunde gebaut."

„Wie, mein Herr, in Amerika?" fragte Gustav schnell, und der Ton, womit er dies sagte, bewies deutlich, wie wenig er der Versicherung des Kapitäns Glauben schenkte.

Der Kapitän rückte ihm vertraulich näher und erzählte ihm die Geschichte des Entstehens seiner Kolonie. Es war das Meisterstück einer malerischen Beschreibung. Alles, was nur irgend verletzen oder einen verdüsternden Schatten auf das glänzende Gemälde werfen konnte, war mit Sorgfalt vermieden. Nur kurze Zeit hielt er sich mit den Andeutungen auf, durch welche Mittel die Kolonie bestehe, desto länger aber bei den poetischen Beschäftigungen der Kolonisten, dem dolce far niente und dem herrschenden Geiste der Poesie. Er malte hier bis in das kleinste Detail. Und als nun der Stoff hinlänglich erschöpft war, schloß er mit der Einladung, dieser deutsch-amerikanischen Kolonie einen Besuch zu machen.

Gustav wußte kaum, wie ihm geschah. Er faßte diese Idee mit allem Feuer einer glühenden Jünglings-Phantasie auf und reichte dem Kapitän die Hand: „Ich will selbst das Wunder schauen, von dem Sie mir erzählten, und wenn sich wirklich Alles so verhält, wie Sie mir sagten, dann . . ."

„Nun, dann?"

„Wir wollen dies der Zukunft überlassen, mein lieber Kapitän. Wann gedenken Sie zu reisen?"

„Morgen! Seit einigen Stunden ist der Wind günstig und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er Bestand haben; diese Gelegenheit müssen wir benutzen. Mitten im wogenden Gedränge des Lebens stürzen Sie sich noch einmal in den tollsten Jubel der Lust; genießen Sie alles, was der heutige festliche Tag Ihnen bietet, und dann kommen Sie an Bord. Noch über Mitternacht hinaus in der schimmernden Residenz und mit Tagesanbruch auf der hohen See. Schon dieser Kontrast muß eine eigenthümliche Wirkung auf Sie hervorbringen. Treffen Sie also Ihre Anordnungen."

Man beredete sich nun noch über das Wann und Wie? Der Kapitän kam Gustavs Unerfahrenheit zur Hülfe und übernahm es, ihm sämmtliche Reisebedürfnisse herbeizuschaffen. Gustav äußerte den Wunsch, seiner Rosalie Nachricht von dem Entschlusse zu geben. Der Kapitän versicherte, bei dem Bankier Rosenberg accreditirt zu sein, und versprach, der Dame im Laufe des Tages einige Zeilen einzuhändigen. Diese wurden geschrieben und zugleich ein Paar Worte an den Rathmann, Herrn Johannes Wohlhaber.

Die beiden Reisegefährten trennten sich, um sich bei dem Einbruche der Nacht wiederzusehen.

Was kann des Kapitäns Absicht sein? Bis jetzt haben in seiner Kolonie nur solche Leute Aufnahme ge=

funden, aus deren Vermögen er Nutzen zu ziehen hoffte. Gustav dagegen war arm, ohne Aussichten, ohne Verbindungen. Seine Herkunft . . :

Das eben war es!

Siebentes Kapitel.

Der große, von vielen Tausenden ersehnte Festtag war gekommen und ward von einem tiefblauen, heitern Himmel begünstigt. Das Auge erfreute sich bald der festlich geschmückten Häuser und Plätze, bald der vorüberwandelnden fröhlichen Menschenmasse. Ein herrliches Schauspiel bieten die Corporationen und Gewerke, die, theils zu Roß, theils zu Fuß, im herrlichsten Festschmuck, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen heranziehen und zugleich die Schutzwache des erwarteten hohen Paares bilden, denn der junge Fürst hatte befohlen, daß die Truppen nicht aufgestellt werden sollten, da er, wie er sich geäußert hatte, an diesem Bürgertage nur von der Liebe seiner Bürger beschützt zu sein wünschte. Maßloser Jubel bricht aus, als der Donner der Kanonen verkündet, daß der Zug das Weichbild der Stadt erreicht habe; er verstärkt sich, als er nun endlich sich durch die Straßen bewegt, und die Neuvermählten unter der Ehrenpforte erscheinen, wo ihnen die Töchter der Stadt von den greisen Führern vorgestellt und der Huld der neuen Landesmutter empfohlen werden. Jetzt

tritt Rosalie in voller Bewegung hervor. Die mächtigsten Gefühle beherrschen sie; die Begeisterung der festlichen Stunde, das Gedicht ihres Freundes und der Gedanke, in diesem Augenblicke die Sprecherin für Alle zu sein, reißt sie mit sich fort. Die vollen, kräftigen Worte rollen wie Perlen dahin, und als sie den Schluß des Gedichtes spricht, der mit prophetischen Worten die Zukunft des fürstlichen Hauses verkündigt, steht sie da, eine gottbegeisterte Seherin! Alle Anwesenden sind tief ergriffen, Keiner unterbricht die feierliche Stille des Augenblickes, in den Augen des fürstlichen Paares glänzen Thränen, und während hier ein so erhebendes Gefühl die Lippen aller Anwesenden schließt, jubelt und lärmt es draußen auf dem Platze; die Trompeten schmettern, die Pauken wirbeln, die Fahnen werden geschwenkt, überall ist der Enthusiasmus in seinen ungebundensten Formen sichtbar. Der fürstliche Zug bewegt sich unterdessen dem Schlosse zu, und die Menge strömt ihm lautjubelnd nach.

In der Nähe der Ehrenpforte entsteht ein großes Gedränge. Das Volk, welches jetzt nicht mehr in seinen Bewegungen gehemmt wird, will das Innere derselben mit Muße betrachten, und die jungen Damen, die noch in derselben befindlich sind, rufen ängstlich nach ihren männlichen Begleitern, die sich nur mühsam durch die Menge Bahn machen. Unter ihnen Rosalie, die sich nach allen Seiten umsieht, getäuschte Erwartung in ihren Mienen. Hatte sie vielleicht auf Gustavs Gegenwart gehofft? Hatte sie ihm im wilden Gewühl des

offenen Marktes noch ein flüchtiges Lebewohl zurufen wollen? Da trat ihr Kapitän Berghaupt entgegen und bot ihr den Arm:

„Nicht wahr, mein Fräulein, Sie erkennen in mir einen Bekannten Ihres Hauses und gestatten mir, Sie an den Wagen zu führen?"

Sie nahm das Erbieten an. Der Kapitän war ein sicherer Führer; er begleitete sie bis zur harrenden Equipage. Bei'm Einsteigen flüsterte er ihr zu: „Gustav läßt Ihnen durch mich Lebewohl sagen; er reist morgen mit mir nach Amerika."

„Mein Herr!" entgegnete Rosalie und sah ihn mit einem fragenden Blicke an. Diese wenigen, aber inhaltschweren Worte hatten sie sichtlich aufgeregt; sie streckte dem Kapitän die Hand entgegen, als wollte sie ihn zurückhalten, und flüsterte nochmals: „Mein Herr!" Aber der Kapitän zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück, und der Wagen fuhr davon.

Als spät am Abend die ganze Stadt wie in einem Feuermeer schimmerte, bewegte sich langsam ein Kabriolet dem Strande zu; darin saßen der Kapitän und Gustav. In entgegengesetzter Richtung fuhr in einer Extrapostchaise der Bankier Rosenfeld mit Frau und Tochter durch das hellerleuchtete Thor, die Straße nach Dresden einschlagend.

Als Gustav am andern Morgen am Bord des Schiffes erwachte, welches vom Kapitän Berghaupt befehligt ward, hörte er an dem dumpfen Rauschen der Wellen, die an dem Bug des Schiffes zerschellten, daß die Fahrt

bereits begonnen hatte. Er eilte auf das Verdeck und kam zeitig genug, um zu sehen, daß man so eben die Mündung des Flusses passirte und in die offene See hinaussteuerte, die wie eine unbegränzte, bewegliche Wüste vor ihnen lag.

„Sie haben lange geschlafen," rief ihm der Kapitän zu, „und dafür den Anblick eines unter Segel gehenden Schiffes versäumt."

Gustav zuckte die Achseln, war aber im Innern zufrieden, daß ihm der letzte Anblick der Stadt, von der er so ungern schied, erspart worden war. Er freute sich, daß die Trennung rasch geschah, und nicht ein bekannter Gegenstand nach dem andern langsam aus seinem Gesichtskreise schwand. Er dankte seinem Engel dafür.

Der Kapitän überläßt nun Gustav seinen Träumereien; er, der Enthusiast, der Dichter, hat Stoff vollauf, sich zu beschäftigen; die ihm bisher unbekannten Schönheiten des Meeres, seine Sagen und Wunder geben ihm reichen Stoff zum Nachdenken. Aber in Wahrheit hat Berghaupt seinen jungen Reisegefährten nicht vergessen; obgleich angelegentlich mit der Führung des Schiffes beschäftigt, hat er ihn dennoch keinen Augenblick aus den Augen gelassen, und als es ihm scheinen will, daß der Phantast lange genug den hausbackenen Menschen beherrschte, erweckt er ihn mit möglichster Schonung aus seinen Träumen.

„Es ist nun genug, mein lieber Gustav!" spricht er. „Es ist recht schön, daß Sie Ihrer dichterischen Entzückung einmal den Zügel schießen lassen; ich habe mich

darüber gefreut und staune die Fülle von Poesie an, die in Ihnen wohnt, und die nur einer leisen Anregung von Außen bedurfte, um so mächtig hervorzubrechen. Aber Abwechslung ist schön, und das Musenroß muß sich nach einem so angestrengten Ritte einmal ausruhen. Finden Sie nicht Vergnügen daran, die Technik des Schiffswesens kennen zu lernen? Wollen Sie nicht erfahren, auf welche Weise der Seemann der Magnetnadel folgt, um an sein Ziel zu gelangen? Ich bin bereit, Ihnen in diesem, wie in jedem andern Falle mit meinen praktischen Erfahrungen zur Seite zu stehen."

Aber Gustav fühlte hierzu wenig Beruf. Etwas Anderes ängstigte ihn, und wie er sich aus seinen Träumen aufgestört sah, gedachte er wieder der jüngsten Vergangenheit. Der Mond tauchte eben aus den Fluthen auf, und wie der volle Strahl desselben auf das marmorkalte Gesicht des Kapitäns fiel, gemahnte es ihn, als träte ein böser Dämon zu ihm heran, ganz wie an jenem Abend, da er mit seinen Freunden auf dem Balkon am Strome saß, und der Kapitän so entschieden in sein Leben eingriff. Jener bemerkte wohl, was in des Jünglings Brust vorging, und sagte, sich ihm vertraulich nähernd: „Ich weiß, was Ihnen fehlt. In diesem Augenblicke beschleicht Sie ein Unmuth gegen mich, weil ich mit allzudreister Hand in die Speichen Ihres Schicksalsrades griff. Aber, mein Freund, ich bin ein Seemann, der es nimmer über sich gewinnt, ein Schiff ohne Steuermann von den Wellen blindlings umhergeworfen zu sehen. Sie waren ein solches Schiff, und ich mußte

zugreifen, ich mochte wollen oder nicht; zweifle auch keineswegs, Sie wieder in das rechte Fahrwasser zu bringen. Folgen Sie mir nur eine Zeit lang, und Sie werden sehen, daß ich ein tüchtiger Lootse bin."

„Und mußten Sie damit beginnen, mir den schönsten Traum meiner Jugend zu zerstören? Wäre es nicht besser gewesen, mir meinen Wahn zu lassen, statt ihn mir auf eine so grausame Weise zu nehmen? Ich war in jenem Augenblicke mit Polykrates zu vergleichen, der das Glas den Unterirdischen geopfert. Um mir anzudeuten, daß meine Gabe verschmäht sei, brachten Sie mir dieselbe zurück."

„Und wenn ich es in dieser Absicht gethan? Wenn ich Ihnen sage, daß meine frühere Behauptung, als hätte ich nicht gehört, was Sie sprachen, eine Unwahrheit gewesen. Was dann?"

„Wie verstehe ich das, mein Herr?"

„Ja, Gustav! Ich sah, wie die Wellen Ihr Glas gleich einem Lilienkelche wiegten, und beschloß es wieder zu holen, denn ich hatte in der That gehört, was Sie gesprochen; ich vernahm Ihre Aufforderung an die himmlischen Mächte, und beschloß, Ihnen eine Lehre zu geben, die zu gewichtig ist, um bald vergessen zu werden. Mein lieber, junger Freund, Sie kennen Ihre Dichter, aber nicht die Welt! Was glauben Sie, sollte in Ihrem Vaterlande aus Ihnen werden? Sehen Sie die große Zahl junger Männer, die mit Erlernung eines Brodstudiums die ganze Jugend verschleudert haben, und nun Gott danken müssen, wenn sie, nachdem die schönste

Zeit des Lebens verstrich, nach einer Reihe von Jahren eine Anstellung in einem fernen Winkel des Vaterlandes erhalten, gerade ergiebig genug, um nicht zu verhungern. Und was können Sie für Ansprüche machen? Sie, der Sie weder Arzt, noch Theologe, noch Jurist sind? Sie wären untergegangen, mein Freund, es sei denn, Sie hätten das große Glück gehabt, als Herausgeber eines Winkelblatts die Tagesbegebenheiten und die Klatschchronik Ihres Wohnortes zu veröffentlichen, oder der gehorsame Diener eines Redakteurs zu werden, der eine ungeheuere Fertigkeit in der Führung des Rothstiftes besitzt und dafür des eignen Geistes füglich entbehren kann. Vor diesem Loose mein lieber junger Freund, wollte ich Sie bewahren. Ich wollte Sie an einen Ort führen, wo Ihre Lebenskräfte sich freudiger und lebendiger entfalten können; und ich hoffe, Sie werden es mir einst danken, daß ich etwas cavalièrement mich in Ihre Angelegenheiten mengte.

Mit diesen Worten brach der Kapitän das Gespräch ab, und überließ Gustav seinem Nachdenken. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, als ein geschickter Feldherr, seinen Angriff, und endlich hatte er die Genugthuung, zu sehen, daß Gustav gegen seine wiederholten Aufforderungen, sich vertrauensvoll der nächsten Zukunft in die Arme zu werfen, nicht gleichgültig blieb.

Man hatte die Nordsee und den Kanal, so wie den Meerbusen von Biscaja durchschnitten und steuerte jetzt allmählig jenen Breitengraden zu, wo ein immer milder Himmel auf ein glückliches Menschengeschlecht herablä-

chelt. Gustav hatte sich wieder seinen poetischen Träumen hingegeben und Kapitän Berghaupt störte ihn nicht. Mildere Lüfte umwehten ihn und sanftere Erscheinungen stiegen jetzt aus den Wellen vor ihm auf. Die schrekkenden Drohgestalten der nödlichen Meere waren verschwunden, dafür tauchte jetzt die Fata morgana aus den schimmernden Fluthen auf, und breitete ihren Zauberschleier über die See; die Meeresfee schwamm auf ihrem Muschelwagen heran, und die stolzen Schwäne, die ihn zogen, erfüllten die Luft mit ihrem verführerischen Gesange; der rasche Tummler sprang empor und gab einen Wink, daß er nun bereit sei, eine Botschaft an den Meerkönig auszurichten, der seinen Thron an Spaniens Zauberküste aufgeschlagen hat. — Und abermals verfliegt ein längerer Zeitraum, abermals haben der Kapitän und Gustav mehrere Unterhandlungen geflogen, worin der Erstere Sieger blieb; da signalisirt man den Pic von Teneriffa und das Schiff tritt in die Region des Meeres, das sich wie ein breiter Gürtel um die Küste des Amerikanischen und Indischen Festlandes schlingt. Hier zeigen sich die wahren Wunder des Oceans, und nehmen das Gemüth des Dichters gefangen. Vor ihm steigt die Inselwelt auf, deren Bewohner von dem Dämon der Habsucht verführt, den Boden nach Gold und edlen Gesteinen durchwühlen, bis sie ihn untergraben und mit den Inseln in die Tiefe hinabstürzen, von wo aus sie nun immer mit den Händen voll Gold nach der Oberfläche streben, und bei dem ersten Strahl des Lichtes wieder in die Tiefe zurück-

sinken; so erklärt sich ein poetischer Sinn das Leuchten des Meeres. — Dorthin zieht der glänzende Man of war, an dessen Bord sich der Admiral Mirus befindet, der die versunkene Inselwelt aufsucht, und von einem bösen Zauberer irre geführt, für immer eines schützenden Hafens beraubt ist. — Die fliegenden Fische, diese treuen Unterthanen eines guten Königs, tauchen aus der Tiefe empor, um den Verfolgungen des schwarzen Geistes zu entgehen, der sie in der Gestalt eines gefräßigen Delphins verfolgt und tödtet. — Jetzt schwimmt auf der bewegten, tiefblauen Fluth ein goldgelbes Schlingkraut, und Gustav sieht mit Erstaunen den Crocks, die wurzellose Meerwaldung, in deren Schatten die Schildkröten gleich verzauberten Prinzessinnen schlafen und sich sammt den sie schirmenden Bäumen von einer Welle zur andern forttragen lassen. — Oben in den Lüften wird es auch lebendig. Es ist nicht mehr der Seeadler, der sich von der Felsenspitze Norwegens gierig auf seine Beute stürzt; es ist der prächtig strahlende Flamingo, der seine Flügel entfaltet, deren Schimmer fast das Auge blendet, das sich zum ersten Male an dieser Farbenpracht erlaben will. Mitten zwischen diesen lieblichen Bildern erscheint dann plötzlich der gefräßige Hai, dieser „Tiger des Oceans,“ und ragt, wie ein mächtiges Gebirge aus der blauen Meeresfluth empor; ein Schreckbild jedem glücklichen Auge, bis er, einen neuen Raub erspähend, sich wieder in die Tiefe hinabstürzt.

Inmitten dieser Wunderpracht ward Gustav nach und nach umgewandelt. Er war hingerissen von diesem

Anblick, der obgleich stündlich derselbe, doch stets so viele Veränderungen mit sich führte, und seiner Phantasie einen unendlichen Spielraum ließ. Unter diesen Umständen traf ihn ein Fest bei guter Laune, welches am Bord der Westindienfahrer immer stattfindet, wenn diese über den nördlichen Wendekreis hinsegeln. Man hat es in Reisebeschreibungen und Seeromanen ausführlich dargestellt; hier soll nur darauf hingedeutet werden. Es wird von der Mannschaft eine lustige Komödie aufgeführt, in welcher Neptun, nebst Frau und Sohn eine große Rolle spielen und deren Zweck ist, denjenigen Passagieren und Matrosen, die zum ersten Male in dieser Gegend erscheinen, ein Trinkgeld zu entlocken, welches mit mancherlei komischen Ceremonieen geschieht. Mit vieler Laune unterwarf sich Gustav diesen Anordnungen, und gab dem Scherze dadurch die beste Würze, daß er selbst con amore spielte. — Das Schiff segelte nun jenseits des Wendekreises und strebte der neuen Heimath zu. Kapitän Berghaupt hatte seit einigen Tagen wieder die alten vertraulichen Unterhaltungen begonnen, und seinen jungen Reisegefährten immer mehr für sich eingenommen. Er trat jetzt an ihn heran und sagte mit gewinnendem Tone:

„Sie nähern sich der Gegend, mein lieber Gustav, in welcher die Kolonie liegt, die ich als meine eigentliche Heimath zu betrachten gewohnt bin. Fühlen Sie nicht eine kleine Sehnsucht, den Boden zu betreten, den ich Ihnen so oft schilderte, und mit all den guten Men-

schen zu reden, womit ich Sie bereits im Geiste bekannt zu machen gesucht habe."

„Sehr!" sagte Gustav, und in dieser Aeußerung war kein Falsch, denn wenn man bedenkt, daß er nun schon einen Monat lang auf den Umgang eines einzigen gebildeten Mannes beschränkt war, erscheint es um so natürlicher, daß er sich nach Menschen sehnte, und schon darum war ihm der bevorstehende Wechsel höchlich willkommen, hätte auch die Neugier nicht einen so großen Antheil daran gehabt. Er verschwieg dies keinesweges.

„Ich liebe diese Neugier; oder soll ich nicht sagen, Wißbegier, Gustav?" entgegnete der Kapitän. „Sie ist das Attribut der Jugend. Bei vorgerückten Jahren wird man ruhiger, besonnener; der Jüngling dagegen will Alles mit einem Male erfassen und an sein schwellendes Herz drücken; ich werde nicht tadeln, was ich naturgemäß finde. Aber sagen Sie mir, mein Freund; hätten Sie nicht Lust, die Hauptpersonen unserer Kolonie genauer kennen zu lernen, noch ehe Sie dorthin gelangen? Möchten Sie sich nicht ein deutliches Bild von Ihnen machen können?"

„Ganz gewiß. Ich hoffe indessen, daß mir dies bereits gelungen ist, und daß ich diejenigen, denen ich mich während meines Dortseins unterordnen soll, deutlich vor mir sehe. Ich danke das Ihren vortrefflichen Beschreibungen, die nichts zu wünschen übrig lassen, und die mich so erfüllt haben, daß, wenn ich nun den Fuß

wirklich in jene Gegend setze, ich bereits Jahre lang dort gehaust zu haben glauben werde."

„Das ist ein Trugschluß, mein Freund! Die Phantasie ist eine verführerische, aber keinesweges eine treue Malerin. Entweder sehen Sie mit ihrer Unterstützung Alles in einem idealen Zustande, oder — nach Umständen — auch darunter. Das Bild, welches Ihnen vor Augen steht, mag ein noch so lebenvolles sein, ein treues ist es nicht."

„Was bleibt mir aber sonst für ein Ausweg, mich mit der Zukunft zu beschäftigen? Wissen Sie einen solchen?"

„O ja! Sie müßten die Wirklichkeit zu Hülfe nehmen."

„Wie verstehen Sie das?"

„Buchstäblich. Ein treues Gemälde thut in dieser Beziehung viel bessere Dienste."

„Und ist ein solches vorhanden?"

„Ich will es nicht läugnen."

„O, geschwind, mein Herr, zeigen Sie es mir!"

„Da ich Sie einmal von dem Vorhandensein eines solchen Bildes in Kenntniß gesetzt habe, wäre es grausam, Ihnen dasselbe vorzuenthalten. Aber nicht jetzt, nicht in dieser Stunde. Warten Sie es ruhig ab, ich verspreche Ihnen, es soll noch im Laufe des heutigen Tages geschehen."

Der Kapitän trennte sich von seinem Gefährten; er hatte Diesem Stoff zum Nachdenken gegeben und seine Phantasie mit neuen Bildern angefüllt. Weiter bezweckte

er nichts. Gustav schwärmte weiter und blieb in diesem Zustande, der für ein exaltirtes Gemüth so gefährlich ist, bis er zum Mittagsmahl abgerufen wurde.

Kapitän Berghaupt setzte eine Ehre darin, den Personen, die seine Umgebung bildeten, all' den Comfort anzubieten, der nur irgend am Bord eines Schiffes gewährt werden kann. Seine Mittags- und Abendtafel war immer wohl versehen und es herrschte an derselben ein heiterer, ungezwungener Ton. Am heutigen Tage hatte die Kajüte ein besonders festliches Ansehen. Sämmtliche Offiziere des Quarterdecks und der Back waren zur Tafel geladen und erschienen in voller Uniform. Der Kapitän bewillkommnete Alle der Reihe nach, hatte für Jeden einige verbindliche Worte und wies Gustav den Platz neben sich an. Das Diner begann und die Gesellschaft ward nach und nach munter. Berghaupt erhob sich mit dem gefüllten Glase:

„Man feiert heute in unserer Kolonie ein Fest, das auch wir, obgleich mitten im Ozean, nicht unbeachtet vorübergehen lassen dürfen. Es ist der Geburtstag unseres würdigen, patriarchalischen Herrn, dem wir die Begründung unserer Ansiedelung verdanken, und den wir Alle so lieben und ehren, weil er unser Aller Glück nach Kräften zu fördern trachtet. Er lebe hoch!"

Die Gläser stießen zusammen und man rief dem Gefeierten in der Ferne ein jubelndes Hoch, während die Kanonen auf ein Zeichen des Kapitäns abgefeuert wurden, und der scharfe Passatwind den Schall derselben weit hinaus über die Wellen trug. Es herrschte jetzt

in der Gesellschaft die ungebundenste Fröhlichkeit und der Kapitän war der munterste von Allen. Man schonte die edlen Weinsorten nicht und als man sich weit nach der Stunde trennte, die sonst das Ende der Mahlzeit auf diesem Schiffe bezeichnete, gestand Jeder, daß er sich nicht erinnere, je einen so frohen Tag auf offner See gefeiert zu haben.

Gustav war bei dem Kapitän zurückgeblieben; dieser ergriff seine Hand und sagte: „Nun, mein Freund, Sie wissen doch, was ich Ihnen versprochen habe? Soll ich Ihnen jetzt Wort halten?"

Der aufgeregte Jüngling erwiederte nichts; er warf sich stumm, aber mit laut klopfendem Herzen in die Arme des Kapitäns. Dieser führte ihn aus dem Salon in eine Nebenkajüte, die er während der Reise ausschließlich bewohnte und die Gustav noch nie betreten hatte. Der nicht umfassende Raum derselben war durch verdeckte Lampen magisch erhellt und alles Licht konzentrirte sich auf einen rothen Vorhang, der im Hintergrunde des kleinen Zimmers angebracht war.

„Dieser Vorhang," sagte der Kapitän, „verbirgt den Gegenstand Ihrer Sehnsucht. Richten Sie Ihre Gedanken fest auf ihn und prägen Sie sich den Anblick, der sich Ihnen darbietet, wohl ein."

Der Kapitän zog den Vorhang zurück und Gustav sah eine Landschaft vor sich, die so kunstreich gemalt war, daß man nicht vor einem Bilde zu stehen dachte, sondern eine wirkliche Naturscene vor sich zu haben glaubte. Man sah rechts im Vordergrunde stattliche

Wohnungen, mit einem blühenden Park umgeben. Vor denselben glänzte ein See, der von zierlich gebauten Fahrzeugen beschifft wurde. Am jenseitigen Ufer erschienen in lieblicher Abwechslung bald Feld, bald Wald, bald Garten; dazwischen überall ländliche Wohnungen mit dampfenden Schornsteinen, bis endlich die weite Ferne von einem mit Wald bewachsenen, sich sanft neigenden Gebirgszug geschlossen wurde. Von der höchsten Höhe desselben stürzte ein schäumender Bach, der sich mit tausend Krümmungen durch das Labyrinth der Gärten und Wiesen schlang und sich dann in den See ergoß.

Gustav war hingerissen von diesem Bilde, das einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn hervorbrachte: „Und nach diesem Paradiese wollen Sie mich führen?"

„Das ist meine Absicht."

„Wie soll ich es Ihnen danken? Ich werde dort sehr glücklich sein."

„Das ist mein Wunsch. Aber nun Sie den Ort Ihrer künftigen Bestimmung — der Kapitän legte auf das Wort Bestimmung einen besondern Nachdruck, aber Gustav bemerkte es nicht — kennen, ist es auch nothwendig, Ihnen die Personen zu zeigen, die dasselbe bewohnen. Hier, mein junger Freund, nehmen Sie!"

Er überreichte Gustav ein zierliches Kästchen und ließ den Vorhang wieder herabrollen. Erst als das Bild seinem Blicke völlig entrückt war, sammelte er sich wieder. Der Kapitän erklärte, es sei nach dieser Aufregung Zeit, zu scheiden, und bat Gustav, sich in seine

Kajüte zurückzuziehen. Es geschah und kaum war er allein, als er das Kästchen öffnete, um den Schatz zu betrachten, der ihm überliefert worden war. Das Erste, was er fand, war das Bild eines ehrwürdigen Greises, das Zweite stellte eine fromme Matrone dar. Er durfte keinen Augenblick zweifeln, es mußten die Gründer der Kolonie sein. Es waren patriarchalische Köpfe, sanfte, rührende Physiognomieen, denen Liebe und Güte aus den Augen leuchteten, und die man so gerne Vater und Mutter genannt hätte. Gustav, der seine Aeltern nicht kannte und das süße Gefühl nie empfand, das sich desjenigen bemächtigt, der an treuer Aelternbrust ruht, ward auf das Innigste bewegt: „Wie seht Ihr mich so freundlich an," sagte er, die Bilder, mit Thränen in den Augen küssend. „Welche Kindlichkeit wohnt in diesen Zügen noch bei grauen Haaren! Wie gerne will ich Euch dienen und Euch gehorsam sein, wenn Ihr mich bei Euch aufnehmen wollt!"

Er legte jetzt die beiden Bilder bei Seite und untersuchte, ob sich nicht sonst etwas in dem Kästchen befände. Bald entdeckte er noch ein Portrait und blieb bei dem Anblick desselben, wie zur Bildsäule erstarrt, auf seinem Stuhl gefesselt. Es war das Bild eines jungen Mädchens, das höchstens siebzehn Sommer gesehen. Das Gesicht war ein liebliches Oval, von dem zartesten Teint; die kastanienbraunen Haare ringelten auf blendende Schultern herab; ein Strahl des Muthwillens leuchtete aus den schwarzen Augen und um den reizenden Mund spielte ein schelmisches Lächeln: „Wer

bist Du, die mir mit diesem lieblichen Lächeln plötzlich inmitten des Ozeans entgegentritt, und mir mit den Augen ein Willkommen! zuzuwinken scheint? Willkommen sei auch mir, und zerstöre mir nicht den Glauben, daß Du eine wohlthätige Fee des Ozeans bist, die erschienen ist, um mir Heil und Glück zu verkünden, und alle sehnsüchtigen Wünsche zu erfüllen, die in meinem Innern wach geworden sind. O, ich bitte Dich, weile! weile!" — Und sie weilte bei ihm, denn seine erglühende Phantasie verwandelte das Bildniß des jugendlichen Kindes in eine wirkliche Frauengestalt, in deren Anschauen er sich immer tiefer versenkte. Mitternacht war längst vorüber, und schon blitzten die ersten Schimmer des neuen Tages am Horizonte auf, ehe sich sein müdes Auge schloß.

Kapitän Berghaupt hatte an der Thür gehorcht, die in das Gemach seines Zöglings führte; er hatte sich wahrscheinlich überzeugen wollen, ob die Arzenei, die er ihm gereicht, von Wirkung gewesen sei.

Am andern Morgen, als Gustav kaum aus einem unruhigen Schlummer erwacht war, erschien der Diener des Kapitäns, um sich das Kästchen zu erbitten, das ihm gestern anvertraut sei. Gustav schickte den Diener mit dem Bescheide fort, er werde es sogleich selbst bringen; dann öffnete er es abermals. Diesmal gönnte er den beiden Alten kaum einen flüchtigen Blick; desto länger verweilte er bei der lieblichen Schönheit des jugendlichen Mädchens und bei diesem Anblick kehrte die Begeisterung des vorigen Abends wieder. Zum zweiten

Male erschien der Diener des Kapitäns, diesmal, um anzuzeigen, daß das Frühstück bereit stehe. Nun durfte Gustav nicht länger säumen. Wie ein Träumer ging er dem Kapitän entgegen, händigte ihm das anvertraute Pfand ein, und warf sich in seine Arme. Der Kapitän drückte ihn mit einem Gefühl von Rührung an sich. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, würde nicht den kalten, berechnenden Verstandesmenschen gefunden haben; es sprach ein wirkliches, aufrichtiges Wohlwollen aus seinen Zügen. Die Stunde des Zusammenseins ging vorüber und dieses Gegenstandes wurde während der ganzen Reise nicht mehr erwähnt. Gustavs Sinn und Neigung hatten sich gänzlich verändert. Seit er das Bild des lieblichen Mädchens gesehen, war Rosalie in den Hintergrund gedrängt. Wenn er ihrer gedachte, geschah es nur mit ängstlich pochender Brust; sie und jene unbekannte Zauberin herrschten abwechselnd in seinem Herzen. Je mehr man sich indessen der Küste von Amerika näherte, je mehr neigte sich die Waagschale zum Vortheil der Letztern. Sie trat stets klarer aus den blauen Nebeln hervor, die sich auf der Fluth wiegten, während Rosaliens Gestalt in dem Schimmer des scheidenden Abendrothes immer ferner und ferner zurücktrat.

Achtes Kapitel.

Das Ziel der Sehnsucht war endlich erreicht. Auf dem Platastrome wiegte sich das Fregattschiff des Kapitän Berghaupt und vor den Blicken des erstaunten Reisenden breitete sich die Kolonie der arkadischen Amerikaner aus, wie er sie auf dem Bilde in der Kajüte des Kapitäns gesehen hatte. So wie sie ursprünglich angelegt worden, war sie freilich nicht mehr; auch hier hatten sich bereits Ansiedler in ihre Nähe gedrängt, und weitläufige Plantagen mit Rumkesseln und Zuckermühlen dehnten sich zu beiden Seiten aus; doch waren sie immer noch so weit entfernt, daß Diejenigen, die den größten Anstoß daran genommen haben würden, ihre Gegenwart nicht ahnten. Gustav war mit den Gesetzen, nach welchen die Kolonie regiert wurde, durch den Kapitän bekannt geworden. Wie sehr er auch seit den letzten Ereignissen für diese und ihre Bewohner eingenommen war, sah er doch wohl ein, daß solche Träume alles und jedes Haltes entbehrten und nicht geeignet waren, irgend ein günstiges Resultat herbeizuführen. Er theilte dies unverholen mit, aber Berghaupt sah ihn mit einem

Blicke und einem Lächeln an, als wollte er sagen: „Dafür bin ich!" Mit den gespanntesten Erwartungen betrat Gustav den Boden der neuen Welt. Ohne eines Geleitsmannes zu bedürfen, eilte er dem Park zu, der sich längs den Wohnungen ausdehnte, und vertiefte sich in den labyrinthischen Gängen desselben. Es war ihm Bedürfniß, festen Boden unter sich zu haben, und sein Auge, das seit Wochen nichts als Luft und Wasser um sich gesehen hatte, an dem Anblick grüner Bäume zu erquicken. Als der erste Sturm im Innern sich gelegt hatte und er seine Umgebung näher in Augenschein nahm, fühlte er eine süße Befangenheit, die sich stets Desjenigen bemeistert, der zum ersten Male ein mächtiges Naturschauspiel vor seinem Auge sich entwickeln sieht. Diese gewaltigen Bäume, dieses riesige Schlingkraut, das sich wuchernd über den Boden breitete und mit tausend schimmernden Blüthen prahlte; die ganze Ueppigkeit einer transatlantischen Vegetation dehnte sich vor ihm aus und weihte ihn in alle ihre Zauber und Wunder ein.

So stand er träumend da und schrak fast zusammen, als Kapitän Berghaupt ihn anredete: „Nun, mein Freund! Habe ich Ihnen zu viel von diesem Aufenthalte gesagt? Ich sehe es an Ihren begeisterten Blicken, daß Sie damit zufrieden sind."

Gustav umarmte den Kapitän: „Ach, wie herrlich ist hier Alles! Wie groß und majestätisch! Und nun gesteht man uns Dichtern noch zu, daß wir Phantasie haben. Wie schwach, wie ungenügend ist diese! Wie

dürftig ist das Bild, das ich mir von diesem Paradiese entwarf, als ich das Gemälde in Ihrer Kajüte gesehen hatte! Wer doch stets in diesem Tempel der Natur bleiben könnte."

„Das steht ganz bei Ihnen, mein lieber Gustav! Ich sagte es Ihnen schon unterweges. Wenn Herz und Neigung Sie treibt, mögen Sie sich immer als einen der Unsrigen betrachten."

„Ist es gewiß? Nun, Kapitän, Sie haben mich."

„Willkommen uns!" entgegnete Jener, und beide Männer reichten sich die Hand. Der Erstere fuhr fort: „Ich werde Sie den Bewohnern der hiesigen Gegend als zu uns gehörig vorstellen, und man wird Ihnen mit offnen Armen entgegen eilen. Nur ist, wie ich Ihnen schon früher sagte, noch eine kleine Ceremonie zu erfüllen."

„Gerne, mein Herr! Worin besteht sie?"

„Es ist Sitte, daß Jeder, der ein Mitbewohner dieser Kolonie wird, zugleich ein Mitbesitzer derselben ist. Alles, was sich hier vorfindet, Bewegliches und Unbewegliches, ist gemeinschaftliches Eigenthum. Dafür muß aber der neue Ankömmling, damit unsere Existenz nicht am Ende eine problematische werde, den Gesetzen nach, sein ganzes Vermögen, was er jetzt besitzt oder künftig besitzen wird, der Kolonie als ihr freies Eigenthum zuwenden."

Gustav wurde blutroth: „O, mein Herr! Ich hatte kein Geheimniß vor Ihnen; Sie wissen Alles, was mich angeht, und es war wenig Schonung . . ."

„Reden Sie nicht aus! Wie können Sie glauben, daß ... Gustav, Sie thun mir sehr weh! Da ich Alles weiß, und Sie dennoch hierher führte, und mein Anerbieten wiederholte, mußten Sie einsehen, daß ich es redlich mit Ihnen meinte. Der Zufall hat Ihnen kein Vermögen zugeworfen. Können Sie etwas dafür? Sie finden hier Freunde, die bereit sind, das ihrige mit Ihnen zu theilen und Sie bei sich aufzunehmen, so lange Sie nur selbst wollen. Und ist es so schwer, auf ein solches Anerbieten einzugehn? Aber dem alten Herkommen muß genügt werden und Sie können nicht ein gemeinschaftliches Besitzthum haben wollen, ehe Sie nicht einem besondern entsagten, es sei dies nun so unbedeutend, als es will."

Der Kapitän hatte den jungen Dichter, der von Allem, was er bis jetzt gesehen hatte, und in Erwartung dessen, was ihm noch bevorstand, fast betäubt war, schon für sich gewonnen und führte ihn mit sich fort, einem Hause zu, das inmitten eines Blumengartens auf einer Anhöhe am Strome lag. Gustav drückte über die reizende Lage seine Freude aus, und diese stieg um ein Merkliches, als sein Führer es ihm anheim gab, in demselben seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Sie traten ein, und hatte sich Gustav schon über das Aeußere dieser Wohnung gefreut, so war dies noch mehr der Fall, als er das Innere erblickte, das in seiner etwas phantastisch-genialen Einrichtung so ganz seinen Neigungen entsprach. Er überlegte schon, wo er diese und jene Stunde des Tages zubringen wollte; er bestimmte ein einfach ver-

ziertes Kabinet zu seinem Arbeitszimmer und seine Besuche wollte er in einem Saale empfangen, der fast fürstlich ausgestattet war und durch die hohen Glasfenster eine herrliche Aussicht auf die umliegende Gegend und den Strom wies. So ganz war er in den Genuß seines neuen Glückes vertieft, daß er wenig auf das hörte, was der Kapitän ihm sagte, und ohne sich weiter um den Inhalt zu bekümmern, ein Papier unterschrieb, das dieser ihm vorlegte.

„Ich bin sehr erfreut, mein lieber Gustav," sagte der Kapitän, nachdem er längere Zeit bei diesem verweilt hatte, „daß Sie so vielen Geschmack an dem finden, was ich Ihnen zu bieten im Stande bin. Indessen bleibt Ihnen noch später Zeit, sich mit diesen und ähnlichen leblosen Gegenständen zu beschäftigen. Jetzt erfordert es die Pflicht und die Höflichkeit zugleich, uns unsern Obern vorzustellen, die bereits von Ihrer Ankunft unterrichtet sind. Kommen Sie!"

Gustav ging mit seinem Führer. Sie erreichten ein Wäldchen, dessen liebliche Romantik sich mit nichts Aehnlichem vergleichen ließ. Es war zum großen Theil ein Werk der Kunst, aber doch auch wieder so natürlich geordnet, daß man jede Kunst vermißte. Von den Felsen stürzten schäumende Quellen in einen wilden Strudel; aus diesem flossen sie ab in ein kleines Thal, und zogen vereint, als ein ruhiger Bach durch grüne Wiesen und blühende Felder hin. Im Weiterschreiten entwickelten sich immer neue Ansichten, alle gleich lieblich, gleich fesselnd und die angenehmsten Empfindungen

weckend. Jetzt wendete sich der Weg und dem jungen europäischen Wanderer bot sich ein nie gesehener Anblick dar. Man stand vor einem mit stolzen Tamarinden und Bananen umzogenen grünen Plan, der den Schluß eines Thalgrundes bildete. Inmitten desselben erhoben sich einige himmelanstrebende Palmen, an deren Stämmen sich blühendes Schlingkraut emporrankte, weiter oben von Baum zu Baum fortlief und sich so fest in einander verschlungen hatte, daß ein mit Blumen geschmückter Baldachin daraus entstanden war. Unter diesem saßen Hand in Hand die beiden greisen Häupter dieser Kolonie, in stiller Beschaulichkeit versunken, und winkten den Ankommenden einen freundlichen Gruß zu.

Der Kapitän stellte Gustav als ein neues Mitglied ihres Eldorado vor, und beide Alten begrüßten ihn mit einer Umarmung. In der ersten Zeit betraf das Gespräch nur gleichgültige Dinge; man fragte nach seiner Heimath, nach den Beschwerlichkeiten der Reise, nach den Mitteln, wodurch er sich die Einförmigkeit derselben vertrieben habe, und was sonst in solchen Fällen gesprochen wird. Als aber der Kapitän sich entfernt hatte, wurden die Alten zutraulicher. Sie sahen alle Bewohner der Kolonie als ihre Kinder an und nannten sie Du. Gustav schienen sie gleich bei seinem ersten Anblick besonders lieb zu gewinnen.

„Du bist uns sehr willkommen, mein lieber Sohn!" redete ihn der ehrwürdige Alte an. „Ich habe schon Manches von Deinem Leben gehört, der Kapitän hat darüber an uns berichtet. Bisher warst Du eine arme

Waise, die allein in der Welt stand; das ist nun vorbei. Ich will Dir Vater sein."

„Und ich Deine Mutter!" sprach die greise Matrone.

„Gustav war bewegt; er faßte stumm die Hand der Alten und küßte sie.

„Du bist ein gutes Kind!" fuhr der Alte fort. „Hast ein weiches, sanftes Gemüth, das ist es, was wir lieben. Du bist wie Maja!"

„Wie Maja?" fragte Gustav.

„Hast Du Maja noch nicht gesehen?" fragte die Mutter; „die schöne Maja, unser liebliches Pflegekind? Sie ist ein Trost, eine Freude unsers Alters, und wird Dir gewiß begegnen, wenn Du wieder in Deine Wohnung zurückkehrst, denn sie pflegt uns hier aufzusuchen und nach unserer Behausung zu geleiten."

Maja! War es vielleicht der Name jenes lieblichen Mädchens, deren Bild der Kapitän ihm auf der Reise überreichte und das einen so mächtigen Eindruck auf ihn machte? Die Nennung dieses Namens rief all' die Momente, die er dem Anschauen des zauberisch schönen Bildnisses gewidmet hatte, in sein Gedächtniß zurück, und eine innige Sehnsucht, sie endlich von Angesicht zu sehen, ergriff sein Herz. „Und Ihr habt Maja wirklich so lieb?" fragte er.

„Wir machen keinen Unterschied zwischen unsern Kindern!" sprach die Mutter. „Eines derselben ist uns so werth, als das andere. Aber Maja ist in Wahrheit ein Engel."

„Ja!" fiel der Alte ihr in die Rede. „Wir geben

Jedem unser unbedingtes Zutrauen. Wir lieben Alle, und nur Einem gegenüber fühlen wir uns befangen, das ist der Kapitän. Ihm, dem wir unser ganzes Geschick anvertrauten, der uns das Meiste sein sollte, er ist uns am Wenigsten. Stets ist er mit der Welt und ihren Angelegenheiten beschäftigt; was sie ihm bieten, ist ihm willkommen, um uns bekümmert er sich nicht sonderlich. Er sorgt, daß es an nichts mangele, er erfüllte bisher die übernommenen Verpflichtungen treu, aber er hat kein Herz für uns. Ich weiß auch, er scheut unsere Gegenwart, und er hat Ursache; denn wird nicht dies Asyl, das wir in so weiter Ferne vom Vaterlande aufgesucht haben, aufhören, für uns ein Asyl zu sein? Wir sollen es freilich nicht wissen, aber die Diener sind schwatzhaft, und es bleibt der Herrschaft nicht leicht etwas verborgen. Die sogenannte Industrie umzieht uns stets enger und enger, sie hat bereits die Gränzen unseres Besitzthums erreicht, und wer weiß, ob sie nicht bald ein Gesetz zu ihren Gunsten erlangt, wodurch es möglich wird, sich auch dieses Landes zu bemächtigen und, wie einst aus Europa, uns auch aus diesem stillen Walde zu vertreiben."

„Ach, mein Freund, mein Freund!" jammerte die Mutter. „Wohin sollen wir dann?"

„In's Grab!" antwortete ihr der Alte mit einer Umarmung. „Ja, meine Geliebte, der gute Gott, der uns bis hierher brachte, der es gestattete, daß wir unter allen Umständen und unter allen Himmelsstrichen die Poesie unserer Jugend uns bewahrten, er wird uns

auch den sehnlichsten Wunsch nicht versagen, den, daß wir zu gleicher Zeit aufhören zu sein."

Sie umarmten sich zärtlich, und Gustav wagte nicht die Heiligkeit des Augenblickes zu stören. Ja, Heiligkeit! So seltsam, so unhaltbar, so widerstrebend den Bedingnissen des menschlichen Lebens die Ansichten dieses greisen Paares auch sein mochten; so wenig man daran denken konnte, die Schwärmereien desselben auch nur irgend gut zu heißen, so hatte doch ihre Erscheinung etwas so Würdiges und war so Ehrfurcht gebietend, daß in ihrer Gegenwart Niemandem ein beleidigender oder kränkender Gedanke kam, und Jeder ihnen gern den süßen Wahn ließ, der sie von ihrer Jugend an beherrschte, und der sie so unaussprechlich glücklich machte.

„Wir haben ganz unsern jungen Freund vergessen," begann lächelnd der Alte nach einer Weile. „Mein liebes Kind, so wirst Du uns oft finden, und mit unsern Schwächen Geduld haben müssen; sie sind es, die unser ganzes Glück, unsere ganze Seligkeit ausmachen. Geh nur jetzt, mein Sohn, wir wollen uns morgen wiederfinden. Geh, und wenn Du Maja unterweges begegnest, so sende sie zu uns her; wir warten."

Gustav ging. Sein Herz schlug laut, sein ganzes Wesen war aufgeregt. Er sollte vielleicht schon in wenigen Augenblicken einem Mädchen gegenüberstehen, das bereits im Bilde einen so mächtigen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Seine Schritte verdoppelten sich. Die Sonne senkte ihre Strahlen bereits scharf abwärts und

vergoldete das Laub der Bäume; die seltsam gestalteten Blüthen dufteten stärker, und buntgefiederte Vögel, bald in Purpur, bald im hellen Golde strahlend, flatterten von Ast zu Ast. Da vernahm er plötzlich unfern von sich einen heiter klingenden Chanson; er horchte auf, der Weg bog seitwärts, und vor ihm stand ein junges Mädchen im ersten Glanze der Jugend und Schönheit. Sie erröthete, und indem sie sich vor ihm neigte und ihm auswich, sprach sie vor sich hin: „Ein Fremder!" Aber sie erhielt von dem Jünglinge keine Antwort. Er hatte Maja aus dem Bilde wieder erkannt. Sie, die während der Reise so oft den Pulsschlag seines Herzens in lebhafter Bewegung setzte, sie stand nun vor ihm. Die Gegend rings umher athmete Ruhe, die Natur feierte einen heiligen Sabbath; Gustav und Maja waren in diesem Waldtempel die dienenden Priester. Einige unaussprechliche Sekunden waren verstrichen, da ermannte sich Gustav und sprach: „Mein süßes, holdes Kind, habe ich recht, wenn ich Dich mit dem Namen Maja grüße?"

„Ich heiße Maja!" antwortete sie mit großer Natürlichkeit, „und komme hierher, um die Aeltern nach Hause zu führen, die mich am liebsten zur Begleiterin haben."

„Wie sehr gleichst Du doch Deinem Bilde!" flüsterte er.

„Hast Du mein Bildniß gesehen, Fremder?" fragte sie, „und wo?"

„Kapitän Berghaupt hat es mir gezeigt."

„So bist Du uns kein Fremder, denn der Kapitän

führt Keinen hierher, der nicht zu den Unsrigen gehört. Bist Du vielleicht Gustav?"

Diese naive Nennung seines Namens machte auf Gustav einen eignen, kaum zu bezeichnenden Eindruck: „Freilich," sagte er, „bin ich Gustav. Aber woher weißt Du meinen Namen?"

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete Maja. „Meinst Du, daß der Kapitän uns etwas verheimlicht? Er hat es vor ein Paar Stunden schon überall anzeigen lassen, daß Du da bist."

„Es wissen's also schon sämmtliche Kolonisten?"

„Nun das hält wohl nicht besonders schwer, denn es sind ihrer nicht gar so viel. Auf Dich haben wir aber schon recht gewartet."

„Auf mich? Wußtet Ihr denn, daß ich hierher kommen würde?"

„Gewiß! Der Kapitän hat es bei seiner letzten Abreise gesagt. Er fahre hauptsächlich nach Europa, sprach er, um Dich zu holen, denn Du seiest der Mann, der die Kolonie in Flor bringen werde, darum sollten wir uns nur recht auf Deine Ankunft freuen."

Gustav stutzte. Jetzt lag es am Tage: Es war also in der That kein Zufall, der den Kapitän in seine Nähe geführt? Es war Absicht! Ein sorglich berechneter Plan! Was konnte die Ursache sein? Was wollte man von ihm? Er war arm und eine Waise; zwei Eigenschaften, die sonst nicht geeignet sind, das Wohlwollen der Menschen anzuregen. Ein halb erstickter Seufzer entwand sich der Brust des Jünglings; es

ängstigte ihn, daß er zum Gegenstande irgend eines Planes diente; er sah den Kapitän im Geiste vor sich, genau so, als er an jenem Abend aus der dunklen Laube mit dem Lilienglase vor ihm hintrat; er sah das marmorkalte Antlitz mit den stechenden Augen, die so fest auf ihm ruhten. Mit beiden Händen bedeckte er das Gesicht, als könne er dadurch die Erscheinung, die vor seinem innern Geiste stand, verscheuchen. Maja blickte ihn seitswärts an, jungfräuliche Befangenheit hinderte sie, den jungen Mann anzureden; aber sie wollte ihn auch nicht unbemerkt verlassen, denn sie glaubte, ihm fehle etwas, und blieb daher unschlüssig stehen. Endlich siegte das weibliche Mitleid, jene heilige Regung, welche die Frauen unwillkührlich fortreißt, wenn sie die Hoffnung hegen, irgend Jemandem Hülfe bringen zu können, und die so oft mit dem entwürdigenden Namen „Neugier" bezeichnet wird. Sie trat ihm näher und fragte: „Was fehlt Dir? Soll Maja irgend etwas für Dich thun?"

Bei diesem Laute horchte er auf; er ließ die Hände langsam sinken, und sein Blick fiel auf das schöne Mädchen, das ihn besorgt anblickte. Es jammerte ihn, daß er dem Kinde einen traurigen Augenblick gemacht und sie durch sein Benehmen geängstigt habe. Er suchte diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen und sagte:

„Mir fehlt nichts, Maja! Es war nur der Gedanke an die Heimath, die ich verließ, wodurch ich zerstreut wurde; beruhige Dich also. Wie sehr rührt mich die Theilnahme, die Du mir zeigst, mein liebes Kind. Aber

der Abend dunkelt mächtig herein; Du fürchtest Dich gewiß allein durch den Wald zu gehen? Soll ich Dich begleiten?"

„O nicht doch!" entgegnete Maja, ganz zufrieden, daß ihre Befürchtung ohne Grund war. „Ich kenne hier jeden Pfad und werde nicht irren. Aber Du bist hier fremd und mußt Dich beeilen, damit Dich die Dunkelheit nicht überrasche, sonst könntest Du einen falschen Weg einschlagen. Nun sehe man, wie ich die Zeit verplaudere, da ich doch weiß, mit welcher Ungeduld ich erwartet werde; keinen Augenblick länger darf ich säumen. Gute Nacht!"

Und rasch war sie an Gustav vorüber, den Waldpfad entlang eilend. Dieser stand wie gebannt. Was hatten ihm die letzten Stunden nicht Alles gebracht? Welchen Stoff zum Nachdenken hatte er nicht darin gefunden?

Neuntes Kapitel.

Als Gustav am andern Morgen erwachte, wollte ihm das Erlebte wie ein Traum erscheinen, aber als er in sein Zimmer trat, fiel ihm Maja's Bild in die Augen, das er Tages zuvor hier nicht bemerkt zu haben glaubte. Der Anblick des lieblichen Mädchens übte einen süßen Zauber, und ein Kampf entspann sich in seinem Innern, der ihn äußerst beunruhigte. Auch die Erinnerung machte ihre Rechte geltend, und neben dieser reizenden Erscheinung in der Nacht der amerikanischen Wälder trat Rosaliens liebreizende Gestalt vor seine Seele. Um sich von den ängstigenden Gefühlen zu befreien, die sich seiner bemächtigt hatten, trat er in's Freie hinaus und schritt den Kolonisten-Wohnungen zu, die längs dem Ufer des Stromes lagen. Hier gerieth er in ein Gespräch mit einem freundlichen Manne von mittleren Jahren, der ihn als Neuangekommenen begrüßte.

„Ihr seid also auch einer der Unsrigen geworden, mein Herr?" fragte der Kolonist. „Nun so will ich wünschen, daß es Euch nicht über kurz oder lang

gereue. Ich für mein Theil habe mich gewaltig geirrt."

„Wie? Haben sich die Träume Eures Herzens nicht erfüllt?" fragte Gustav.

„Ach, Du mein Gott," sprach Jener lächelnd. „Ich bin nie von diesem poetischen Schwindel befallen gewesen. In der Heimath hatte ich mit habgierigen Verwandten zu kämpfen, die mir das Leben verbitterten. Da warf ich ihnen hin, was ihnen zukam, ja mehr als das, und schloß mich dem Kapitän Berghaupt an, der damals mit dem Plan umging, hier eine neue Kolonie zu gründen. Ich gab ihm mein baares Vermögen als Eigenthum und machte mir dafür eine Leibrente und eine Wohnung in der Kolonie aus, wo ich ruhig und unangefochten leben könne, denn um jeden Preis wollte ich fern von den Leuten sein, die mich während meines halben Lebens geängstigt hatten. Nun, die Wohnung habe ich hier, aber mit der Leibrente steht es schwierig, und wenn ich nicht so sehr genügsam wäre, müßte ich oft Mangel leiden."

„Sollte es möglich sein?"

„Ihr könnt es glauben. Und wenn Ihr meine Aussage bezweifelt, so fragt nur Haus bei Haus, Ihr hört überall dieselbe Klage. Es ist unverzeihlich, wie der Kapitän es treibt, und nicht zu begreifen, wo alle Summen geblieben sind, die ihm nach und nach anvertraut wurden. Ja, ja, mein lieber Herr, hier kommt Niemand ungerupft weg. Und wäre der Vogel noch so flügge, hier werden ihm die Flügel gestutzt. Seid Ihr, mein

Herr, in gleicher Lage mit uns, so bedauere ich Euch; ist es aber noch Zeit, und habt Ihr erst einen Theil Eures Vermögens hergegeben, so werft ihn weg und reiset Hals über Kopf ab; es ist besser, daß Ihr dies Eine verliert, als später Alles."

Gustav war außer sich vor Erstaunen und erzählte, daß ihn ein solches Loos nicht treffen könne, da er durchaus mittellos sei. Der Kolonist, der ihm aufmerksam zuhörte, schüttelte mit dem Kopf: „Das fasse ich nicht! Der Kapitän sollte etwas umsonst thun? Sehr unwahrscheinlich, und wenn er jetzt nichts von Euch bekam, so weiß er wenigstens, daß er später viel von Euch bekommen kann. Er hat Euch doch eine sogenannte Abtretungsakte, die der Kolonie — das heißt ihm — Euer jetziges und künftiges Vermögen sichert, unterzeichnen lassen?"

Dies mußte Gustav bejahen und Jener sagte: „Seht Ihr wohl? Nun, ich habe Euch gewarnt, und Ihr werdet hoffentlich auf Eurer Huth sein. Erlaubt mir aber, daß ich Euch mit einer Erfrischung bedienen darf."

Der Kolonist ging in's Haus, und Gustav blieb nachdenkend zurück. Was er hier erfuhr, verwirrte ihn, und der Umstand, daß er die Verzichtleistungsakte unterzeichnet hatte, beunruhigte ihn nicht wenig. Da flog plötzlich ein Lächeln über sein Antlitz, denn Maja hüpfte mit einem freundlichen Gruße an ihm vorüber, dem nachbarlichen Hause zu. In demselben Augenblicke trat der Kolonist mit Erfrischungen aus dem Hause.

„Sagt mir doch, lieber Herr," rief Gustav ihm

entgegen, „wer ist das schöne Mädchen, das so eben die nachbarliche Schwelle betritt?“

„Das ist ein liebliches Kind,“ entgegnete Jener, „ein wahrer Unschuldsengel in diesem keineswegs himmlischen Paradiese. Sie heißt Maja und wird das Pflegekind der Kolonie genannt; eigentliche Verwandte hat sie nicht, wenngleich die beiden Alten viel von ihr machen, und der Kapitän sich absonderlich um sie bekümmert. Vielleicht hat er auch triftige Ursachen dazu, doch weiß ich es nicht gewiß und will es auch nicht wissen. Wollte Gott, ich wüßte Vieles nicht, was hier und anderwärts vorgeht.“

Der Kolonist machte bei dieser Aeußerung ein verdrießliches Gesicht; er vergaß es, den mitgebrachten Wein in die Gläser zu gießen, und würde sein Klagelied von Neuem begonnen haben, wenn nicht plötzlich der Kapitän erschienen wäre. Auch jetzt bewährte es sich, daß Berghaupt auf alle Leute, die sich ihm näherten, eine große Gewalt ausübte; denn dieser Kolonist, noch eben so bereitwillig, sein Leid zu klagen, ging still bei Seite, als Jener erschien, und murmelte nur einige unverständliche Worte vor sich hin.

Der Kapitän nahm Gustav mit sich und sagte mit etwas strengem Tone: „Diese Leute sind kein Umgang für Sie. Es ist ein mürrisches, unzufriedenes Volk, dem es Niemand recht machen kann, und das bei allem Ueberfluß, den es besitzt, noch immer Mangel zu leiden glaubt.“

„In der That,“ entgegnete Gustav, „die Erzählung

dieses Mannes hat mich in dem Glauben wankend gemacht, als sei ich hier nach dem Eldorado alles menschlichen Glückes gekommen, und wenn ich von dem Allen auch nur Etwas als wahr voraussetzen darf ..."

„Sie dürfen nichts voraussetzen, mein Herr!" entgegnete der Kapitän ernst. „Nichts, was meine Ehre beleidigt und diejenigen Personen kränken muß, die als die Beherrscher der Kolonie zu betrachten sind, und die allen Anspruch auf die höchste Achtung und Ehrfurcht von unserer Seite haben. — Kommen Sie, mein Freund," fuhr er nach einer Pause ruhiger fort, „kommen Sie, Gustav, und lassen Sie mich solche Scenen nicht wieder erleben. Sie sind gut und arglos; man wird Ihr Vertrauen nur zu oft mißbrauchen, wenn Sie jedem Unberufenen Ihr Ohr leihen. Gesetz und Ordnung müssen sein, das aber wollen jene Maulhelden nicht einräumen und vermerken es sehr übel, daß Jemand da ist, der sie beherrschen will. Halten Sie sich an unsere würdigen, alten Freunde, an einige andere Personen, die ich Ihnen bezeichnen werde, und an Maja."

Hier hielt der Kapitän einen Augenblick inne und warf einen forschenden Blick auf Gustav, der die Augen erröthend zu Boden schlug. „Sie haben doch Maja schon gesehen?" fragte er.

„Ich habe sie gesehen!" antwortete Gustav kaum hörbar.

Der Kapitän drückte unwillkührlich den Arm seines Begleiters: „Das liebe Kind! Würdigen Sie sie doch ja nach ihrem Werthe! Sie ist eine Perle, ein Schatz!"

Die ganze Seele des Kapitäns lag in diesen Worten; Gustav hatte ihn noch nie mit einem solchen Gefühl, mit einer solchen Empfindung sprechen hören.

„Ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nichts weiter sagen,“ fuhr der Kapitän fort. „Ich werde Ihnen überhaupt längere Zeit nicht zur Seite stehen, sondern Sie sich selbst überlassen. Mich ruft die Pflicht in das Gewühl der Städte; dort ziehe ich hin, um für Diejenigen zu sorgen, die undankbar genug sind, mich verläumden zu wollen. Während dieser Zeit leben Sie ganz nach Ihrem Geschmacke; suchen Sie sich zu unterhalten, wie Sie können; machen Sie Entwürfe, und führen Sie diese aus, ganz wie Ihr Genius es Ihnen eingiebt. Wir werden uns wiedersehen, und dann hoffe ich von Ihnen etwas zu vernehmen, was mich sehr glücklich machen muß.“

Mit diesen Worten schloß er Gustav bewegt in seine Arme und entfernte sich schnell. Dieser blieb verwundert zurück und war noch nicht mit sich einig, was er aus diesem Allen machen sollte, als Maja, die von ihrem Besuche in dem nachbarlichen Hause zurückkam, sich unbefangen an seinen Arm hing, ihm einen guten Morgen wünschte und sich anbot, ihn zum Vater und zur Mutter zu führen, wie die beiden würdigen Alten von den jüngern Kolonisten genannt wurden.

Wir fassen jetzt die Ereignisse einer längern Zeit summarisch zusammen. Der Sommer und der Herbst verfliegen rasch, langsamer streichen die trüben Regenmonate dahin; aber [illegible] diese wanken endlich vorüber.

und der neue jugendliche Lenz kehrt zurück. In dieser Zeit hat Gustav hinlängliche Muße gehabt, die Leiden und Freuden der Kolonie kennen zu lernen und die Verhältnisse derselben zu würdigen. War ihm auch von der Natur kein praktischer Sinn beschieden, und blieb ihm so Manches verborgen, wodurch dieser kleine Staat regiert wurde, so sah er doch bald ein, daß es hier wie überall ging, und Handel und Gewerbe die mächtigen Hebel waren, wodurch diese Maschine in Gang erhalten ward. Er sah auch, daß zu den großen Bedürfnissen, die erforderlich waren, alle vorhandenen Mittel nicht hinreichten, und eben dadurch bald hier, bald dort etwas in's Stocken gerieth. Im Mittelpunkte der Kolonie freilich, wo die freundlichen Alten wohnten, spürte man hiervon nichts; hier war ein steter Sonntag, und ein Fest verdrängte das andere, wobei indessen zu bevorworten ist, daß sie sammt und sonders nicht große Kosten verursachten und sich nur durch ihre antik-poetischen Tendenzen auszeichneten, die eine ideale Unschuldswelt, eine arkadische Schäferrepublik hervorzaubern sollten. Dies Alles war harmlos und den guten Leuten zu gönnen; doch war das Schicksal minder gütig, denn oft trat die nackte Prosa mitten in die poetischen Schlangenwindungen der Kolonie, das heißt, oft machte die rauhe Wirklichkeit den dichterischen Phantasten einen scharfen Querstrich, indem sie sich mit unabweislichen Forderungen einstellte und sich an die langen Gesichter nicht kehrte, die nicht wußten, wie sie die lästige Mahnerin abweisen oder befriediaen sollten.

Eine Zeitlang nahm Gustav an diese Spiele lebhaften Antheil. Unter Andern war Eines eingeführt, das ihm sogar vielen Spaß machte. Dies waren die sogenannten poetischen Wettkämpfe. Man setzte sich in einen Kreis um die Alten herum. Diese stellten dann eine Aufgabe, und Jeder bemühte sich, diese nach Kräften zu lösen. Das Meiste, was hier an Poesieen zum Vorschein kam, war gewöhnliches Fabrikwerk und konnte Gustav nicht befriedigen. Aber er selbst fand Geschmack daran, auf diese Art zu dichten, und es gelang ihm mehrere Male, sich zur Begeisterung aufzuschwingen und etwas nicht ganz Gewöhnliches zum Vorschein zu bringen. Aber seine Lust schwand bald dahin, als er inne wurde, daß man seine Poesieen nicht verstand, daß es den Leuten hier überhaupt nicht um den Werth der Dichtung zu thun war, sondern daß es vollkommen ausreichte, wenn man nur eben dichtete. Auf welche Weise und mit welchem Aufwande von Geist dies bewerkstelligt wurde, blieb völlig Nebensache. Ein gleiches Schicksal hatten die poetischen Schäferspiele, die man von Zeit zu Zeit zur großen Ergötzlichkeit der beiden Alten darstellte; sie fühlten sich über die Maßen beglückt, wenn sie die Gestalten einer Geßnerschen Idylle, einen braunen Myrtill oder eine naive Daphne, einen blonden Damöt oder eine spröde Sylvia, vor sich agiren und sich gar trübselig benehmen sahen. Kam nun noch hinzu, daß es Gustav nicht verborgen blieb, dies Alles geschehe von Leuten, die der Kapitän eigends dazu bestellt habe, und die das mühsam Angelernte, wie ein aufgegebenes

Schulpensum, gedankenlos herunterleierten, im Herzen Gott dankend, wenn die Marterzeit vorüber war, so konnte es nicht fehlen, daß Gustav sich bald aus dem Kreise der Mitwirkenden in den Kreis der Zuhörer zurückzog und sich endlich ganz absonderte, mit Sehnsucht die Rückkehr des Kapitäns abwartend, um diesem ganz unumwunden zu erklären, daß er nicht mehr gesonnen sei, auch nur einen Augenblick länger als nothwendig hier zu bleiben, ein Entschluß, der nur dann wankend wurde, wenn er Maja begegnete und von der lieblichen Anmuth dieses Kindes hingerissen wurde. Dann freilich vergaß er Alles um sich her und fühlte sich ganz in den Zauberkreis dieses reizenden Geschöpfes gebannt.

Um diese Zeit erschien in der Kolonie ein junger Mann, Namens Adolf, den Gustav bisher noch nicht gesehen hatte. Niemand wußte ihm genauer darüber Auskunft zu geben, als Maja, die ihm mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit erzählte, wie Adolf vor zwei Jahren hier eingeführt und ihr Lehrmeister geworden sei; er habe sie emsig unterrichtet und viel dazu beigetragen, daß sie sich nicht mehr zu schämen brauche, daß sie von allen Dingen, welche zur Sprache gebracht würden, nichts wisse. Außerdem besorge Adolf das Rechnungswesen der Kolonie, so wie die Korrespondenz, und vertrete in vieler Hinsicht des Kapitäns Stelle, wenn dieser abwesend sei, was öfter vorkomme, denn er bringe den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, und komme immer seltener nach der Kolonie. Dieser Adolf kam unserm Gustav sehr ungelegen; er wußte

selbst nicht, warum? Er beobachtete ihn und fand einen besonnenen jungen Mann, der seinen Geschäften nachging und kein Wasser trübte; er beobachtete Maja und fand, daß sie mit Adolf nicht anders sprach und verkehrte, wie mit sonst Jemandem aus der täglichem Umgebung; sie scherzte, lachte mit Allen und war glücklich, wenn Jedermann fröhlich und guter Dinge war. Und dennoch regte sich in Gustav's Herzen ein Gefühl von Unbehaglichkeit, das er weder zu unterdrücken, noch auszusprechen vermochte; es war eine still keimende Eifersucht, die immer stärker um sich griff, und seine edleren Gefühle zu ersticken drohte. Bis jetzt hatte er in dem Umkreise der [Kolonie noch Keinen gefunden, der ihm bei Maja hätte gefährlich werden können. Die Kolonisten waren entweder verheirathet, oder sie waren bereits bejahrt, oder endlich, sie standen an Geist und Bildung so tief unter ihr, daß füglich an eine Uebereinstimmung der Gefühle nicht gedacht werden konnte. Auf solche Weise mußte das Beisammenleben der beiden jungen Männer etwas Ernstes, Schroffes empfangen. Hierbei gerieth Adolf offenbar in Nachtheil; er sollte Alles lenken und leiten; Alle drängten sich um ihn, von ihm forderte Jeder, was ihm fehlte. Der gutmüthige junge Mann wollte Niemand kränken, Keinem wehe thun, und konnte doch mit dem redlichsten Willen nicht alle Ansprüche befriedigen. Daraus entstanden tausend Verlegenheiten, die er gerne verbergen wollte, aber nicht zu verbergen vermochte; Gustav entdeckte sie, und ein rasch hingeworfenes Wort, ein vornehmes Achsel-

zucken, ein bedeutungsvolles Lächeln verriethen, daß er Alles durchschaue und wisse. Adolf fühlte sich tief verletzt, denn er war sich bewußt, das Gute zu wollen. Sein Blut wallte auf; aber dann erkannte er das Abhängige seiner Stellung, erwog, welche Nachtheile ein unüberlegtes Wort von seiner Seite haben könne, wie der Argwohn keine Schranke achte, wenn man ihm einmal Worte geliehen, und alsdann das Unheil ohne Gnade über Alle hereinbrechen werde; dies Alles bedachte er und nahm ruhig eine Kränkung hin, die er nicht verdient hatte. Er betrachtete sie als eine Prüfung, die ihm von der Liebe auferlegt werde, von der Liebe, der er noch kaum Worte geliehen hatte, die aber lichterloh in seinem Innern flammte. Aber Gustav blieb hierbei nicht stehen. Die Ungewißheit drückte ihn zu schwer; er mußte sich ihrer entledigen, koste es, was es wolle. Um dies zu erlangen, kämpfte er gewaltsam die edleren Empfindungen seines Herzens nieder, und gab nur dem Dämon Gehör, der sich jetzt seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Ueberall spürte er Maja, überall Adolf nach; er bewachte ihre Schritte und suchte sich ihrer unschuldigsten Geheimnisse zu bemächtigen. Er mühte sich aber vergebens, denn entweder wußten sie ihr Spiel so sicher zu verdecken, oder es herrschte in Wahrheit keine Sympathie unter ihnen; genug, es geschah auch nicht das Geringste, wodurch sich Gustav's Verdacht hinsichtlich eines Einverständnisses hätte motiviren können.

Eine Abwechslung sollte in diese trostlose Monotonie

kommen. Dies waren Briefe aus der Heimath. Gustav hatte bald nach seiner Ankunft in der Kolonie ausführlich an seinen Vormund und Erzieher, den wackern Rathmann, Herrn Johannes Wohlhaber, geschrieben und ihm alle seine Erlebnisse mitgetheilt. Hierauf erfolgte nun eine sehr ausführliche Antwort, die den Inhalt des nächsten Kapitels ausmachen wird.

Zehntes Kapitel.

Gustav löste das Siegel mit zitternder Hand. Außer dem Hauptbriefe, der die festen, kräftigen Züge seines väterlichen Freundes wies, enthielt das Couvert noch einige andere Briefe von seinen Jugendbekannten, die Gustav mit lebhafter Freude empfing. Der Erste war von Lothar. Dieser hatte den Ort seiner Bestimmung glücklich erreicht, befand sich in seinem neuen Amte durchaus wohl und hatte sich bereits in die Schwester eines ältern Kollegen sterblich verliebt. Eine Hochzeit sei nach dieser Herzerschütterung unausbleiblich, und Gustav möge nur immer seinen Pegasus satteln, wenn man in der neuen Welt überhaupt von einem Thiere Notiz nehme, das zum Plantagendienst völlig untauglich sei. Der Schluß enthielt einige gutmüthige Spöttereien, die übereilte Reise nach Amerika betreffend, und neben der Unterschrift hatte Lothar eine Hand mit aufgehobenem Zeigefinger gemalt. — Anders war Roberts Brief. Dieser war in der heitern, gutmüthigen Weise dieses Jünglings abgefaßt; er beneidete Gustav um die große, weite Reise, und gab nicht undeutlich zu ver=

stehen, daß er sich gerne, statt seiner, eingeschifft hätte. Doch, meinte er schließlich, werde er auch dies verschmerzen, da er während der Zeit seine Bestallung erhalten habe, und nun in aller Gemüthsruhe abwechselnd seinen Freunden und seinen Geschäften leben könne, ohne den Wechselfällen einer unsichern Existenz irgend unterworfen zu sein. Dies sei auch etwas werth und die phantastischen Grillen würden seiner Zeit wohl zusammenschrumpfen. — Auch von Eduard und Theodor empfing er Nachrichten. Ersterer war bei zunehmender Krankheit seines Vaters in dessen Geschäft als Associé aufgenommen worden und also versorgt; Theodor dagegen war es müde, blos seine Freunde in der Einsamkeit eines Gehölzes mit seiner schönen Tenorstimme zu erfreuen und ging zum Theater über. Auch von Ernst waren Nachrichten mitgetheilt. Robert schrieb:

„Ernst, mit dem Du Dich an dem letzten Abend unseres Beisammenseins für immer entzweitest, ist nicht mehr am Leben. Er ist hinübergegangen zum fernen Jenseits, wo er hoffentlich den Frieden und die Duldung finden wird, die er hier auf Erden Keinem angedeihen lassen wollte, der irgendwie eine andere Meinung hatte, als er selbst. Das muß Dich nicht betrüben, denn der Sterbliche soll noch geboren werden, der ihn zum Freunde hätte gewinnen wollen. Seiner starren Orthodoxie opferte er die heiligsten Gefühle auf und fiel als ihr Opfer. Eine Thräne des Mitleids hat ihm Keiner versagt: er war ein Unglücklicher, der weder irdische Freude, noch irdischen Schmerz gelten ließ, und

jeder schönen Empfindung sein Herz verschloß. So starb er, gemieden und vereinsamt, wie er gelebt hatte, sich und allen Menschen zur Last, ein trauriges, warnendes Beispiel, wohin Unduldsamkeit und fanatischer Eifer endlich führen."

Robert hatte überdies von sonstigen näher und ferner stehenden Bekannten manches Freundliche gemeldet und von Jedem die herzlichsten Grüße beigefügt. Diese Briefe und Nachrichten erweckten in Gustav ein so schmerzlich wehmüthiges Gefühl, das nur Derjenige ihm nachzuempfinden im Stande ist, der selbst fern von der Heimath, in einer ähnlichen Lage solche Briefe empfing. Jetzt kam der Hauptbrief, nämlich der seines Vormundes und Freundes. Nach einigen einleitenden Worten, worin er ihm auf ächt kaufmännische Weise den Empfang seines lakonischen Abschiedsbillets und seines spätern ausführlichen Schreibens anzeigte, sagte er ferner:

„Uebrigens muß ich Dir nur sagen, daß ich mich über Deine verrückte Reise auch nicht ein Bischen gewundert habe; ganz anders habe ich es gemacht, als Deine Freunde, die die Hände über den Kopf zusammenschlugen und nicht wußten, was sie sagen sollten. Laßt den Phantasten gehen, sprach ich; wenn er erst weiß, daß man am Orinoco so gut, wie an der Elbe, arbeiten muß, um zu leben, und daß unsere Freunde am Missouri, wie am Rhein, einer gleichen Nachsicht bedürfen, kehrt er schon wieder zu uns zurück. Ich that ihnen nämlich Meldung von der saubern Kommission, womit Du mich beehrtest, und die auszurichten ich als ehrlicher

Mann ein billiges Bedenken getragen habe. Gustav! Gustav! Ich habe Dich freilich von jeher für ein überspanntes Erdenkind gehalten, aber etwas mehr gesunden Menschenverstand hätte ich Dir doch zugetraut. Weil Du die Bekanntschaft eines Abentheurers machtest, in dessen Gesellschaft Du, ohne vorher einen Scheffel Salz mit ihm gegessen zu haben, eine so weite Reise antrittst, und der Dich, der Himmel weiß wohin und wozu gebracht hat, soll ich Deine Verbindungen im Vaterlande auflösen, damit Du dort in Deiner poetischen Raserei beginnen kannst, was Dir wohlgefällt. Ich glaube Dir aber wohl bewiesen zu haben, daß meine Handlungen immer einen vernünftigen Grund haben müssen, und daß ich nie etwas thue, ohne zu wissen, weshalb. Ich habe also Alles bei'm Alten gelassen und muß Dir nur von vorne herein den etwas vornehmen Wahn benehmen, als ob der Knoten, womit Deine hiesigen Verhältnisse geknüpft sind, so schwierig aufzulösen wäre, daß Du mir deshalb so überaus diplomatische Verhaltungsregeln giebst. Deine Verhältnisse — wie Du sie nennst — hängen nur an sehr dünnen Fäden, die sich ganz von selbst lösen, und Du darfst mir Dank wissen, daß ich sie für's Erste noch in der Hand behalte, denn man kann doch nicht über fremden Einfluß und fremde Gunstbezeugungen cavalièrement disponiren, wenn man Reisen in's Blaue hinein macht. Wenn Du am La Plata Deinen poetischen Rausch verschlafen hast, von dem ich nur wünschen will, daß er wegen des starken Sonnenbrandes keine üblen Folgen für Dich haben möge, und

Du kehrst zu uns zurück, kostet es Dich gewiß einen neuen Visitenrock, ehe Du Alles wieder in das rechte Geleise bringst. Ueberhaupt, mein lieber Freund, verschone mich in Deinen fernern Briefen mit solchen extravaganten Exklamationen und Kommissionen, hinter denen nichts ist. Kannst Du mir aber gelegentlich einige Notizen über den dortigen Dampfschifffahrts- und Eisenbahnbetrieb zugehen lassen, so will ich Dir dafür sehr dankbar sein. — Du wunderst Dich wohl darüber, daß ich Dir einen so entsetzlich langen Brief schreibe, und willst wissen, wie der alte Herr Johannes die Zeit dazu hat erübrigen können? So erfahre denn, daß ich, wie ich Dir schon früher bemerklich machte, in der Person meines Buchhalters einen tüchtigen Schwiegersohn bekommen habe, der die Last der Geschäfte zum großen Theil auf sich nimmt und mir alten Kerl die wohlverdiente Ruhe gönnt. Dieser Umstand läßt mir Zeit, so lange mit Dir zu schwatzen, und Dich darauf aufmerksam zu machen, daß wir um das versprochene Karmen gekommen sind und Du den leckern Hochzeitsschmaus hast entbehren müssen. Nun ist Deine Kunst in meinem Hause nicht mehr nöthig, denn Leute meines Schlages und Standes rufen die Poesie nur selten zu Hülfe, etwa an Einholungs- und Hochzeitstagen, sonst ganz und gar nicht; setze also Deine Phantasie nicht unnöthig in Contribution. — Aber um auf etwas Anderes zu kommen, so möchte ich Dir sagen, daß ich, ob Du gleich mehrere hundert Meilen von mir entfernt bist, doch eben so genau weiß, als ob ich vor Dir stände, was

Du jetzt für ein Gesicht machst, und die Gedanken zu errathen im Stande bin, die sich in Deinem Kopfe bewegen. Nicht wahr, mein Freund, Du möchtest gerne etwas von dem Hause Rosenfeld und den Angehörigen desselben wissen, und zürnst mit dem Vormund, daß er nicht längst von selbst daran gedacht hat? — Wenn Du diese Zeilen liest, Gustav, wirst Du blutroth! — So höre denn, was ich Dir von dorther zu melden habe, wobei ich nur voraussetze, Du wissest um ihre Reise in die böhmischen Bäder, wo sie mit einer englischen Familie zusammen treffen wollten. In dieser Familie war ein Neffe, ein Squire und angehendes Parlamentsmitglied, und dieser Neffe sollte der Herzallerliebste von Fräulein Rosalien werden. — Zittere nicht, Junge! — Wie nun aber alle Verabredungen getroffen sind, und der Herr Bankier, trotz der Erklärungen und Vorstellungen seiner Tochter, fast die ganze Badegesellschaft zusammenbittet, um eine solenne Verlobung zu halten, kommt, als die eingeladene Gesellschaft des feierlichen Aktes harrt, statt des ersehnten Bräutigams von der nächsten Poststation ein Brief, worin derselbe anzeigt, daß er unmöglich die Ehre haben könne, der Gemahl Rosaliens zu werden, weil er bereits vermählt sei. Bisher habe ihm Furcht den Mund verschlossen, jetzt aber sei der entscheidende Augenblick gekommen, und er dürfe nicht länger schweigen. Es sei nicht seine Schuld, daß sein Oheim große Besitzungen und auf denselben viele Pächter habe, zu denen er den Neffen öfters schicke, damit er nach dem Rechten sähe,

und zugleich entdecke, daß diese Pächter mit schönen Töchtern gesegnet wären, von denen er die schönste geheirathet. Dies und mehreres Andere enthielt der Brief, der in der Gesellschaft eine nicht zu beschreibende Verwirrung anrichtete. Die Braut schrie laut auf; man weiß nicht, ob vor Freude oder vor Verdruß; die Mutter machte das geschickteste Manöver, was Mütter bei solchen Gelegenheiten machen können, sie fiel in Ohnmacht. Der Oheim des Bräutigams aber und der Vater der Braut sprangen zu gleicher Zeit auf, Ersterer mit einem Goddam! Letzterer mit einem Donnerwetter! und sahen sich einander an; dann nickten sie sich zu und gingen gravitätisch in ein anderes Zimmer. Die Gesellschaft that, was in solchen Fällen ziemlich, sie lief auseinander, ohne den Mittagsschmaus abzuwarten, und schimpfte zu Hause mit hungrigem Magen auf alle Verlobungen, die eines soliden Haltes entbehren. Die Unterhaltung der beiden alten Herren dauerte eine geraume Zeit, sie ließen sich Speise und Trank bringen, und Papa Rosenfeld ertheilte von seinem Kabinette aus seiner Familie den Befehl, sich sogleich zur Heimreise zu rüsten. Seines Bleibens sei hier keine Stunde länger, fügte er hinzu, obgleich die Konferenz allein noch über drei Stunden dauerte. Die Abreise ging auch wirklich von beiden Seiten vor sich, der Engländer nach Süden, der Deutsche nach Norden. Man will auch wissen, daß der Squire Oldgrave, so hieß der Oheim des beweibten Neffen, noch eine Unterredung mit der schönen Rosalie gehabt habe; es weiß aber kein Mensch, was das Resultat

dieser Besprechungen gewesen ist. Aber, hilf Himmel! Kaum waren die Rosenfelds wieder zu Hause angelangt, da ging der Teufel los. Madame hatte der Skandal im Bade so sehr geärgert, daß sie es nicht verwinden konnte. Der hinkende Bote kam nach, sie kriegte ein Gallenfieber und starb. Der Bankier zog sich plötzlich von allem öffentlichen Leben auffallend zurück; er, der sonst Jedermann empfing, ließ jetzt Niemand, außer in Geschäften, vor. Die Leute meinten, der Tod seiner Frau habe ihn so sehr angegriffen, ich aber hatte, als alter Praktiker, meine eigenen Gedanken, und diese haben sich auch bewährt, denn es dauerte nicht lange, bis ein Bankerot ausbrach, der, weil er den meisten unerwartet kam, eine furchtbare Erschütterung in der Handelswelt hervorbrachte. Rechts und links fielen sie, aber Johannes Wohlhaber stand fest, denn er hatte stets nur Hausmannskost von seiner Fayence, nicht indische Vogelnester von Silber gespeist. Jetzt fielen sie über ihn her, wie die Dohlen und Raben; die bisher die höflichsten Gäste gewesen waren, wurden jetzt die ärgsten Schreier und Kalumnianten. Der alte Bankier mußte wissen, daß dies der Lauf der Welt ist, und hätte sich nicht um die Schreier, sondern um die Regulirung seiner Angelegenheiten kümmern sollen. Das that er aber nicht, sondern nahm sich das pöbelhafte Geträtsch so sehr zu Herzen, daß er sich eines schönen Abends nach seinem Park begab, von wo er nicht wiederkehrte, denn er ward auf dem Dorfkirchhofe beerdigt. Wie der Tod ihn so plötzlich antrat, hat man nicht mit Gewiß-

heit erfahren; Mehrere sagen, es habe ihn ein Schlagfluß getroffen, Andere, und zwar die Meisten, behaupten, er habe Hand an sich gelegt. Gott sei allen Sündern gnädig, mein lieber Gustav; wir sind nicht da, um zu richten und zu verdammen. Die Paar Tausend Thaler, die mich dieser Bankerot kostet, sind verschmerzt, und ich trage ihm nichts nach. Die Besitzthümer sind in fremde Hände übergegangen, und die Leute sprechen hier auch schon von ganz andern Dingen. — Jetzt, mein lieber Gustav, bist Du abermals böse auf mich, ich weiß es, und zwar deshalb, weil ich Dir nichts von Rosalien melde. Ich darf Dir sagen, daß sie das vielfache Unglück, welches sie in so kurzen Zwischenräumen betroffen, mit großer Fassung und christlicher Geduld ertragen hat; sie hat sich allen Anordnungen des Gesetzes willig gefügt und das älterliche Haus verlassen, ohne etwas Anderes, als einen geringen Theil ihrer Garderobe mitzunehmen. Ihre Lage hat das größte Mitleid erregt, und sie würde überall in der Stadt den kräftigsten Beistand gefunden haben, aber es bedurfte dessen nicht; sie hat sich selbst geholfen. Sie erkundigte sich nach Dir, indem sie mir persönlich einen Besuch machte, den ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Leider konnte ich ihr nichts sagen, als was sie schon wußte, daß Du nämlich wie ein Bruder Sausewind ohne Kopf in die Welt hineingestürmt seist. Wir wären nun ganz rathlos geblieben, wenn nicht in demselben Augenblicke ein zweites Schreiben von Deinem Kapitän Berghaupt bei mir eingegangen wäre, worin mir der-

selbe anzeigt, daß es Dir in Amerika überaus wohl gehe, daß Du nicht die geringste Lust hättest, dasselbe zu verlassen, und das Du mir das selbst schreiben würdest, wenn Du nicht von einem Gefühl ergriffen wärst, das Dir jede Mittheilung unmöglich mache. Süße Empfindungen sollten es sein, meint er, die Dir eine Zukunft schafften, von der Du früher keine Idee gehabt hättest. Ich darf wohl sagen, daß ich von diesem letzten Mischmasch nicht sonderlich viel begriff; aber Rosalie, die in der Sprache der modernen Romane besser zu Hause ist, muß doch wohl einen Sinn darin gefunden haben, denn sie sagte mit großer Bitterkeit und in Thränen ausbrechend, als sie mich verließ: „Nun ist auch das letzte Band gelöst!" — Junge! Junge! Ich fürchte, die Passage über den Tropikus hat Dir den Kopf verdreht! — Nun, ich muß der Wahrheit die Ehre geben, und sagen, daß Rosalie sich in dieser Angelegenheit äußerst ehrenwerth benommen hat. Sie sammelte die wenigen Trümmer, die ihr von dem Reichthum ihres Vaters übrig blieben, und richtete sich ein, so gut es gehen wollte. Freilich ging's knapp her, denn ich kann Dir sagen, daß, um sich kaufmännisch auszudrücken, nicht genug Aktiva vorhanden waren, um die Passiva zu decken. Sei aber nur außer Sorge um die Zukunft des Mädchens, das Deine erste Liebe war, es wird ihr an nichts mangeln. Lord Oldgrave, dessen Neffen sie heirathen sollte und mit dem sie vor der Abreise aus dem Bade noch eine lange Konferenz hatte, traf hier ein, und Beide steckten nun fortwährend zusammen.

Nach den Gerüchten, die in der Stadt zirkuliren, wird nun mit der jungen Dame bald eine Veränderung vorgehen, und da es hierorts noch Mode ist, sich für Demoiselle zu interessiren, so legt man es ihr zum Guten aus; nach zwei Monaten tritt wahrscheinlich der umgekehrte Fall ein. Der alte Lord, so hat man mir erzählt, habe nach jener Mißheirath seinen Neffen ganz und gar desavouirt und bewerbe sich nun um die frühere Braut desselben. Rosalie, die sich nicht mehr an Dich gebunden hält, willigt ein, die letzten Tage des süß-sauern Engländers durch ihre schönen Augen zu erhellen, wenn er das Andenken ihres Vaters vor Schmach bewahren und die von demselben hinterlassenen Schulden bezahlen will; sie dagegen für ihre Person mache auf nichts Anspruch. Diese Bedingung ist der Lord eingegangen und die Auszahlungen beginnen bereits. Ich für mein Theil habe, wie schon gesagt, den Verlust bereits verschmerzt, und will nichts von dem Blutgelde haben; die Menschen in der Stadt aber sind von dem Edelmuth der jungen Dame außer sich, und absonderlich Diejenigen, die noch an der Masse eine Forderung zu machen haben. Ich weiß auch noch etwas: Oldgrave hat, wie ich ganz bestimmt erfahren, in Amerika, nicht weit von dem Punkte, den Du Dir zum Aufenthalt gewählt hast, mehrere Besitzungen, und wünscht, diese des Baldigsten zu besuchen. Doch denke ich nicht, daß er die Reise beginnen wird, bevor er Hochzeit gehalten hat, und dann wäre wieder Zehn gegen Eins zu wetten, daß er die lange Reise nicht antreten wird, ohne seine

junge Gemahlin mitzunehmen. Dies theile ich Dir in guter Absicht mit, damit Du nicht allzusehr erschrickst, wenn Du eines schönen Morgens an den Ufern des La Plata spazieren gehst, vielleicht, um einen Strauß für Deine transatlantische Auserkohrne zu pflücken, und Dir dann plötzlich Deine erste Flamme entgegen tritt. Wie gefällt Dir dieses Briefgeschwätz, das aber jetzt ein Ende nehmen soll? Und weißt Du, weshalb ich mir so absonderlich viele Mühe mit diesem Schreiben gegeben habe? Weil ich glaube, Du werdest es aufbewahren, da es einen wichtigen Abschnitt Deines Lebens bespricht. Und da Du nun unbezweifelt ein berühmter Mann wirst, so könnte es sich fügen, daß besagter Brief als ein authentisches Aktenstück einen Platz in Deiner Lebensgeschichte fände, weshalb ich mir es auch besonders angelegen sein ließ, mir viele moderne Ausdrücke anzueignen, was sonst nicht meine Sache ist, damit ich nicht allzusehr gegen Deinen künftigen Biographen absteche, der gewiß — denn er wird mit der Zeit fortgehen — noch viel moderner denkt, schreibt und handelt, als Du selbst. Gott befohlen!"

Eilftes Kapitel.

Es läßt sich leicht ermessen, welchen gewaltigen Eindruck dieser Brief auf Gustav hervorbringen mußte. Hatte sein Herz schon bei dem Anblicke der Zeilen von so befreundeter Hand höher geschlagen; wie brauste nicht das Blut durch seine Adern, als er sich mit dem Inhalte desselben bekannt gemacht hatte. Ein Gang durch den Park, an dessen einsamster Stelle er sich eben jetzt befand, hatte ihn um nichts abgekühlt. Er sah nur zu deutlich vor sich, was ihm eigentlich schon längst kein Geheimniß mehr blieb, wozu er aber des Beweises bedurfte; er sah die Intrigue des Kapitäns offen da liegen; es handelte sich nicht mehr um das Wie? sondern um das Weshalb?

„Dieser Mensch weiß, wer ich bin," sprach er grollend vor sich hin. „Was in der Heimath meine liebsten Freunde nicht wußten, was mir selbst während meines ganzen Lebens zu meiner höchsten Qual verborgen blieb, er weiß es und baut auf dies Wissen seine Pläne, seine Projekte."

Es war ihm fürchterlich, der Gegenstand eines geheimen Planes zu sein. Er, dessen Herz schon in der Jugend ängstlich schlug, wenn er aus halben Worten errieth, daß man ihm eine heimliche Freude, eine Ueberraschung bereite, die seinem Geburtstage oder einem sonstigen Feste galt, indem er abwechselnd hoffte und fürchtete, jetzt plötzlich die ungewisse Dämmerung zum klaren Tag werden zu sehn; er zitterte bei dem Gedanken, daß jetzt die Ursache offenbar werde, weshalb man so mit ihm gespielt; er zitterte vor Furcht und Erwartung. Und wie hatte sich seit seiner Entfernung aus Europa Alles verändert! Wie freundlich hatte sich dem Anscheine nach das Schicksal Derer gestaltet, die er liebte. Nur Rosalie! Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich seiner, als er sich das Ideal seiner Phantasie vergegenwärtigte, wie sie an dem Arm ihres Gatten längs dem Ufer des Stromes ihm entgegen käme.

„Lady Oldgrave!" rief er bitter aus. „Freilich, dahin hätte sie es an meiner Hand nie bringen können. Weiß ich doch selbst nicht, welchen Namen ich ihr zu bieten im Stande gewesen wäre; und Madame Gustav klingt doch auch gar zu unbedeutend, zu nichtssagend. Und Wer hat sie mir gestohlen? Er, wiederum Er! Seine falschen Briefe haben dies Herz von mir entfremdet; sie hat mich erst aufgegeben, als sie sich versichert halten mußte, daß ich sie vergessen." — Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Und durfte sie einen solchen Gedanken fassen? Durfte sie nach unserer letzten Unterredung, nach unsern

letzten Gelübden jemals ihr Herz einem Andern zuwenden? War es nicht schon Verrath an unserer Liebe, wenn auch nur ein Gedanke..." Hier hielt er plötzlich inne, denn Maja's liebliche Gestalt tauchte plötzlich vor ihm auf, und eine lebhafte Röthe bedeckte sein Gesicht. War er sich nicht desselben Fehls bewußt, dessen er Rosalie anklagte? Ein namenloses Weh bemächtigte sich seiner, dem er keine Worte zu geben vermochte, und das ihn zu bewältigen drohte: „So bin ich denn ganz von der heimischen Erde ausgestoßen? Ganz! Ich habe mir selbst die Rückkehr versperrt. Ich darf mich nicht mehr dahin wenden, wo sie weilt. Freilich," fuhr er mit einem bittern Lächeln fort, „wird sie sich wohl mit ihrem Gatten nach England wenden, um dort in den ersten Zirkeln von Windsor und Brigthon eine Rolle zu spielen. Und sie wird es mit Glück versuchen, denn ihre Erscheinung ist fürstlich. Oder..." Hier fiel ihm die Stelle aus dem Briefe seines Vormundes ein, wonach Rosaliens Gatte Besitzungen in Amerika und überdies in der Gegend haben solle, wo er jetzt wohne. „O, nur dies nicht, nur dies nicht!" Er sank auf die schwellende Rasenbank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, die Augen fest geschlossen, denn es war ihm in diesem Moment, als müsse Rosalie aus dem nahen Gebüsch ihm entgegen treten. Ein solches Zusammentreffen — früher oder später — wollte er um jeden Preis vermeiden, und nur durch eine rasche Flucht schien ihm dies möglich. Der Brief des Rathmannes trug ein sehr altes Datum, und wenn der Lord wirklich eine

solche Reise beabsichtigte, so konnte er eben so gut jetzt als später eintreffen. Also fort! Aber wohin? Ihm gleich; wenn nur weit, weit von hier. Alle diese Entschlüsse waren das Werk einer aufgeregten Phantasie und ohne irgend einen vernünftigen Anhaltspunkt. Wohin wollte er und was beginnen? Zwar hatte er sein aus Europa mitgenommenes Reisegeld fast noch ungetheilt bei sich; aber was wollte das sagen, um sich in der neuen Welt eine Existenz zu begründen? Und welche?

Da vernahm er die Klänge einer Laute, und die lieblichen Töne derselben gossen Frieden in sein vielfach gequältes und geängstigtes Herz. Lange saß er da, den Balsam des Trostes einschlürfend, der ihm aus den zarten Melodieen entgegen quoll, und die schwere Beklemmung, die auf seiner Brust lastete, löste sich allmählig in Thränen auf. Nun brach das Spiel plötzlich ab, und bald nachher trat Maja mit ihrer gewohnten Freundlichkeit zu Gustav heran. Dieser hatte sich so tief in Gedanken versenkt, daß er zusammenschrak, als sie ihn anredete.

„Du hast geträumt, Gustav!“

„Wer? Ich?“

„Ja, Du! Und Du träumst noch. Warte nur, böser Mensch! Nicht ein freundliches Wort sagst Du mir? Ich kam hierher, um mir ein neues Lied einzuüben, da sah ich Dich und Dein kummervolles Gesicht. Es erbarmte mich, und ich suchte Dir mit meiner Laute Trost zuzusprechen. Jetzt sehe ich wohl, daß es mir

nicht gelungen ist; aber für meinen guten Willen hättest Du mir doch wohl danken können."

Gustav reichte ihr lächelnd die Hand; er war zu tief bewegt, um sprechen zu können.

„Du bist also ganz verstummt? Ich dachte es wohl, daß der große Brief, den Du empfingst, Dir nicht viel Gutes bringen würde, denn als ich ihn sah, überfiel mich ein Frösteln. Ich bat den Mann, der ihn brachte, daß er ihn Dir wenigstens heute nicht geben sollte; aber der eigensinnige Mensch wollte nicht und ging gleich zu Dir."

„Und weshalb wünschest Du mich gerade jetzt so heiter?" fragte Gustav mit einem schwermüthigen Lächeln.

„Weil ich etwas sehr Wichtiges mit Dir zu sprechen habe."

„So sprich nur, Maja!"

„Nicht doch. Meinst Du, ich könnte zu Dir sprechen, wie mir um's Herz ist, wenn Du so sauertöpfisch drein schaust? Ich will hoffen, daß Du morgen bei besserer Laune bist, denn ich muß Dir Alles sagen, ehe noch der Kapitän kommt, und dessen Ankunft steht nahe bevor."

„Der Kapitän?" fragte Gustav erregt. „Kommt der Kapitän?"

„Nun ja! Wie kann Dich das so erschrecken? Ach, Gustav! Du bist doch nicht krank?" Er schüttelte mit dem Kopfe, und sie fuhr fort: „Sage mir nur dies Eine, daß Du mich morgen geduldig anhören willst.

Ich weiß sonst Niemand hier als Dich, dem ich anvertrauen soll, was mein Herz so ganz erfüllt."

„Dein Herz?" fragte Gustav und wandte sich fast erschreckt ab. Er hatte bis zu diesem Augenblicke in einem träumerischen Zustand gelebt und durfte es sich nicht verhehlen, Hoffnungen genährt und selbst gehegt zu haben, vor deren möglichem Vorhandensein er sich entsetzte. Wie mächtig hatte er nicht Maja's Bild auf sich wirken lassen, und wie hatte nicht ihre wirkliche Erscheinung ihn ergriffen! Wie freundlich hatte er sich ihr genähert, wie hatte ihn ihre Unbefangenheit ergötzt, und wie sorgsam hatte er das Band des Vertrauens, das sich von der ersten Stunde an um Beide schlang, immer fester geknüpft. Hatte er sich deshalb nicht die größten Vorwürfe zu machen? Hatte er nicht die erste Untreue an Rosalie begangen? Und nun staunte er, daß der Saamen aufgegangen war, den er mit verschwenderischen Händen ausgestreut hatte? „Weh mir!" rief er sich selbst zu. „Sie liebt mich, und in der stillen Einfachheit ihres Herzens hält sie es für keine Sünde, mir ihre Neigung zu offenbaren. Sie kann die Gluth einer Leidenschaft nicht länger zurückhalten, die ich unbesonnen genug anfachte! Weh über mich und über ihn, der all dieses Unheils Ursache ist."

Dies waren die Gedanken, die ihn tief erschütterten, und denen er Worte zu leihen sich kaum enthielt. Maja sah ihn, wechselnd zwischen Furcht und Staunen, an, eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Wie offen und harmlos auch ihr Sinn sein mochte, so fühlte sie doch

Gustav gegenüber eine ängstliche Scheu, da sein Benehmen ihr ein räthselhaftes war. Sie wandte sich ab und seufzte: „Ich hätte es ihm so gerne gesagt.“

Und als sich diese Worte gleich einem Seufzer aus ihrer Brust hervorgedrängt hatten, dachte Gustav weiter: „Und welchen Platz hätte sie in meinem Herzen ausfüllen sollen? Daran denke ich jetzt, wo ich zum Bewußtsein erwache, mit Schrecken. Ist sie im Stande, mir das zu werden, was Rosalie mir war? O, mein Gott, erst in diesem Augenblicke fühle ich es lebhaft, wie fern mir Die steht, der ich mich so nahe glaubte, und wie nahe meinem Herzen Diejenige ist, von der ich auf immer getrennt bin.“

In diesem Augenblicke traf Beide wie ein Blitzstrahl die Stimme des Kapitäns, der zu ihnen trat. „Ihr seid beisammen?“ fragte er.

Maja sprang auf. Eine dunkle Schaamröthe deckte ihr Antlitz, sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Gustav erhob sich langsam; ein edler Unwille schwellte seine Brust, und doch hätte er in diesem Augenblicke nicht mit jenem Manne zusammentreffen mögen, denn zu vielfache Empfindungen hatten sich seiner bemächtigt, und er fühlte wohl, daß ihm die freie Herrschaft des Geistes fehle. Er war deshalb auch nicht im Stande, den unwillkommenen Störer zu Rede zu stellen; aber der Kapitän war ein viel zu gewandter Menschenkenner, als daß er nicht hätte errathen sollen, was jetzt in Gustav's Seele vorging. Er grüßte ihn freundlich und sagte, zu ihm gewendet, mit leiser Stimme: „Wenn ich

jetzt ein unwillkommener Störer erschienen bin, so ist es Bedürfniß für mich, zu erklären, daß es durchaus zufällig geschah, und daß ich überdies zu einer solchen Störung ein wohlbegründetes Recht habe, wie ich Ihnen sogleich erklären will."

Nach diesen Worten faßte er vertraulich Maja's Hand und sagte: „Mein Kind, ich kam Dir zu sagen, daß die lieben Aeltern nach Dir verlangen. Geh! Du weißt, sie warten nicht gern, und Jedem liegt ob, Alles zu vermeiden, was ihnen unangenehm sein kann."

Und rasch folgte Maja dieser Weisung. Ohne noch einen Blick auf Gustav zu werfen, entfloh sie wie ein gescheuchtes Reh, denn auch sie hatte diese Störung unangenehm berührt.

„Es ist ein liebes, folgsames Kind!" sagte der Kapitän, indem er Gustav fixirte. Aber dieser antwortete nicht darauf, sondern fragte mit ernstem Tone: „Was veranlaßte Sie, mich jetzt und hier aufzusuchen?"

„Mein Herz!" entgegnete der Kapitän rasch. „Glauben Sie, daß es mir gleichgültig sein kann, wenn ich sehe, daß zwei Menschen, denen ich mit gleicher Empfindung zugethan bin, mir — doch nein," unterbrach er sich. „Sie können mich nicht verstehen; ich muß Ihnen erst Alles sagen."

„Sagen Sie mir lieber zuerst, mein Herr!" unterbrach ihn Gustav, „welches Spiel Sie bisher mit mir spielten, und was Ihr Zweck für die Zukunft ist? Was es aber auch sei, so muß ich die Ehre haben, Ihnen

zu versichern, daß Sie sich in mir irren. Ihre Rechnung ist falsch.“

„Was ist das?“ rief der Kapitän, einen Schritt zurücktretend.

„Meine Meinung, Herr!“ sprach Gustav mit fester Stimme. „Ich habe Alles erfahren. Ich weiß, wie viele Menschen durch Sie getäuscht wurden; ich weiß, daß Sie auch mich täuschten, wenn mir gleich der Schlüssel zu dieser Intrigue fehlt. Wenn Sie Ihr Geheimniß vor mir hätten sicher stellen wollen, so mußten Sie dafür sorgen, daß Ihre Kreaturen nicht plauderten und mir den freien Verkehr mit der übrigen Welt abschneiden. Sie aber ließen es geschehen, daß ich mit Freunden in der Heimath korrespondirte, und die Nachrichten, welche ich von dort empfangen ... Doch genug: Sie sind entlarvt, mein Herr, und nichts soll mich abhalten, Ihnen ...“

„Reden Sie nicht weiter!“ fiel ihm der Kapitän in's Wort, „damit Sie nicht später zu bereuen haben, was Sie niemals wieder gut machen können.“

„Ich habe nichts gut zu machen und nichts zu berücksichtigen, sondern nur zu rächen. Diese Seligkeit will ich mir nicht rauben lassen. Du hast mir meine Heimath, hast mir meine Braut gestohlen! Nur Deinen schändlichen Intriguen verdanke ich es, daß ich Alles verlor, was mir das Leben theuer und werth machte. Antworte mir, Unseliger! Weshalb geschah es? Welche Pläne hast Du? Was weißt Du von mir? Ein Mann

Deines Gleichen handelt nicht ohne Zweck, nicht ohne seinen Vortheil vor Augen zu sehen! Darum antworte schnell, oder, bei Gott, ich thue, was mich reut."

Gustav hatte eine drohende Stellung angenommen und trat dem Kapitän mit funkelnden Augen näher. Dieser faßte mit Riesenkraft die aufgehobene Rechte des Jünglings und rief mit donnernder Stimme: „Unglückseliger! Diese Worte dem Vater des Mädchens, das Du liebst? Diese Drohungen dem Vater Maja's?"

„Maja's Vater! Du?" rief Gustav. „Welche neue Täuschung!"

„Ich täusche Dich nicht! Maja ist in Wahrheit meine Tochter."

Beide Männer standen einander längere Zeit gegenüber, ohne zu sprechen. Allmählig kehrte die Besonnenheit zurück. Der Kapitän sprach zuerst: „Ich liebte in meiner Jugend ein Mädchen, das mir über Alles theuer war; unsere Neigung war gegenseitig. Sie gehörte einer hochgestellten Familie an, die niemals zu einem Bündniß mit einem Manne ohne Vermögen und Herkunft ihre Einwilligung gegeben hätte. Ich entführte sie; aber mein Glück war von kurzer Dauer. Kaum hatte das Weib meines Herzens mir Maja geboren, als sie starb. Ich flüchtete mit dem armen Kinde hierher und gab ihr fern von dem Grabe ihrer Mutter eine Heimath. Das Schicksal des armen Mädchens hat mich lebhaft bekümmert; ich wünschte, sie glücklicher zu sehen, als ihre Aeltern es gewesen sind, und ich erkannte, daß

dies nur durch Liebe geschehen könnte, denn dies edle, sanfte Herz ist der Liebe bedürftig. Als ich Sie sah, Gustav, als ich Sie näher kennen lernte, da fand ich, ich glaubte wenigstens zu finden, daß Sie es wären, dem mein Kind das höchste Erdenglück zu verdanken haben solle. Deshalb verschmähte ich kein Mittel, Sie an mich zu fesseln und Sie hierher zu bringen. Sie sollten Maja und Maja sollte Sie sehen. Sie sollte Sie lieben lernen, und wenn die zarte Neigung in Beider Herzen Wurzel gefaßt hatte, dann wollte ich erscheinen. Ich wollte Ihnen mein höchstes Erdengut geben, Gustav, und mit ihm Alles, was mir das Glück zugeworfen hat, hinreichend, um zwei Menschen, die sich lieben, eine sorgenfreie, bescheidene Zukunft zu bieten. Nun kennen Sie das Geheimniß; meine Pläne sind Ihnen alle offenbar! Nun verdammen Sie mich."

Gustav fühlte sich tief erschüttert. Es war eine solche Wahrheit in den Aeußerungen des Kapitäns, daß er sich nicht den geringsten Zweifel gestattete. Konnte er länger einem Manne zürnen, der ihn nur deshalb getäuscht hatte, um ihn glücklich zu machen, wenn auch die Mittel, deren er sich bediente, zu tadeln waren? Er fühlte, daß er jetzt den ersten Schritt zu thun habe und dem Kapitän ein versöhnendes Wort sagen müsse, wie sehr auch sein inneres Gefühl widerstreben mochte.

„Sie haben mich getäuscht, bitter getäuscht!" sagte Gustav nach einer Pause. „Aber Sie haben es um eines menschlichen Gefühls willen gethan, und ich will

Sie deshalb nicht verdammen. In dieser Stunde, wo wir für immer scheiden müssen ..."

„Scheiden?" rief der Kapitän.

„Ja, mein Herr, scheiden! Wir wollen es ohne Groll thun. Ich fühle mich hier nicht heimisch, werde mich nie hier heimisch fühlen. Mein Wunsch ist, so schnell als möglich in meine Heimath zurückzukehren. Habe ich dort auch Alles verloren, was mein höchstes Glück ausmachte, so will ich doch lieber an dem Grabe dieses Glückes mein freudenloses Leben beschließen, als hier in einer fremden Einöde, mit einer nie zu befriedigenden Sehnsucht im Herzen, meine Tage beschließen. Wir scheiden also ..."

„Wir scheiden nicht!" rief der Kapitän mit zornfunkelnden Augen. „Wollen Sie in Ihrem Eigensinne beharren, will ich es ebenfalls. Sie weisen ein Mädchen zurück, nachdem Sie ihr Herz durch Ihr Benehmen an sich fesselten. Das ruft die Rache des beleidigten Vaters auf, und indem ich Ihnen jetzt fest erkläre, daß Sie nach einer solchen Aeußerung niemals die Hand meines Kindes erhalten werden, sind Sie zu gleicher Zeit das Ziel meines glühenden Hasses. Ich habe an Ihre Person kein Recht, mein Herr, Sie können gehen, wohin Sie wollen, und es ist mir lieb, wenn es sobald als möglich geschieht, denn mir ist Ihr Anblick verhaßt, und meinem armen Kinde kann er den Tod bringen. Aber, mein junger Bursche, merke Dir's, ich habe Deine Unterschrift, und Du sollst es bald erfahren, daß ich,

wenn auch nicht zu Deinem Schwiegervater, doch zu Deinem bösen Dämon geschaffen bin."

In großer Aufregung entfernte sich der Kapitän, und Gustav blieb, niedergeschmettert von den drohenden Worten, in der Einsamkeit des Parkes zurück.

Zwölftes Kapitel.

Die Zeit ging unbeachtet an dem unglücklichen Jüngling vorüber, der aus allen seinen Freudenhimmeln herabgestürzt war. Schon warf die Sonne längere Schatten, und noch immer erwachte er nicht aus der Betäubung, worin er seit der Entfernung des Kapitäns versunken war. Da fuhr er plötzlich zusammen, denn er fühlte den Druck einer Hand auf seiner Schulter. Es war Adolf, der vor ihm stand.

„Was wollen Sie von mir?" fragte Gustav kurz, denn diese Störung war ihm an und für sich unwillkommen, und überdies hegte er aus bekannten Gründen gegen Adolf einen, wenn auch ungerechten Groll.

„Sie sollen es sogleich erfahren!" entgegnete Adolf fest. „Und da ich weiß, wie Sie gegen mich gesonnen sind, halte ich die Bemerkung nicht für überflüssig, daß nicht ich, sondern die Umstände diese Unterredung nöthig machen, weshalb ich Sie um Ihre ganze Aufmerksamkeit bitte."

„Zur Sache, mein Herr! Zur Sache!"

„Ach, Gustav!“ sagte Adolf mit weicher Stimme. „Hätten Sie Vertrauen zu mir gehabt und freundlich mit mir gesprochen, statt sich störrisch von mir zu wenden; hätten Sie nur vor einer Stunde der armen Maja so viele Freundlichkeit erwiesen, daß sie zum Reden ermuthigt worden, Sie hätten uns Allen eine trübe Stunde erspart, deren Bitterkeit ich nun nicht mehr von Ihnen abwenden kann.“

„Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme sehr verbunden,“ entgegnete Gustav ironisch. „Kommen Sie aber doch, wenn ich bitten darf, ohne weitere Vorrede zur Sache.“

„Nun denn, mein Herr! Da Sie mir nicht entgegen kommen wollen, spreche ich ohne weitere Umstände. Sie hatten hier eine Unterredung mit dem Kapitän, deren Gegenstand mir zwar nicht mitgetheilt ward, die ich aber sammt dem Resultat auf das Genaueste kenne. Es handelte sich um Maja.“

„Sie wagen es, sich in meine Anglegenheiten zu mischen?“

„Ich wage es mit dem vollsten Rechte! Das gute Mädchen kam in der Angst zu Ihnen, um Sie zum Vertrauten ihres Herzenskummers zu machen. Das arme Kind scherzte, während ein tiefes Weh ihr Inneres durchschnitt. Der Kapitän hatte sie davon in Kenntniß gesetzt, daß sie seine Tochter sei, und daß er ihr künftiges Loos bereits bestimmt habe; ein Loos, das, so beneidenswerth es sein mochte, nicht mit ihren Wünschen übereinstimmte. Aber Sie hörten die Arme nicht, sondern

ließen sie durch den Kapitän verscheuchen, der nun seinerseits Sie im höchsten Zorn verließ, weil Sie es ausschlugen, sein Schwiegersohn zu werden."

„Sie haben gehorcht!"

„Bei meiner Ehre, nein! Aber ich weiß das Ergebniß dieses Auftrittes, denn es konnte nach allem Vorhergegangenen nicht anders kommen. Maja, die, ohne daß sie es selbst wußte, dazu bestimmt ward, Ihre Braut zu sein, wollte Ihnen mit aller Offenheit erklären, daß sie niemals die Ihrige werden könne, weil..." Adolf stockte.

Ein Fels fiel von Gustavs Brust. Er mußte fürchten, Gefühle in dem Herzen des jungen Mädchens erregt zu haben, die er nicht im Stande war zu erwiedern; ein Vorwurf, der stets auf seinem Gewissen gelastet haben würde. Dankbar blickte er zu dem jungen Manne auf, der diese schwere Verantwortung von seinem Herzen genommen hatte. „Sie haben mich sehr glücklich gemacht, Adolf," begann er. „Ich bitte Sie meiner Rauheit wegen um Verzeihung. Sie haben mir etwas sehr Tröstliches gesagt. Wenn es auch sonst für einen Mann nicht angenehm sein mag, zu erfahren, daß er einem schönen Mädchen gleichgültig ist, so mache ich doch in diesem Falle eine Ausnahme, denn meine Liebe zu Rosalien war nur für einen Moment in den Hintergrund getreten, und die gewaltsam unterdrückte Flamme ist mit erneuerter Gluth hervorgebrochen."

„Und nicht nur dies wollte Ihnen Maja anver-

trauen," fuhr Adolf fort, „sondern Sie auch um Ihren Beistand bitten."

„Reden Sie! Was kann ich für sie thun? Es soll mit dem wärmsten Eifer geschehen! Ich will nicht eher ruhen, bis ich Alles erreicht habe, was ihr angenehm sein kann. Reden Sie!"

„So erfahren Sie denn, daß jenes Mädchen, dem Sie zum Gatten bestimmt wurden, und die gewiß an Ihrer Seite ganz glücklich geworden wäre, hätte sie Ihnen ein freies Herz anbieten können, schon einem Andern ihre Neigung schenkte."

Gustav erröthete. Eine solche Erklärung hatte er nicht erwartet. Das Mädchen, dem sich seine Neigung flüchtig zuwendete, die ihm mit der offensten Herzlichkeit entgegen kam, liebte einen Andern. „Und auf wen fiel ihre Wahl?"

„Auf mich!" entgegnete Adolf.

„Auf Sie? fragte Gustav rasch. Er war im Begriff, dem Vertrauenden ein alltägliches Kompliment zu sagen; aber eben so schnell erkannte er das Ungehörige eines solchen Betragens und reichte Adolf die Hand: „Gesegnet sei dieses Bündniß! Ein Bündniß, das unter sehr geheimnißvollen Ceremonieen geschlossen sein muß, da ich nichts merkte."

Es folgten noch einige Aeußerungen zwischen den jungen Männern, die dazu dienten, die gegenseitige Achtung zu befestigen und zu erhöhen und Gustav wandte Alles an, um die Bedenklichkeiten seines neuen Freundes zu verscheuchen, der für seine Liebe nur geringe Hoff-

nungen hegte und niemals auf die Einwilligung des Kapitäns rechnen durfte.

Bald darauf erschien Maja. Aus dem Benehmen der beiden Jünglinge gegen einander schloß sie auf das Vorgefallene und flog mit dem lauten Ausrufe des Dankes in Gustavs Arme. Dieser küßte das schöne Mädchen mit einem fröhlichen Scherz und führte sie dem Freunde zu: „Und nun, meine Freunde, seid getrost, und stärkt Euch durch gegenseitige Liebe. Ich erkläre mich zu Eurem Bundesgenossen. Zwar ist die Hülfe, die ich bieten kann, nur unbedeutend, aber es lebt ein guter und kräftiger Wille in mir. Ich will gleich überlegen, was zu thun ist, und kehre wieder, wenn ich etwas zu Euren Gunsten ersonnen."

Er ließ die Liebenden allein und durchschritt den Park, bei sich überlegend, wie er sein Versprechen erfüllen, und wie er den Kapitän für ein Bündniß gewinnen könne, von dem dieser keine Ahnung hatte, und dem er aus allen Kräften entgegen sein würde, denn Adolf hatte ihm nicht verhehlt, daß er ohne Vermögen und ohne Aussicht für die Zukunft sei, wenn man sich nicht geneigt finden möchte, ein redliches Streben, ausdauernden Fleiß und einen Schatz von Kenntnissen als annehmbares Aequivalent gelten zu lassen. Mit diesen Gedanken entschlief Gustav am Abend, mit ihnen trat er seine Morgen-Wanderung an. Am Eingange des Parks kam ihm ein alter Neger entgegen, der schon seit Begründung der Kolonie ein Eigenthum derselben war und für einen überaus treuen Diener galt.

„O, Massa Gustav! Massa Gustav!“ rief Hektor, mit beiden Händen winkend. „Kommen mit! Kommen mit! Herrenhaus viel Lärm! Alte Mann sehr betrübend, alte Mann viel weinend, und Kapitän viel boshaft, viel ergrimmt. Hektor nich wissen, was thun, aber Hektor rufen Massa Gustav, zu kommen und helfen weiße Kopf von Vater und Mutter.“

Gustav verdoppelte seine Schritte. Im Weitergehen suchte er von dem Neger herauszubringen, was denn eigentlich vorgehe, und welches die Ursache der Aufregung im Herrenhause sei, aber Hektor konnte ihm nichts weiter berichten, als daß der Kapitän daselbst erschienen und bald darauf ein lebhafter Streit entstanden sei, der für die beiden schwachen Alten die bedrohlichsten Folgen haben könnte. „Weiter nicks wissen,“ schloß Hektor, „aber alte Neger viel bitten, Massa Gustav eilen nach Herrenhaus! Kapitän viel bös.“

Sie schritten nun Beide mit verstärkter Eile dem Herrenhause zu. Hier saßen die Alten neben einander; er bleich und zitternd, erregt von einem Zorne, dem er nicht Worte zu geben vermochte; sie in Thränen aufgelöst. Vor ihnen stand der Kapitän, der sich nicht den geringsten Zwang gegen Diejenigen auferlegte, denen er Alles schuldig war. Der Argwohn der beiden greisen Häupter der Kolonie war seit einiger Zeit geweckt worden, und mehrere Insassen derselben, die sich schon öfter halbe Worte erlaubt hatten, ließen sich von der Tyrannei des Kapitäns nicht länger unterdrücken und legten den Vorgesetzten die unwiderleglichsten Beweise von dem

Verfahren des Kapitäns dar. An ihrer Spitze stand jener Kolonist, mit welchem Gustav gleich am ersten Morgen seines Eintreffens bekannt ward.

Die größte Angst bemächtigte sich Beider, als sie Alles erfahren hatten. Sie schickten nach dem Kapitän, und dieser, noch aufgeregt von der Scene, die er mit Gustav im Park gehabt, erklärte gleich bei'm Eintritt, sie möchten sich kurz fassen, wenn sie ihm etwas zu sagen hätten, denn er befinde sich nicht in der Stimmung, viel zu hören.

„Und also stehen wir wirklich am Rande des Abgrundes?“ fragte der Alte mit brechender Stimme. „Antworten Sie uns, mein Herr, damit wir wissen, ob wir uns nun von dem schönen Leben losreißen sollen? — Ruhig, meine theure Freundin,“ fuhr er zu seiner Gattin gewendet fort, „weine nicht! Unser Loos ist entschieden! Wenn wir nicht in Frieden leben können, hören wir auf, zu sein; dieser Frieden ist die Luft, die wir athmen, unsere Kraft und Stärke! Man nehme sie uns, und wir sind nicht mehr! Und jetzt, mein Herr, nachdem Sie dies vernommen haben, versuchen Sie es, so grausam zu sein, und stoßen Sie den Dolch in unsere Brust.“

„Mit pathetischen Reden ist hier nichts gethan!“ entgegnete der Kapitän. „Wenn furchtsame Menschen, die überdies von jämmerlichen Nebenzwecken geleitet werden, sich ein Geschäft daraus gemacht haben, Ihnen den Zustand unserer Kolonie zu schildern und ihre Aussagen mit — wie sie es nennen — Beweisen zu belegen — so bin ich gegenwärtig wahrlich nicht in der

Verfassung, Sie durch pathetische Reden zu beruhigen und in sentimentalen Expectorationen die Zeit zu vergeuden, die nie so kostbar gewesen, als eben jetzt. Freilich steht es in diesem Augenblicke schlimm, aber man muß sich nicht der Gewalt der Umstände beugen. Nie bin ich verzagt, Alles habe ich in's Gleichgewicht gebracht, denn ich sah hierin nur den Wechsel der Verhältnisse, der nie ausbleibt, wo Menschen neben einander wohnen. Ich hätte auch dieses Mal wieder Alles hergestellt, nur noch einer letzten Anstrengung bedurfte es, und Alles war geschehen. Da kommen jene Unbesonnenen und vernichten durch ihr unüberlegtes Geschrei mein wohldurchdachtes Werk. So habt es denn! Ich ziehe meine Hand von Euch ab, mögt Ihr das selbstverschuldete Elend tragen. Maja nehme ich mit mir und schüttle auf einer Schwelle, wo man alle meine Anstrengungen mit Undank lohnt, den Staub von meinen Füßen."

Diese Erklärung gab dem ehrwürdigen Greise für einen Moment die ganze Energie der Jugend wieder, und mit Anstrengung aller seiner Kräfte rief er aus: „Ziehe hin, belastet mit dem zwiefachen Verbrechen des Betruges und des Mordes, denn in diesem Augenblicke hast Du den Dolch in unsere Brust gestoßen. Vollende, was Du begannst! Wir werden Dich nicht verfolgen und dem Arm der Gerechtigkeit überliefern. Wir geben Deine Bestrafung Gott anheim; er ist allmächtig und allwissend; er wird Dich finden und Dich niederwerfen von Deiner stolzen Höhe in den Staub!"

Das Gesicht des Kapitäns verzog sich zu einem höhnischen Lachen und der aufgeregte Greis sprang seiner Gattin bei, die leblos zusammensank.

In diesem Augenblicke trat Gustav ein: „Um Gotteswillen, was geht hier vor?"

„Was wollen Sie hier?" herrschte der Kapitän. „Entfernen Sie sich sogleich."

„Nur offne Gewalt bringt mich aus diesem Zimmer. Ich stehe hier zum Schutze jener Unglücklichen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Greis laut aufschrie und mit überströmenden Augen zurücksank. Erschreckt eilte Gustav herbei; ein Blick belehrte ihn, welches Unglück geschehen war; die alte Frau hatte ihren letzten Seufzer ausgehaucht.

„Mörder!" rief Gustav mit einem vernichtenden Blicke auf den Kapitän. „Mörder!" wimmerte der Greis.

Der Kapitän entfärbte sich; er warf einen ängstlich fragenden Blick nach der Entseelten und wankte dem Ausgange des Saales zu. Maja trat ihm entgegen und bleich wie ein Gespenst taumelte er zurück.

„Mutter! Meine Mutter!" rief Maja außer sich, und stürzte vor der theuren Leiche in die Kniee.

Adolf folgte dem jungen Mädchen auf dem Fuße. Er überschaute mit einem Blicke die ganze trostlose Scene und errieth alsobald, was geschehen war. Mit hohem Ernst trat er zu dem Kapitän: „So sind Sie denn endlich am Ziele Ihres Strebens! Dort liegt das erste Opfer Ihres barbarischen Thuns; bald wird

ein zweites nachfolgen. Danken Sie dem Gefühl, das in meinem Herzen lebt, und von dem Sie keine Ahnung haben; es hält mich ab, Sie der verdienten Strafe zu überliefern. Aber nehmen Sie meinen Rath an; verbergen Sie sich schnell, denn sobald dieser Todesfall bekannt wird, bemächtigt sich der empörten Gemüther ein vernichtender Zorn und Niemand wird gegenwärtig sein, der Sie schützt. Nur in der Verborgenheit bewahren Sie sich vor Mißhandlungen."

Der Kapitän fuhr wie aus einem Traume auf; er schien nichts von dem gehört zu haben, was Adolf ihm sagte, und rief diesem in einem Tone zu, wie man einen höher gestellten Diener anzureden pflegt: „Ich muß sogleich eines dringenden Geschäftes wegen verreisen. Lassen Sie mich keinen Augenblick auf Pferde warten. Hören Sie, Herr!"

„Sie werden nicht reisen, Herr Kapitän!" entgegnete Adolf fest. „Jetzt nicht! Hier muß erst Alles klar werden, und danken Sie Gott, daß ich tausend Ursachen habe, statt des Rechtes die Milde walten zu lassen."

Der Kapitän loderte auf in Zorn; er sprang auf Adolf zu und stieß ihn bei Seite, dann eilte er in's Freie. Adolf raffte sich auf, und schnell besonnen rief er Gustav zu: „Ich eile ihm nach und sorge dafür, daß er die Kolonie nicht verläßt. Wenn Sie etwas über Maja vermögen, führen Sie sie von diesem traurigen Orte weg. Ich will sogleich alle nöthigen Maßregeln treffen. Handeln Sie besonnen; jetzt gilt es!"

Adolf ging hinaus und Gustav trat zu Maja, die

in Schmerz aufgelöst, zu den Füßen der Entseelten lag. Der alte Mann saß unbeweglich da, er glich einem Steinbilde, so starr waren seine Züge, so ausdruckslos sein Blick. Einige Männer, von Adolf gesendet, führten ihn weg; er folgte ihnen ruhig, ohne einen Blick auf den Leichnam seines Weibes zu werfen; für das jüngst Vorgefallene hatte er kein Gedächtniß mehr. Gleichzeitig erschienen einige Frauen und trugen den Leichnam in ein Nebengemach.

Unterdessen war es Gustav gelungen, Maja aus dem Hause zu entfernen und sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten zu erwecken. Sie brach in einen Strom von Thränen aus und warf sich erschüttert an seine Brust. „Ich habe sie wie meine Mutter geliebt und der grausame Tyrann hat sie durch seine Lieblosigkeit gemordet.“

„Maja,“ sagte Gustav mit einem milden Ernste. „Der Mann, von dem Du sprichst, ist Dein Vater. Höre aber jetzt auf die Bitte Deines Freundes, erhöre Adolfs Bitte: Beherrsche Deinen Schmerz, beherrsche Dich! Versprich mir, daß Du Dich fassen willst.“

Und Maja trocknete ihre Thränen; sie begriff die Wichtigkeit des Momentes und gab dem Freunde die Hand: „Ich will thun, was Ihr von mir verlangt, Du und Adolf!“ Dann ging sie still nach ihrer Wohnung.

Gustav hatte sich dem Ufer des Stromes zugewandt, um sich zu sammeln, als er das Schnauben eines Dampfschiffes vernahm, welches durch die Fluth

des Stromes dahin brausete. Anfangs achtete er nicht sonderlich darauf, aber seine Neugier ward mächtig angeregt, als er sah, wie sich der Bug des Schiffes dem Lande zuwendete. Es war das erste Mal, seit er sich in der Kolonie befand, daß sich irgend ein fremder Kiel diesem Punkte genähert hätte, und sein pochendes Herz sagte ihm augenblicklich, daß er der entscheidenden Entwicklung einer Katastrophe entgegen gehe. Auf dem Verdecke des Dampfschiffes befanden sich mehrere Passagiere, doch war sein ungeübter Blick nicht im Stande, diese zu erkennen; dagegen bemerkte er, daß man Fernröhre nach dem Strande richtete und diesen aufmerksam betrachtete. Bald hatte das schnaubende Fahrzeug einen geeigneten Platz gefunden, die Maschine ward angehalten und der Anker fuhr klirrend in den Grund. Gleich darauf stieß ein Boot von Bord ab und ruderte der Stelle zu, wo Gustav stand. Dieser fühlte sich nicht berufen, den Fremden zuerst in den Weg zu treten, auch war es ihm, als flüsterte eine innere Stimme ihm zu, er möge sich zurückziehen. Er trat seitwärts in ein Gebüsch, wo er die Fremden unbemerkt an sich vorübergehen lassen konnte. So harrte er mit klopfendem Herzen — denn alles Außergewöhnliche regte ihn mehr wie jeden Andern auf — der Kommenden, aber außer sich vor Schreck und Freude schrie er auf, als er in dem ersten Fremden seinen Vormund, den würdigen Herrn Johannes Wohlhaber, erkannte. Mit überströmenden Augen warf er sich an die Brust dieses bewährten Freundes.

„Oho, Söhnchen!“ rief der Alte, zwischen Ernst und Laune getheilt. „Wie ist denn das geschehen? Wunderst Dich wohl, mich hier zu erblicken? Ich meines Theils nicht, denn ich habe Dich schon vom Verdecke aus beobachtet. Ja, da bin ich! Es leben die reellen Schwiegersöhne, die es den Schwiegervätern möglich machen, in ihren alten Tagen noch einen extravaganten Ausflug nach der neuen Welt zu unternehmen, um die Pflichten eines Tutors gewissenhaft zu erfüllen. Wir werden Vieles miteinander zu plaudern haben. Wo wohnst Du denn in dieser Wildniß? Und vor allen Dingen, wie befindet sich Deine transatlantische Gemahlin?“

„Ich bin nicht verheirathet!“ sprach Gustav erröthend.

„Nicht? Hat sich die Parthie zerschlagen? Condolire!“ entgegnete der Rathmann in etwas gedehntem Tone, doch merkte man ihm an, daß diese Nachricht ihm sehr willkommen sei. „Aber eine Junggesellen-Wohnung wirst Du doch haben? Ich rechne darauf, bei Dir zu logiren.“

„Mein Blut, mein Leben steht Ihnen zu Diensten, mein theurer, väterlicher Freund!“ rief Gustav mit Exaltation.

„Damit ist mir nichts gedient!“ lachte Herr Johannes, „eine Stube und ein Bett darin sind mir willkommener. Ich sehe aber hieraus, daß Du noch derselbe excentrische Mensch bist, wie früher; ganz wie es mir der Schwiegersohn bei der Abreise prophezeiht hat. Aber, um nicht Eins in's Andere zu reden: weißt Du, Wer

sich in meiner Gesellschaft befindet und mir so zu sagen auf dem Fuße folgt?“

„Nun?“ fragte Gustav gespannt.

„Du erinnerst Dich,“ entgegnete der Rathmann, „daß ich Dir von einem Lord Oldgrave und seiner beabsichtigten Reise nach Amerika etwas geschrieben habe?“

„Lord Oldgrave!“ rief Gustav zitternd. „Lord Oldgrave, der Rosalie . . .“

Er vermochte nicht weiter zu reden, und streckte bittend die Hände nach dem väterlichen Freunde aus.

„Ja, mein Kind, derselbe, und Rosalie ist bei ihm; sie befindet sich in seiner unmittelbaren Nähe, sie hängt an seinem Arm und Du wirst sie gleich erscheinen sehen. Söhnlein! Söhnlein! Es war ein dummer Streich, daß Du ohne Weiteres über den Ocean segeltest! Aber nimm Dich zusammen, sei ein Mann, sie kommen.“

Lord Oldgrave, einer jener liebenswürdigen alten Herren, denen sich bei'm ersten Anblick die Herzen zuwenden, trat jetzt heran; an seinem Arm Rosalie, in allem Glanze der Jugend und Schönheit strahlend. Sie trat Gustav gegenüber und richtete einen unaussprechlich liebevollen Blick auf ihn. Während der Zeit trat der Rathmann zu ihr und flüsterte ihr einige Worte zu, deren Bedeutung für sie von großem Interesse sein mußte, denn sie nickte mit dem Kopfe und lächelte auf das Freundlichste.

Gustav wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, auch dann nicht, als er Rosaliens Silberstimme vernahm, die ihn mit dem Tone der frühern unbefangenen Vertrau-

lichkeit anredete. Seine Brust arbeitete heftig, und er drückte den Arm des Rathmannes krampfhaft an sich.

„Sachte, mein Söhnchen, sachte!" schrie dieser und suchte sich vergebens aus der Gewalt seines aufgeregten Mündels zu befreien; „denke doch daran, daß ich die Strapatzen einer transatlantischen Reise ertragen habe und mit Gichtanfällen gesegnet bin! Soll denn mein armer Körper für Deine Extravaganzen büßen? Teufelsjunge! Laß mich los, sage ich Dir!"

Der Lord war jetzt näher getreten und sagte zu Gustav: „Mein Herr, Sie scheinen nicht bemerken zu wollen, daß ich Ihnen eine Dame zugeführt habe, die mit Ihnen zu sprechen wünscht. Sie können für die Mühe, die sie aufgewendet hat, Ihnen bis hierher zu folgen, nichts Geringeres thun, als sogleich von ihrer Anwesenheit Notiz nehmen."

Gustav fühlte, daß er nicht länger schweigen durfte. Er ermannte sich gewaltsam und das Wort rang sich vom Herzen los, doch vermochte er es nicht, die Augen aufzuschlagen und sagte gesenkten Blickes: „Was haben mir Milady zu befehlen?"

„Zuerst, mein lieber Gustav," sagte sie in ihrer klaren, wohltönenden Weise, „wünsche ich von Ihnen, daß Sie mich ansehen und mir die Hand geben, auch allenfalls mich küssen, wie es sich unter guten Freunden geziemt. Dann aber bieten Sie mir Ihren Arm und führen mich, denn Sie sind hier unsere einzige Bekanntschaft und wir sehnen uns nach Dach und Fach."

Aber Gustav vermochte sich nicht so schnell zu fassen,

und wahrscheinlich hätten die Reisenden noch einige Zeit im Freien hinbringen müssen, wenn nicht Adolf, durch die Ankunft des Dampfschiffes herbeigelockt, erschienen wäre und für das Unterkommen der Freunde die nöthige Sorge getragen hätte.

Letztes Kapitel.

Die ermüdeten Reisenden verließen während der übrigen Zeit des Tages ihre Wohnungen nicht mehr. Maja kam nicht zum Vorschein und Adolf hatte genug zu thun, um für die Aufnahme der Fremden Alles anzuordnen; später ward er zu Lord Oldgrave gerufen und verweilte mehrere Stunden bei demselben. Gustav blieb sich also ganz selbst überlassen und hatte Zeit, sich zu sammeln. Doch vermochte er es nicht, die verschiedenen, in ihm streitenden Gefühle harmonisch zu einem Einzigen zu vereinigen und einen festen Entschluß zu fassen. Er riß sich gewaltsam aus diesem geisttödtenden Hinbrüten auf und begab sich nach dem Herrenhause, um zu sehen, wie der würdige Greis, den ein so schwerer Verlust betroffen hatte, sich befände. Aber hier war wenig Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden, und Wer hätte so grausam sein mögen, sie dem Greise, der in einer bittern Stunde Alles verloren hatte, noch zu wünschen? Er lag auf seinem Bette, mit kummervoller Miene, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet; keine Bewegung, kein Laut verrieth, daß er irgend etwas von

dem fühle, was um ihn her vorgehe, oder daß sein Herz von irgend einer Empfindung bewegt werde.

Am andern Morgen wurden die Kolonisten mit der Botschaft geweckt, daß nun auch ihr würdiger Vorsteher in voriger Nacht verschieden sei, und wie dem greisen Paare ein aufrichtiges Bedauern folgte, wie man auf's Neue jede Verwünschung auf den Kapitän herabrief, so verbreitete sich auch allgemein die Ansicht, daß nun bald eine gänzliche Auflösung der Kolonie bevorstehe.

Kapitän Berghaupt, der seit dem Tode seiner Wohlthäter jede Energie des Geistes verloren hatte, saß in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, vergebens nach einem Auswege forschend, wie er am glücklichsten sich der drohenden Gefahr entwinde. Aber sein Scharfsinn hatte ihn verlassen und er versuchte umsonst, zu einem Entschlusse zu gelangen.

Da trat Lord Oldgrave zu ihm ein. Kaum ward der Kapitän den Lord ansichtig, als er zitternd, die Hände abwehrend vor sich hinstreckte und ausrief: „Weg, Gespenst!"

„Ich bin kein Gespenst!" entgegnete Jener. „Ich bin es selbst, Lord Oldgrave, den Du auf das Empfindlichste beleidigt hast, und der Dich jetzt zur Rechenschaft ziehen will."

„Willst Du mich morden?" rief der Kapitän.

„Meine Hand wird sich nicht mit Dir beflecken," sagte stolz der Lord. „Du bist ein zu gemeiner Verbrecher, als daß Du solcher Strafe würdig wärst; Du fällst der Rache des Gesetzes anheim. Aber wegen

Deiner letzten That mußt Du mir besonders Rede stehen. Was beabsichtigtest Du, als Du den jungen Gustav zur Reise nach Amerika verführtest?"

„Ich hatte Wohlgefallen an ihm gefunden; er interessirte mich."

„Und nur deshalb? Du wußtest nicht um seine Herkunft? Leugne nicht! Ich weiß Alles!"

„Ich kannte seinen Vater!"

„Du wußtest das? Natürlich. Dein niedriges Thun ist offenbar. Du wußtest, daß Gustav mein einziger Sohn aus einer rechtmäßigen Ehe war, die heimlich gehalten werden mußte; Du wußtest, daß er mein einziger Erbe war, wußtest, daß ich sehnlichst den Augenblick erharrte, ihn öffentlich anzuerkennen; das Alles wußtest Du, und führtest ihn hierher? Sollte er sich Dir auch mit Leib und Seele verschreiben? Hat er es vielleicht schon gethan und hoffst Du nun, das glänzende Vermögen des jungen Lord Gustav Oldgrave an Dich bringen zu können?"

Es schien, als ob die Energie des Kapitäns einen Augenblick zurückkehrte: „Bist Du nicht Vater und streitest als solcher für die Rechte Deines Sohnes? Ich bin in einem gleichen Fall und setze Alles daran, das Glück meiner Tochter für die Zeit zu gründen, wo ich nicht mehr bin."

„Führtest Du meinen Sohn hierher, um ihn mit Deiner Tochter zu verheirathen?"

„Was ich that, wird einst gewogen werden. Ich habe die Menschen nie geliebt; ich brauchte sie nur zu

meinem Zwecke. Aber mein Weib, das ich in England . . ."

„Halt!" rief der Lord. „Ein Weib, das Du mir, dem Bruder stahlst, und sie zu Dir in den Staub hinabzogst! Fluch Dir dafür!"

„Und hast Du anders gehandelt? Muß ich Dir die Geschichte Deiner Ehe erzählen."

Der Lord schwieg und Jener fuhr fort: „Sie starb aus Gram über Deine Hartherzigkeit. Ich beweinte sie zärtlich und all' meine Liebe übertrug ich auf unsere Tochter; für sie war ich bereit, Alles zu thun, und selbst das glänzendste Loos war geringe gegen das, was meine Liebe ihr zu bereiten wünschte."

Der Lord war milder gestimmt: „Ich erlasse Dir Dein Bekenntniß; ich will nicht auf Bestrafung dringen; es genügt mir, Dich unschädlich gemacht zu haben. Du hast nicht gewußt, Wer Dein geheimer Gegner war, der stets gegen Dich operirte und dessen Hand immer eiserner auf Deiner sogenannten Kolonie lastete? Ich war es. Mir stelltest Du die zahlreichen Wechsel aus, die Du mit Gustavs Erbe zu bezahlen gedachtest, und während Du mich zu täuschen wähntest, fielst Du selbst in Deine eigne Schlinge und bist das Opfer Deiner eignen Intriguen geworden."

Zähneknirschend schlug sich der Kapitän mit der geballten Faust vor die Stirn und warf einen vernichtenden Blick auf den Lord. Dieser fuhr fort: „Ich versprach, Dich zu schonen, um meiner armen Schwester willen, und ich halte Wort. Du solltest die Schwere

meines Armes fühlen und Dich beugen. Jetzt gehst Du frei Deine Straße. Dagegen wirst Du mir die Papiere, die über Gustavs Herkunft sprechen und die Du an Dich zu bringen wußtest, ausliefern. Ich gebe Dir, was Du brauchst, um nicht Mangel zu leiden, doch trennst Du Dich von uns und siehst uns nicht wieder. Handle, wie es die Vernunft von Dir fordert; es bleibt Dir kein Ausweg. Ich gönne Dir eine kurze Bedenkzeit."

Der Lord verließ den Kapitän und sah beim Heraustreten Gustav, der am Arm seines Vormundes dem Park zuschritt. Das Glück des Vaters leuchtete aus seinen Augen, und langsam folgte er ihnen nach.

„So, so, so!" sagte Herr Johannes. „Es ist also nichts mit Deiner überseeischen Liebe, und ein Anderer hat sie Dir gekapert? Wenn dem so ist, und Du wirfst Dich noch obenein zum Beschützer jenes Paares auf, so ist das eine Art heroischer That, die man mit Glück besingen kann, und die ihre Belohnung verdient. Demnach würde ich Dir den Rath geben, Dich wieder Deiner alten Neigung zuzuwenden."

„Sie beugen mich tiefer als Sie denken!" erwiederte Gustav. „Wenn in meinem Herzen noch Regungen vorhanden sind, die eine frühere glückliche Neigung hervorrief, so muß ich mit Ernst darnach trachten, sie zu unterdrücken, denn Lord Oldgrave ..."

„Aha!" lachte Herr Johannes. „Will's da hinaus? Ja, die Existenz des Lords ließe sich allenfalls ertragen, aber Lady Oldgrave! —"

„Herr Vormund!“

„Hu, hu! Wie die Augen funkeln! Mache es nur gnädig! Sieh, mein Kind! Ich meldete Dir allerdings Fräulein Rosaliens Verheirathung, aber nicht, weil ich bei der Hochzeit gewesen war, sondern nach einem Gerüchte, das in der Stadt umherlief. Und weil ich dachte, Strafe muß sein, so malte ich etwas in's Detail, was ich um so mehr konnte, da ich wußte, daß ich persönlich bald nachfolgen würde, um Dir zu sagen ...“

„Um aller Heiligen willen! Was?“

„Daß an dieser Hochzeit nicht ein wahres Wort ist, sondern Lord Oldgrave sich vielmehr verpflichtet hat, bei der jungen Dame Vaterstelle zu vertreten, eine Pflicht, die er, wie ich Dir sagen kann, auf das Großmüthigste erfüllt.“

Mit überströmenden Augen und halb erstickten Worten warf sich Gustav in die Arme des Vormundes. Der Lord war unterdessen näher gekommen, aber Herr Johannes winkte ihm seitwärts zu treten und fuhr, zu Gustav gewendet, fort: „Beruhige Dich, mein Kind! — Junge, willst Du aufhören zu weinen! — Ich bitte Dich, Gustav, sei vernünftig; ich habe Dir noch so Manches zu sagen.“

Gustav richtete sich auf und blickte den würdigen Freund seiner Jugend mit einem verklärten Lächeln an.

„So gefällt's mir besser!“ sagte Herr Johannes. „Und nun gieb Acht, was ich Dir sage. Du kanntest den Lord bisher nicht, aber was Du von ihm hörtest, flößt Dir Achtung ein; gewiß wirst Du ihn noch lieben

lernen, wie ein Sohn den Vater liebt. Er hat trotz seiner großen Glücksgüter ein freudenloses Leben geführt und hofft jetzt auf Ersatz. Seine Gemahlin war die Tochter eines deutschen reichsunmittelbaren Hauses; er hat sie entführt, weshalb er zahlreiche Verfolgungen zu dulden hatte und überdies sein Glück nicht lange genoß, denn seine Gattin starb nach einem Jahre. Um den Knaben, den sie ihm geboren hatte, den Verfolgungen der hohen Verwandten zu entziehen, übergab er ihn unter fremdem Namen der Obhut eines einfachen Bürgers. Merke wohl auf, mein Freund! Von dem Sohne des Lords spreche ich. Er hieß auch Gustav, der Knabe, und fand einen ehrlichen Vormund, schlicht und recht, von wenigen Worten, aber mit einem väterlichen Herzen, der seine Pflicht redlich erfüllt hat... Gustav, wie ist Dir!"

„Mir schwimmt es vor den Augen!" sprach dieser mit matter Stimme. „Enden Sie, um Gotteswillen. Bin ich in Wahrheit der Sohn des Lords? Es muß so sein, denn Sie würden mich sonst nicht auf diese Weise vorbereiten. Sagen Sie es mir, ich bin stark und kann Alles hören. Ist der Lord mein Vater?"

„Er ist es!" antwortete Herr Johannes und winkte dem Lord.

„Habe Dank, Allmächtiger! Ich bin keine Waise mehr!" rief Gustav.

„Nein, das bist Du nicht!" fiel der Lord ein und schloß ihn in seine Arme. „Du bist mein Sohn, ich bin Dein glücklicher Vater."

Ein Vorhang fällt vor dieser heiligen Scene. Herr Johannes verließ die Glücklichen; er wandte sich seitwärts und setzte sich mit feuchten Augen unter einen Palmbaum. Nach geraumer Zeit traten Vater und Sohn zu ihm: „Wir haben uns mit einander verständigt," sagte der Lord. „Unsere Zukunft wird sich freundlich gestalten, wir werden Alle glücklich sein. Jetzt aber fort zu Rosalien."

Das schöne Mädchen erschien am Eingange ihrer Wohnung. Gustav wagte kaum die Augen aufzuschlagen; sein Vater sprach ihm freundlich zu. Rosalie sah ihn lächelnd an und bot ihm die Hand. Er ergriff sie und bedeckte sie knieend mit Thränen und Küssen. Sie zog ihn zu sich empor und schloß ihn an ihre Brust. „Wir sind nun unzertrennlich!" sagte sie, und Gustav schluchzte: „Ewig! Ewig!"

Am andern Morgen waren die Freunde bei Rosalien versammelt. Nur der Lord fehlte. Die Stimmung war ernst, denn in den ersten Frühstunden hatte man eine feierliche Handlung begangen. Philemon und Baucis, wie sie hier noch einmal bezeichnend genannt werden sollen, waren beerdigt worden, und die fremden Gäste hatten sich dem Trauerzuge angeschlossen. Rosalie saß neben Maja und sprach dem vom heiligen Schmerz ergriffenen Kinde Trost zu. Es waren zwei schöne Engel, würdig des irdischen Paradieses, worin sie wohnten. Adolf stand seitwärts und betrachtete die Gruppe mit Theilnahme. Gustav saß entfernter und hörte auf die Mittheilungen des Vormundes, der ihm eine treue Schil-

derung der Lord Oldgrave'schen Güter gab und ihm erzählte, daß der Lord große Lust habe, den Rest seines Lebens in Amerika zuzubringen und nur noch einmal nach England segeln wollte, um Gustav in sein Erbe einzuführen. Zu diesem Entschlusse war der Lord durch politische Ereignisse veranlaßt, die ihm den Aufenthalt daselbst verleidet hatten.

„Und ich sollte meinen Vater, den ich kaum gefunden, wieder verlassen, um in England, ein Fremder unter Fremden, zu leben? Nimmermehr! Ich bleibe hier. Ihn und Rosalie, was brauche ich noch, um mir hier in der Fremde eine Heimath zu begründen?"

Herr Johannes gab diesem Entschlusse Gustavs seinen Beifall und hielt dafür, auch Rosalie werde mit Freuden einstimmen. Ihn selbst anlangend, so würde es keiner großen Ueberredung bedürfen, ihn für dieselbe Idee empfänglich zu machen, da er stets eine entschiedene Vorliebe für dies Land des geistig-materiellen Fortschrittes gehabt, aber die Firma und der Schwiegersohn könnten seiner nicht für immer entbehren, und da müsse es bei'm Alten bleiben.

Jetzt trat der Lord mit dem Kapitän ein, und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf Beide: „Der Kapitän wird die Kolonie auf längere Zeit verlassen und wünscht sich Ihnen zum Abschied noch zu zeigen!" Und kaum hatte der Lord dies gesagt, als Maja lautweinend in ihres Vaters Arme sank. Beide hielten sich fest umschlossen, und Niemand störte diesen bittern Moment einer langen Trennung.

„Es muß!" sagte endlich der Kapitän, sich von seiner Tochter losreißend. „Ich habe stets Dein Glück gewollt, mein Kind; und jetzt, wo ich im Begriff stehe, mich au sehr lange von Dir zu trennen, denke ich mehr daran als jemals. Glaubst Du wohl, mein Kind, Dein Glück an der Hand dieses Mannes zu finden?" Er deutete auf Adolf. Maja sank weinend in die Arme des Geliebten, und der Kapitän zog sie in seine Umarmung.

„Wir haben das so untereinander festgestellt!" sagte der Lord zu den Uebrigen.

„Ihnen Allen mein Lebewohl!" fuhr der Kapitän nach einer Pause fort. „Ihnen, Gustav, insbesondere. Ich hatte es doch gut mit Ihnen gemeint, denn ich wollte Ihnen das Beste geben, was mein war. Der Lord ist hier an meinen Platz getreten und wird Alles ordnen und schlichten. Ich ziehe mich aus dieser Gegend zurück, vielleicht scheide ich ganz von Amerika. Vielleicht sehen wir uns erst spät, vielleicht nie wieder! Leben Sie Alle wohl!" Noch einmal schloß er seine Tochter in seine Arme und entfernte sich langsam.

Eine lange Pause folgte diesem erschütternden Auftritt; endlich sagte der Lord: „Ich bin in der That Willens, mich hier niederzulassen und die Kolonie zu regieren, aber nicht wie es bisher geschah, sondern nach den Prinzipien eines verständigen Pflanzers, und dann hoffe ich, daß dieser jetzt kaum gekannte Ort dereinst nicht ohne Bedeutung an den Ufern des La Plata bleiben soll. Mein Sohn wird unterdessen ..."

„Nein, nein, mein Vater!“ rief Gustav. „Wir werden uns nicht trennen.“

Es folgte eine Erklärung zwischen Vater und Sohn, und Ersterer sagte darauf: „Ich werde mich fügen müssen. So möge denn zuerst der Segen des Priesters die jungen Paare miteinander verbinden. Sie, Adolf, übernehmen dann an meiner Stelle die Leitung dieser Pflanzung nach den Grundsätzen, die wir feststellen wollen. Wir Andern gehen nach Europa, und nachdem wir in England unsere Angelegenheiten geordnet und unsern wackern Freund nach Deutschland gebracht haben, kehren wir hierher zurück und finden eine Heimath in der Fremde.“

„So sei es!“ fielen Alle ein, und die Tage des Glückes und der Freude begannen.



Ein Auswanderungsschiff.

Tagebuchblätter.

Erstes Blatt.

Ich bin im Besitze eines Tagebuches, welches am Bord eines Auswanderungsschiffes geschrieben ist. Der Schulmeister einer kleinen Gemeinde, ein junger Mann, führte es. Eigentlich sind es nur Blätter eines Tagebuches, es befinden sich in demselben viele Lücken, und das Ende ist nicht vorhanden. Um ein Ganzes zu geben, muß man zu einer vielfachen Form die Zuflucht nehmen, und bald aus mündlichen Ueberlieferungen, bald aus Brieffragmenten ergänzen, was in dem Journale fehlt.

Wie man die Blätter benennen soll, die hier dem Leser geboten werden? Ob Roman, ob Novelle oder Reisebeschreibung? Es ist weder das Eine, noch das Andere, sondern ein ergreifendes Gemälde von Situationen, wie sie sich am Bord eines Auswanderungsschiffes in unendlichen Variationen immer wieder darstellen. Es

ist der Canevas zu einer erschütternden Tragödie, wobei alle Anwesende als Darsteller betheiligt sind; eine Tragödie, die keine Zuschauer hat und inmitten der Wogen des Oceans unbeachtet vorübergeht; eine Tragödie, die schon so oft gespielt worden ist, als deutsche Schiffe über den Ocean gehen, und ihre deutschen Brüder am Ufer des Missisippi oder am Lorenzostrome ausschiffen.

Habt Ihr jemals ein Auswanderungsschiff gesehen? Schon von weitem kündigt es seine Bestimmung durch verschiedene bauliche Vorrichtungen an, die auf andern Schiffen fehlen. Sein Aeußeres ist düster und unfreundlich. Nie sah ich bei ihnen jenes leichte, luftige Spiehrenwerk, das uns schon von weitem ein vornehmes Schiff ankündigt; nicht jene hellglänzenden Seitenborde mit lichtfarbenen Leisten eingefaßt, die, scharf gegen den untern Theil des Rumpfes abgränzend, einen so imponirenden Eindruck machen. Hat jemals von den Toppen dieser Schiffe der leuchtende Wimpel, keck spielend mit dem Unendlichen, worin er sich bewegt, die Brust des Semannes gehoben? Hat je von diesen Gaffeln stolz die Landesflagge geweht und herausfordernd auf die umliegenden Schiffe oder Küsten geblickt? Mir schien auf diesen Schiffen der Wimpel nur eine Zuchruthe zu sein, die, Allen sichtbar, sinnbildlich ihnen ihr künftiges Loos andeuten sollte. Und wenn sich an diesen Gaffeln die Flagge entfaltet, so will dies weiter nichts sagen, als welche Reichsfirma sich diesem Geschäfte mit beweglichen Waaren unterzieht. Gleich schrecklich, gleich betrübend, ob es die französische Tricolore, die Ham-

burger Thürme, die nicht mehr sind*), oder das Bremer Damenbrett schützen.

Sonderbar! Zur Unterdrückung des schwarzen Sklavenhandels schließen die Großmächte Europa's Traktate ab, und den Handel mit weißen Brüdern dulden sie. Diese Unglücklichen gehen fast immer einem unseligen Verhängniß entgegen, und man warnt sie kaum. — Mögen die nachfolgenden Seiten nicht ohne Rührung gelesen werden.

Auszüge.

Es wird mir stets denkwürdig bleiben, daß es gerade mein Geburtstag war, als wir die Nachricht empfingen, unser Schiff sei segelfertig, und wir müßten uns noch im Laufe des Nachmittags an Bord begeben. Ich hatte den Boten angehört und ging nun in den düstern Saal hinunter, der unserer Gemeinde mit noch zwei andern zum Aufenthalte angewiesen war. Alle saßen still nebeneinander, mit Vorbereitungen zur Reise beschäftigt, aber meine Nachricht brachte eine laute Bewegung hervor. Es ist ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Es

*) Die drei Thürme, welche das Hamburger Wappen bilden, sind nicht mehr. Der mittelste ist der Domthurm, der schon vor langen Jahren wegen Altersschwäche abgetragen ward. Die Seitenthürme des Wappens, die Kirchen St. Petri und St. Nikolai versinnlichend, wurden durch die große Feuersbrunst vom 5. bis 8. Mai 1842 verheert.

war über Jahr und Tag, seit wir den ersten Gedanken gefaßt hatten, nach Australien auszuwandern und ein Glück zu suchen, das uns die Heimath versagte. Die Vorbereitungen waren mit Umsicht und Sorgfalt getroffen, der weite Weg aus dem schönen Schwabenlande bis hierher nach Hamburg fröhlich und guter Dinge zurückgelegt. Von Stunde zu Stunde hatten wir auf günstigen Wind gehofft, damit unsere Sparpfennige nicht noch mehr zusammenschmelzen möchten. Und nun die Gewißheit endlich anlangte, ergriffen uns tausenderlei Besorgnisse, wir möchten nicht Alles gehörig vorbereitet haben, und gewiß dachte Jeder insgeheim: Würden uns doch nur ein Paar Tage Rast gegeben! — Der lauten Bewegung, die meine Botschaft hervorgebracht hatte, folgte eine tiefe Stille, und nur hier und da vernahm man ein halbunterdrücktes Schluchzen oder einen tiefen Seufzer. Mein erster Blick fiel auf Gretchen. Ihr Gesicht war bleich, ihre Lippen zuckten, und ihre schönen, blauen Augen strömten keinen Glanz aus. Sie fühlte es wohl, daß ihr die weite, unbekannte Ferne niemals das Glück bieten werde, was ihr in der Heimath geraubt worden. Ich habe schon bessere Hoffnung, denn mit mir ist Alles gezogen, was mir auf Erden lieb und werth geworden — sie!

Mein alter Vater hat mir's verziehen, daß ich ihn und mein bescheidenes Glück verlassen, um ihr zu folgen, ohne die ich nicht den Muth habe zu leben. Seine Hand ruhte in dem Augenblicke des Scheidens segnend auf meinem Haupte. Das ist der freudige Trost, der

mir Zuversicht gab, und mich in dem Augenblicke aufrecht erhielt, als Alle in Kummer und Betrübniß geriethen und vor Verwirrung nicht wußten, was zu beginnen sei. Gretchens Vater, der alte, böse Martens, sah mich mit einem giftigen Blicke an, denn er weiß wohl, daß meine Glücksumstände mich nicht aus der Heimath vertrieben, sondern nur die Liebe zu seiner Tochter, die er mir nicht geben will. Weshalb, weiß ich nicht. Noch ärger aber treibt's der rothhaarige Jobst, dem er das liebe Kind zum Weibe bestimmt hat, aus unbekannten, aber gewiß unheimlichen Gründen, denn Beide haben kein gutes Gewissen und kennen Dinge von einander, die ich nicht wissen möchte. Und unter allen diesen Menschen soll ich leben, mit ihnen verkehren, ihre Interessen sollen die meinigen sein. Ja, durch eine höhere Bildung dazu berufen, soll ich sie ermahnen, sie trösten, ihre Vorurtheile bekämpfen, und mit Rath und That zur Hand gehen. Die Liebe wird mich stärken, diese Pflicht zu erfüllen.

Trübe Erinnerungen sind es, die ich diesen Blättern anzuvertrauen habe. Fünf Tage sind vorübergegangen, die uns nicht einen Sonnenblick boten. Wir waren kaum am Bord gehörig eingerichtet, und Jeder hatte kaum den Platz eingenommen, der ihm angewiesen ward, als auch das Schiff schon unter Segel ging. Ach, wie flogen die Blicke links und rechts nach den benachbarten

Ufern, und wie ward uns wehmüthig um's Herz, als wir daran dachten, daß wir nun bald von allem Lande Abschied nehmen und uns mit Himmel und Wasser begnügen müßten. Gretchen sitzt unten im Raum; ich habe sie kaum gesehen, seit wir am Bord sind. Ihren finstern Vater und den widerwärtigen Jobst sehe ich desto öfter.

Eine Botschaft des Kapitäns riß mich aus meinem Nachsinnen: „Sie scheinen mir ein vernünftiger Mann zu sein," redete er mich an, „und Ihre Stellung eine solche, die Ihnen Einfluß auf dieses Volk verschafft. Nutzen Sie diese zum Besten des Schiffes, halten Sie strenge auf Ordnung, und Sie werden dafür in der Kajüte einen Freund haben. Merken Sie es sich: Ein Zwischendecks-Passagier hat am Bord eines Schiffes nur eine Tugend: Beobachtung der Disziplin. Prägen Sie es den Leuten fest ein, um Ihres eigenen Vortheils willen. Für jeden Exceß mache ich Sie verantwortlich."

Mit diesen Worten ließ er mich stehen, und noch ganz gebeugt von dem mir gewordenen Auftrag, den ich nun und nimmer erfüllen kann, beachtete ich mechanisch den Wink eines Matrosen, der mir bedeutete, daß ich nicht auf dem Quaterdeck verweilen dürfe, da dieser Raum ausschließlich dem Kapitän und seinen Offizieren gebühre, und nur bei Ertheilung von Audienzen zu beschreiten sei. Dann aber faßte er mich kordial am Arm, fragte mich, wie das verteufelt schmucke Mädchen heiße, welches sich so eben am Fuße des Fockmastes niedersetze, und bot mir ein Glas Grog an, wenn ich ihm zu einem

Kusse von ihr verhelfen wolle. Bestürzt machte ich mich von ihm los, und das rohe Lachen des Kerls empörte mich so sehr, daß ich fast meine Hand gegen ihn erhoben hätte. War doch von der Beleidigung eines schuldlosen Mädchens die Rede, und — o Himmel! Das sah ich jetzt erst! — war es nicht Gretchen? Glücklich, daß der widerwärtige Mensch schon aus meinem Bereiche war. Noch ganz außer mir, trat ich zu Gretchen, die mich mit einem matten Lächeln ansah. Aber kaum hatte ich ihr ein Wort des Trostes zugesprochen, als der rothhaarige Jobst dazwischen trat und mit heiserem Tone rief: „Jetzt verbiete ich es Ihm zum letzten Male, mit meiner Braut zu reden.“

„Ich bin Deine Braut nicht,“ entgegnete das Mädchen, indem sie sich zürnend erhob.

„Doch, doch, Jungfer Martens,“ lachte Jobst hämisch. „Es ist nicht anders. Gebe Sie sich zufrieden. Sie soll es auch recht gut bei mir haben, wenn wir nur erst einen Heerd finden, woran ich Sie mit Topf und Tiegel setzen kann.“

„Eher springe ich in die See!“

„Sie wird nicht springen!“ lachte Jobst laut auf. „Ihr Vater hat es gesagt, daß Sie meine Braut ist und meine Frau werden soll. Das ist sein Versprechen, und ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt. Sei Sie klug, und bedenke Sie, daß ich Mittel in Händen habe, wodurch ich Ihren Vater an's Messer liefern kann. Sie wird meine Frau, oder der Alte baumelt.“

Dies Letztere flüsterte er ihr so leise zu, daß ich es kaum zu hören im Stande war. Gretchen zitterte heftig; sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „Nein! Nein!"

Ihr Vater stand in der Nähe und trat jetzt herzu: „Sei freundlich mit Deinem Bräutigam; habe für den Schulmeister ferner kein Auge und kein Ohr. Dem Jobst bist Du bestimmt; er wird mein Tochtermann. Denke, daß er mich in Händen hat. Wenn Du Dich weigerst, wirst Du meine Mörderin."

Es war zu viel für die Unglückliche. Wimmernd sank sie zusammen; ihr Bewußtsein schwand. Ich wollte zu ihrer Hülfe herbeieilen, aber der Vater hatte sie schon mit starken Armen erfaßt und trug sie in das Zwischendeck hinab.

„Er ist gar zu höflich, Schulmeister," sagte Jobst hämisch, „daß Er sich um eines armen Kossäthen Braut so viele Mühe giebt. Lasse Er sie getrost gehen, wenn Er nicht mit meinen Fäusten Bekanntschaft machen will."

Es wäre gewiß zu entscheidenden Erklärungen zwischen uns gekommen, wenn nicht die Matrosen sich herbeigedrängt und uns unter Deck gewiesen hätten, weil wir Cuxhaven erreicht hatten, wo wir bis zur günstigen Abfahrtszeit liegen und noch manche Reisebedürfnisse an Bord nehmen sollten.

Tief in der Nacht wagte ich mich wieder hinauf, denn unmöglich vermochte ich unten auszudauern. Es war empfindlich kalt und ich hatte mich in meinen Pelz gehüllt. Die heranrauschende Fluth brach sich dumpf

gegen den Bug des Schiffes und brachte eine einförmige melancholische Musik hervor. Der Matrose, welcher die Wache hielt, sah mich von oben bis unten an und erwiederte nichts auf meinen Gruß, aber er ließ mich doch ungehindert gehen und stehen. Ich saß auf dem Mitteldeck und schaute um mich her. Das mächtige Mastenwerk ragte in den dunklen Nachthimmel empor, so hoch, daß ich das Ende nicht absehen konnte. Schauerlich war es, als sich eine dichte Nebelwolke scheinbar auf das Schiff herabsenkte und es mit ihrem finstern Schleier zu umhüllen strebte. Aber vom Lande her blickte uns das Leuchtfeuer freundlich an; es war ein glänzender Stern, der nicht nur den Schiffern ihre Bahn bezeichnete, sondern mir auch Ruhe und Frieden in's Herz strahlte.

Der Wachtmann näherte sich mir. Es war ein noch jugendliches Gesicht, aber voll Ausdruck. Noch hatte ich mit diesem Manne kein Wort gewechselt, aber wie ich zum ersten Male in sein Auge sah, wurde es mir klar, daß ich ihm vertrauen dürfe und vertrauen wolle zu jeder Stunde. Und es mußte ein ähnliches Gefühl sein, das sich in ihm regte, denn er blickte mich lange an und sagte dann, mir seine Hand reichend: „Eine so weite Reise unternimmt auch Keiner, der nicht muß. Was treibt Ihn denn in so frühen Jahren aus Seinem Vaterlande?"

Nichts vermochte ich hierauf zu erwiedern. Aber ich hatte mich erhoben, und als ich fühlte, daß eine Thräne über meine Wangen rollte, legte ich die Hand

auf das Herz. Der junge Seemann verstand mich. „Das thut sehr weh!" sagte er und ging mit einer raschen Bewegung von mir. Ich folgte ihm mit den Augen; einer seiner Kameraden kam auf das Verdeck, nannte ihn Gottfried, und kündigte ihm an, daß er ihn ablösen werde. Ohne ein Wort zu erwiedern, ging er hinab, und der neue Wachtmann sagte mir kurz angebunden, das Herumwandern auf dem Verdecke zur Nachtzeit wäre gegen die Schiffsordnung. Gelassen ging ich hinab. Gottfried war ja auch unten. Ich kann nicht sagen, wie wohl es mir gethan hatte, einen, wenn auch nur kleinen Beweis von Theilnahme zu finden. „Es thut sehr weh!" hatte er gesagt. Dies „Weh!" ward für mich ein lindernder Balsam. Ich habe recht ruhig geschlafen.

In welcher Aufregung setze ich mich zum Schreiben nieder. Schifflein, schwanke nicht so sehr, damit ich ungestört aufzeichnen kann, was ich erlebt. Habe ich mich doch auf dem Verdeck unter einem umgekehrten Boote versteckt, damit ich Alles wieder in mein Gedächtniß zurückrufe. Jetzt, wo ich diesen Schlupfwinkel kenne, werde ich ihn öfter aufsuchen; aber ich wollte wohl, ich hätte ihn nicht gefunden; dann hätte ich auch nicht gehört, was mir das Haar sträuben machte.

Ein feiner Sprühregen fiel. Der Himmel war rings umher mit grauen Nebelwolken umzogen; die Segel wurden kaum von dem leichten Winde angeschwellt und

es ward empfindlich kalt. Alles flüchtete unter Deck. Nur ich vermochte es nicht. Der alte Martens hatte seiner Tochter wieder heftig zugesetzt und dieser Anblick schnürte mir die Brust zusammen. Ich erblickte auf dem Verdecke Gottfried. Als er an mir vorüberging, legte ich, wie neulich, die Hand auf das Herz. Statt aller Antwort deutete er auf das umgekehrte Boot. Ich verstand diesen Wink und fand einen köstlichen Schlupfwinkel; ich fand einen Ort, wo ich allein sein konnte mit meinem Schmerze und meinen Träumen von früherem Glücke.

Noch nicht lange hatte ich mich meinen Gedanken überlassen, als sich vor dem Boote, das mir zum Schirme diente, ein Paar Männer niederließen. Ich ward bald inne, daß es die beiden Peiniger meines Gretchens waren, und die einzelnen Worte, die ich von ihrem Gespräch erwischte, erstarrten mir das Blut zu Eis.

„Aber auf offner See, Jobst!“ sagte der Alte. „Bedenkt einmal, das ist doch gar zu toll und rein unmöglich.“

„Will's aber!“ brummte dieser. „Und unmöglich ist's auch nicht. Der Kapitän am Bord eines Schiffes, wie das unsrige, kann taufen und begraben und trauen, Alles, wie es eben Noth thut und verlangt wird.“

„Wie kommt Ihr aber zu einem solchen Begehren?“

„Habt Ihr denn keine Augen, zu sehen, was der Schulmeister meiner Braut für schnakische Gesichter heute machte, und wie sie ihre hellen Thränen darüber weinte? Und wie ich meine Fäuste in einander krallte und sie

Beide hätte erwürgen mögen? Verdamme mich Gott, sie soll mir gehören; und dann muß der Teufel dem Schulmeister beistehen, oder er ist hin bei dem ersten Blicke, den er auf meine Frau wirft! Also ..."

„Also," sagte der Alte zögernd, „also wird mein Gretchen Deine Frau. Das steht fest, ganz fest. Ich habe es versprochen. Aber hier auf der See! Mich packt's wie'n Fieber. Geduldet Euch!"

„Dort an der Küste, wohin sie uns bringen, giebt's auch keine Pfaffen und keine Kirchen. Was dort der Gemeinde-Aelteste thut, das besorgt hier der Kapitän. Es kommt Alles auf Eins heraus. Und morgen am Tage wird unsere Hochzeit sein."

„Sie wird es nicht!" entgegnete der Alte.

„Nein?" fragte Jobst lauernd, mit heiserer Stimme.

„Nein, nein! Und drei Mal nein!" erwiederte gereizt der Alte. „Ich will meinen Willen haben."

„Gut!" sagte Jobst plötzlich ganz gelassen. „Ihr sollt Euern Willen haben."

Er blieb still. Auch der Alte sagte kein Wort. Ich belauschte ihre Athemzüge und mein Herz klopfte hörbar. Jeden Augenblick glaubte ich, sie würden mich entdecken; aber es geschah nicht. Eine Viertelstunde war verstrichen.

„Wie war's denn in jener Nacht?" fragte Jobst nach einer Pause.

„In welcher Nacht?" entgegnete der Alte aufmerkend.

„Nun, als Ihr noch die Schenke „zum dürren Wolf"

hattet. Ich meine, es war ein Kämmerlein daselbst, worin es sich absonderlich ruhig und ungestört schlief."

„Still! still!" kreischte der Alte mit allen Zeichen des Schreckens.

Jobst hörte nicht darauf: „Ihr müßt meinem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Es waren nämlich diese oder ähnliche Worte, die der Reisende zu hören kriegte, der um Sonnenuntergang bei Euch einkehrte."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!"

„Laßt den lieben Gott aus dem Spiel; er hat nichts mit solchen Schelmereien zu thun. Sagt lieber: bei'm Teufel! Nun gut also. Ihr wart der Wirth und ich der Knecht im Hause. Ihr wart stets ein bettelhafter Lump, der oft keinen baaren Gulden in der Tasche hatte; und doch spieltet Ihr den Vornehmen und behandeltet mich wie einen Hund. Nur um des schönen Gretchens willen duldete ich es, und ob ich gleich rothe Haare hatte, so liebte ich sie doch mit treuem Herzen. Aber sie sollte den Schulmeistersjungen bekommen, und ich ward, als ich das Gelüste meines Herzens aussprach, mit Füßen gestoßen. So standen die Sachen, und sie lagen so ungünstig für mich, als nur immer möglich, — Ihr müßt es selbst sagen! — als glücklicher Weise der fremde Reisende kam und nach einem ruhigen Kämmerlein fragte."

Jobst hielt inne. Der alte Martens stieß nur einen unartikulirten Laut aus und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es war ein schmuckes Kerlchen," fuhr Jener fort,

„und Euch nicht unlieb, daß sein Pferd lahmte und er bleiben mußte. Konnte er doch für eine geringe Bewirthung eine gute Zeche zahlen, denn die Geldbörse, woraus er ein Goldstück zog, als Ihr anfangs zögertet, ihn aufzunehmen, war straff; ferner der gefüllte Mantelsack..."

„Jobst! Sei still, Jobst!"

„Freilich! Ihr dachtet: Und wenn er eine Zeche zahlt, wie es wohl Könige und Kaiser zu thun pflegen, so ist's doch nicht so viel, als wir haben würden, wenn wir seinen ganzen Reichthum besäßen; der allein könnte Euch aus aller Verlegenheit reißen. Es war recht dumm von Euch, so etwas zu denken, und noch dümmer, mir davon etwas merken zu lassen."

„Ich Thor!"

„Ja wohl, Dummkopf! Von dem Augenblicke an waret Ihr in meiner Gewalt. Meine Hand ist an Eurer Kehle, und ich darf nur zudrücken, so seid Ihr geliefert. Dann habt Ihr Gelegenheit, vor Gericht lange Reden zu halten, wenn sie Euch zu Worte kommen lassen, und zuletzt noch vom Hochgericht herab, wenn's der Henker leiden will. Und auf mich könnt Ihr's nicht bringen; mich müssen sie frei ausgehen lassen, denn ich habe keine Hand dazu geliehen. Höchstens können sie mich eine Zeit lang einsperren lassen, weil ich es so lange verschwiegen habe. Hört, Alter; sie taufen und trauen auf einem Schiffe; aber es wird auch am Bord gehängt."

Der Alte schrak zusammen. Seine Hand fuhr un-

willkührlich nach der Kehle. Eine Todesblässe deckte sein Gesicht und unheimliches Feuer sprühte aus seinen Augen. Mit bebendem Tone sprach er: „Du sollst sie morgen haben."

„Nun," entgegnete Jobst mit grinsendem Gesichte. „Das ist ein gutes Wort zur guten Stunde. Nun bin ich auch zufrieden und will reinen Mund halten, wie bisher. Damit Ihr aber ja nicht wieder in Eurem Entschlusse wankend werdet, muß ich Euch sagen, was Ihr noch nicht wißt. Als der Fremde erschlagen war, und sammt Allem, was uns verrathen konnte, in den alten Brunnen geworfen ward, den wir dann verschütteten, blieb seine Brieftasche zurück."

„Was sagst Du?" rief entsetzt der Alte.

„Die Brieftasche des Reisenden meine ich," lachte Jobst. „Die Brieftasche, welche alle seine Papiere, seinen Paß, und was weiß ich sonst, enthielt. Ich dachte, sie könnte mir einmal nützlich sein, darum steckte ich sie in die Tasche und verwahrte sie bis zum heutigen Tag. Und sie ist mir wahrhaft nützlich, denn ich kann kein besseres Mittel finden, Euch willfährig zu machen. Nun, ich sehe es Euch an, daß es Euer Ernst ist, mir zu dienen; so mag es denn sein; wir schließen Frieden. Da trinkt einmal! Ihr seid dessen bedürftig, und dann hinunter, um der Jungfer Zimperlich anzusagen, daß morgen ihre Hochzeit ist."

„Sie soll sein," sprach der Alte, nachdem er sich durch einen langen Zug aus der Branntweinflasche erquickt hatte. „Du sollst das Mädchen haben, wenn ich

gleich weiß, es wird ihr Tod sein. Es wird der zweite Mord, den ich auf mein Gewissen lade, und ich trage ohnehin schon schwer genug. Darum will ich Dir einen Vorschlag machen. Stehe von Deinem Vorhaben ab, und ich will Dir die größte Hälfte des Raubes geben."

Jobst schüttelte mit dem Kopfe. „Euch litt das böse Gewissen nicht länger im Vaterlande. Ihr wandertet aus und ich ging mit Euch; verdamme mich Gott, nicht aus Lust nach einem fremden Lande — denn man kann zu Hause so gut verhungern, als wenn man ein Paar Tausend Meilen weiter fährt — sondern weil Ihr Gretchen mitnahmt und ich nicht von ihr lassen konnte. Und nun ich so weit gekommen bin, soll ich mein Eigenthum fahren lassen, um einer Hand voll Geldes willen, da ich doch dies haben kann und das Mädel dazu."

„So will ich Euch Alles geben und als ein Bettler in die Heimath zurückkehren. Ich möchte nicht gerne mein Kind sterben sehen."

„Ich kann nichts ablassen. Das Einzige, was ich thun kann, ist dies: die Hochzeit braucht morgen noch nicht zu sein; sie soll noch eine kurze Zeit anstehen, bis wir etwa dahin kommen, wo, wie die Matrosen sagen, die Schildkröten unter Seeblumen auf dem Wasser tanzen. Bis zu dem Tage also. Nun seht Ihr doch, daß ich Manieren habe und gefällig sein kann. Alles dieses thue ich aber nur unter einer Bedingung: Der Schulmeister darf weder Auge noch Ohr für Eure Tochter haben; er darf sie weder ansehen, noch mit ihr

sprechen. Meine Eifersucht ist noch weit größer, als meine Liebe. Hütet sie also davor und sprecht ein Wort mit dem Milchgesicht, sonst spreche ich mit ihm."

Nach diesen Worten wurde das Gespräch abgebrochen und bald darauf entfernten sich Beide, so daß ich unbemerkt meinen Schlupfwinkel verlassen konnte. O Gott! Gieb mir Kraft und Stärke, dies Alles zu ertragen! Es übersteigt fast das Vermögen der menschlichen Natur! Wie hätte ich jemals ahnen können, daß solche Geheimnisse in solchen Herzen lebten! —

Tanz und Sturm.

Es war ein schöner, heller Tag, der seine glänzenden Lichter auf den unabsehbaren Spiegel des Oceans warf. Schon war das Schiff den nördlichen Breiten entrückt und eine warme erquickliche Luft füllte die Atmosphäre. Die schweren Pelze und Röcke waren verschwunden und hatten einer kleidsameren Tracht Platz gemacht. Die armen Auswanderer kamen in Schaaren auf das Verdeck, um sich im Glanze der Sonne zu wärmen und einen freien, frischen Athemzug zu thun. Sie stolperten nicht mehr nebeneinander hin, sie waren des Schiffes und seiner Bewegungen bereits gewohnt; Alles, was sie thaten, ging leicht und fröhlich von Statten.

Der Kapitän lehnte sich an die Kajütskappe und sah auf das bewegliche Treiben. Die eigenthümlichsten

und seltsamsten Gruppen bildeten sich, die entgegengesetztesten Dinge werden gethan. Es giebt wohl nichts Seltsameres, als die Beschäftigungen, Sitten und Gewohnheiten des tiefsten Binnenlandes auf dem Verdecke eines Schiffes mitten im Ocean. Das Schärfen einer Sense, das Behämmern einer Pflugschar oder eines Spatens ... kann es etwas Widersprechenderes geben, wenn die Werkstatt, wo diese Arbeiten betrieben werden, sich auf der salzigen Meerfluth schaukelt?"

Alles dieses gewährte einen ernsten und komischen Anblick zugleich. Der Kapitän schien von dieser mannigfachen Scenerie heiter gestimmt zu werden und rief seinen Steuermann: „Wie ist es? Haben wir nicht heute Sonntag?"

„Ja wohl, Kapitän!"

„Nun, so mag denn überall Sonntag am Bord sein. Alle Arbeit unter Deck. Sage den Leuten, mein Junge, daß sie es sich wohl sein lassen sollen. Wenn sie Musik machen können, immerhin. Bis zur Zeit des Sonnenunterganges ist Alles erlaubt, was sich mit der Schiffsdisziplin verträgt. Der Untersteuermann soll ein Faß Bier auf das Verdeck schroten lassen, und eine doppelte Portion Grog austheilen an Passagiere und Mannschaft. Wir trinken nachher auch ein Glas miteinander. An's Werk."

Der Steuermann geht, nicht ohne ein sichtbares Verwundern über die Kordialität, die außergewöhnliche Freigebigkeit und Milde des Kapitäns an den Tag gelegt zu haben. Seine Botschaft an das Zwischendeck

erregt Anfangs ein ungläubiges Erstaunen der Insassen; als der Offizier sie wiederholt bestätigt, bricht Alles in einen lauten Freudenruf aus.

Schnell wird der gegebenen Weisung Folge geleistet. Das Getöse, welches die Arbeiter und Handwerker machten, verstummt; die Geräthschaften, die zur Arbeit dienten, werden zusammengepackt und fliegen mit einer Behendigkeit unter Deck, als würden sie von alten befahrnen Matrosen gehandhabt. Mit ihnen zugleich verschwinden die Menschen und in einer Viertelstunde sind alle Decksräume frei. Nun erscheinen die Schiffsjungen und Halbmatrosen mit langen Besen, um Alles rein zu kehren, und sobald ihre Arbeit gethan ist, wird das Verdeck von hinten nach vorne mit Strömen von Meerwasser begossen, um theils die letzten Spuren des Staubes wegzuspülen, theils, um die Planken frisch zu erhalten, die der Kraft der tropischen Sonne täglich ausgesetzt sind und ihr fast erliegen. In diesem Augenblicke hat das Schiff ein festliches Ansehen. Die Vorderluken, durch welche man in die große Proviantkammer gelangt, sind durch den Zimmermann von den darauf lastenden Persennings befreit; ein frischer Luftstrom dringt in diese mit Dünsten aller Art gefüllten Räume hinab und ein Faß mit Doppelbier wird am äußersten Rande sichtbar. Die Matrosen begrüßen es mit lautem Hurrah; nicht minder die großen Steinkruken, aus welchen die doppelte Portion Grog verabreicht werden soll. Der Koch und der Küper fallen zu gleicher Zeit über diese Schätze her, denn ihnen ist es von jeher

übertragen, bei solchen Gelegenheiten das Schenkenamt am Bord auszuüben.

Da kommen sie! Ein dichter Menschenschwarm quillt zu den Luken des Mitteldecks heraus. Hussah! Hurrah! Juchhe! Die Freude giebt sich in hundert verschiedenen Lauten und Bewegungen kund. Drei Musikanten befinden sich unter den Auswanderern. Der Erste führt eine Drehorgel, der Zweite eine Klarinette, der Dritte eine schlecht besaitete Violine, die er für einen Stradivarius hält. Alle Drei nehmen ihre Plätze auf der Ankerwinde und beginnen alsobald eine Art von Ball-Ouvertüre. Nachdem die Matrosen sich ihren Theil von der Biertonne entnommen, geben sie den geduldigen Passagieren den Rest Preis; wohl Mancher bekommt nichts davon, doch ist er schon zufrieden, daß doch überhaupt ein Bierschank gewesen ist. Auch hat er die Aussicht auf den Grog, der ihm nicht entgehen kann, denn diesen bekommt Jeder von dem Untersteuermann zugemessen. Dahin drängen sie jetzt, denn dieser hat eine Schenke am äußersten Rande des Quarterdecks aufgeschlagen, und die Menge wandelt von vorne nach hinten, um den großen Mast herum und wieder zurück. Diejenigen,. welche ihr Theil empfangen haben, genießen ihn entweder auf einmal, oder sie bewahren ihn in einer kleinen Flasche, um ihn zu seiner Zeit mit Muße zu verzehren. Alle, welche ihren bestimmten Antheil erhalten haben, stellen sich nun in Reihe und Glied; Weiber und Männer, Greise und Kinder sind bereit, den improvisirten Ball zu beginnen, und nur die Mütter

mit den Säuglingen an der Brust halten sich etwas zurück. Der Tanz beginnt und lustig schwenken die Paare durcheinander; die Matrosen benutzen die willkommene Gelegenheit, sich in die Reihen zu mischen und mit den Weibern und Töchtern anzubinden, gleichviel, ob der eben nicht zarte Druck der Hand durch einen ähnlichen, oder in schwierigen Fällen durch eine Ohrfeige erwiedert wird.

Mitten in diesem Trubel, der immer bachantischer wird, steht mit übereinander geschlagenen Armen Adolf. Dies ist der Taufname des jungen, bleichen Schulmeisters. Er folgt den tanzenden Gruppen mit unermüdlichen Blicken und ein tiefer Schmerz durchzuckt sein Innerstes, denn der rothe Jobst hat das zarte Gretchen gefaßt, und trotz ihres Bittens und Sträubens dreht er sich mit ihr im Kreise, immer wilder und wilder, stets den Ausruf wiederholend: „Die Jungfer Braut wird doch wohl, zum Teufel, mit ihrem Bräutigam tanzen können?“

Adolf ballt die Hände; sein Herz schlägt mächtig, seine Adern schwellen. Er, der Sanfte, Leidende, fühlt in diesem Augenblicke eine herkulische Kraft in seinen Armen. Es bedarf nur eines Anlasses, um ihn zu vermögen, sich jetzt mit aller Wuth auf den Mörder seines Glückes zu werfen, und dieser Anlaß naht mit Riesenschritten. Er wird zum grauenvollen Verhängniß. Die Matrosen zerren und necken die Musikanten: „Schneller müßt Ihr fiedeln! Schneller, oder wir tauchen Euch unter!“ So flüstern sie den drei unglücklichen Burschen

zu, und diese zittern am ganzen Körper, denn der ferne Binnenländer hat große Furcht vor dem Hinabtauchen in die salzige Meerfluth. Sie rasen auf den Instrumenten herum, und die Tänzer, die sich in diese wilden Weisen fast nicht zu finden wissen, stolpern beinahe übereinander. Gretchen schwankt; Adolf schreit auf; in demselben Augenblick fällt der Blick des Mädchens auf ihn, sie fleht um Hülfe. Da kann Adolf sich nicht länger bemeistern; er durchbricht den Kreis, der ihn von den Tanzenden trennt, stürzt sich in das dichteste Getümmel und langt zeitig genug an, um das sinkende Gretchen mit seinen Armen aufzufangen. Sie lächelt ihn dankbarselig an und ihre Augen schließen sich. Mit staunendem Grimm hat Jobst das Thun des Schulmeisters betrachtet; er kann an eine solche Verwegenheit nicht glauben und steht regungslos. Als nun aber Adolf sich neben der Ohnmächtigen auf ein Knie niederläßt und ihr Trostesworte zuflüstert, als die Umstehenden zu kichern beginnen und ihre Glossen machen, da hält es ihn nicht länger und er streckt seinen gewaltigen Arm nach Adolf aus, während auch Vater Martens näher kommt und unter Schimpfen und Fluchen sich seines bewußtlosen Kindes bemächtigt. Schon schwebt die geballte Faust des zürnenden Jobst dicht über dem Haupte des noch immer knieenden Adolfs; da gewahrt dieser zur rechten Zeit den Feind. Der Gedanke, der Beschützer des Mädchens sein zu können, das er unaussprechlich liebt, und im Stande zu sein, ihr einen öffentlichen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, erfüllt ihn mit ungewöhnlichem

Muthe. Er weicht dem drohenden Schlage aus. Jobst, der seinen Gegner verfehlt, geräth dadurch in's Schwanken. Diesen Moment benutzt Adolf; er stürzt sich mit allen Zeichen der Wuth und der Verzweiflung auf seinen Gegner, schlingt ihm die Arme um den Leib und wirft ihn hinterrücks zu Boden. Aber der Sturz ist unglücklich. Jobst fällt mit dem Hinterkopf auf einen aus dem Verdeck hervorragenden eisernen Ringbolzen; ein klarer Blutstrom fließt über das Verdeck. Adolf steht vernichtet.

„Blut! Blut!" schreien entsetzt die Umstehenden. „Blut!" heißt es weiter hin. „Todtschlag! Mord!" Alle sind in der größten Aufregung und kaum haben Einige Besonnenheit genug, sich des Hingestürzten anzunehmen, der, von dem schweren Fall betäubt, noch immer regungslos daliegt.

Da trennen einige Matrosen mit Fluchen und Rippenstößen die dichtgedrängte Menge. Das wüste Geschrei verstummt, und mitten in den Kreis tritt plötzlich der Kapitän; sein Antlitz glüht vor Zorn, seine Augen sprühen Flammen. Ihm nach, besonnener der Steuermann mit dem Wundarzte, die sich des Blutenden bemächtigen und ihn mit sich hinwegführen.

„Was giebt's hier?" ruft der Kapitän. „Wer hat am Bord meines Schiffes Menschenblut vergossen?"

„Dieser da! Dieser da!" ist die hundertstimmige Antwort und eines Jeden Hand zeigt auf Adolf.

Ueberrascht, wie von etwas Unerwartetem, steht der Kapitän regungslos, als könne er es nicht fassen; dann aber bricht sich die verhaltene Wuth in einzelnen Worten

Bahn: „Was, Herr! Sie haben ... Ordnung und Sitte aufrecht zu erhalten, habe ich Ihn eingesetzt, und Er ist der Erste, der sie verletzt? Gnade Ihm Gott, wenn ich die Untersuchung beginne und Seine Schuld mir klar wird."

Adolf wollte sprechen, aber er vermochte es nicht. Er verbeugte sich absichtslos, die Hand auf das Herz gelegt, und bemerkte es nicht, wie das Auge des Matrosen Gottfried voll Mitleid auf ihm ruhte.

„Hollah, Vorderdeck!" rief der Kapitän. „Wie steht es mit dem Gemißhandelten?"

„Der Doktor verbindet ihn," war nach einiger Zeit die Antwort. „Der Blutverlust war freilich stark, doch ist Hoffnung vorhanden, daß Alles gut gehe."

Aber kaum ist dieser Bericht gegeben worden, als auch schon ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit der Passagiere und die angestrengte Thätigkeit der Schiffsmannschaft in Anspruch nimmt. Während der letzten Ereignisse am Bord hatte wohl Niemand, der Mann am Steuer ausgenommen, sich um das Wetter bekümmert und Keiner den Sturm bemerkt, der rasch heraufzog. Unter jenen Breiten entfaltet sich ein Unwetter weit eher, als in den nördlichen Meeren. Es entsteht mit der Schnelle des Blitzes und steigert sich zur furchtbarsten Wuth.

„Acht auf die Segel!" ist der Ruf vom Steuer her, der plötzlich die ganze Mannschaft elektrisirt und die verworrenen Haufen auseinander treibt. Der Befehl der Schiffsoffiziere: „Alles Volk unter Deck!" wird mit

der größten Eile befolgt; in wenigen Minuten sind alle Passagiere in die Räume des Zwischendecks hinabgeeilt, und keine Spuren eines Festes oder eines Tumultes sind mehr vorhanden. Nur Blutflecke sind noch sichtbar, obgleich die Schiffsjungen bereits Ströme von Seewasser darüber hingegossen haben.

Adolf ist in der Verwirrung vergessen und hat sich in seinen Schlupfwinkel unter dem Boote geflüchtet.

Jetzt entwickelt sich am Bord eine seemännische Thätigkeit. Noch geht das stolze Schiff unter der ganzen Macht seiner Oberbram- und Bramleesegel, eine stolze, mächtige Pyramide, die hoch in den blauen Himmel hineingebaut ist.

Aber die düstern Wolken steigen höher; der durchsichtige Aether verliert seinen Glanz, und die finstern Nebelschatten in der Luft umhüllen die noch fast spiegelglatte See mit Nacht. Aus dieser Nacht hervor blitzt der Schaum einzelner sich überstürzender Wellen; es kocht und brodelt an allen Enden, und erschreckt tauchen der Tummler und andere Fische aus der Fluth auf, um sogleich wieder zu versinken.

„Weg die Bramsegel! Weg die Leesegel!" erschallt der Befehl. „Rührt Euch, Toppgasten!"

Kaum ausgesprochen, und Alle sind in Thätigkeit. In den Wanten wimmelt es; auf den Sahlings wird es lebendig, und die auf dem Verdeck Zurückgebliebenen klaren die Falle und die Geitaue.

Die Arbeit ist gethan. Der ganze Obertheil der Masten ist nun von Segeln entblößt und zeigt ein

schlankes Spiehrenwerk, seltsam beleuchtet von einem Sonnenstrahl, der sich durch die Nebelwand drängt. Aber nur einen Augenblick ist der Lichtstrahl sichtbar, dann tritt die unheimliche Finsterniß desto greller hervor.

Von fern her vernimmt man bereits das Pfeiffen des nahenden Sturmes; ein langgehaltener, schauerlicher Ton durchzittert die Luft; die Wellen heben sich am äußersten Horizont aus der Tiefe empor und wälzen sich mit dumpfem Gemurmel, dem heranrollenden Donner nicht unähnlich, immer näher.

„Klar zum Reffen!" ist der neue Befehl, und alsobald sinken die großen Marssegel von den schlanken Stengen herab. Die Matrosen fliegen in die Wanten hinauf, schwingen sich auf die Raaen hinaus, und in wenigen Minuten ist die gewichtige Arbeit gethan. Alles stellt sich nun zu den Fallen, und die Marssegel steigen jetzt sturmgerefft und sturmstark, um die Hälfte gekürzt, wieder an den Stengen empor.

Kaum aber ist diese letzte Arbeit gethan, als der Sturm mit der vollsten Gewalt sich auf die zürnende See wirft und das Schiff, wie einen Fangball, von einer Welle zur andern schleudert. Ein Angstruf schallt aus dem Raum zum Verdeck herauf.

Unten.

Da habt Ihr das Bild von dem Zwischendecke eines Auswanderungsschiffes während eines Sturmes bei Nacht.

In diesem Moment sind unter den Luken auch die letzten Stützhölzer weggenommen, das Kuhlsegel, welches vom Verdeck aus in den mittlern Raum hineinhing, hat der Gewalt des Elementes weichen müssen, und der letzte Verkehr mit der frischen Luft ist abgeschnitten.

Einige düster brennende Laternen erhellen das lange und schmale Zwischendeck, in welchem ein mäßig großer Mann nicht aufrecht zu stehen vermag. Die breiten Wandbetten, je zwei übereinander, und jedes für drei Schläfer berechnet, laufen längs den Seitenborden, und die Bretter, so wie das Pfahlwerk dieser neu errichteten Räume knirren und knattern, wie das Schiff sich bewegt, das von den Wellen hin und her, auf und ab geschleudert wird.

Ein Kind weint. Die Mutter sucht es zu beruhigen und singt ihm den Vers eines Wiegenliedes. Die nächsten Nachbarn fahren aus dem Schlafe, worein sie mühsam gesunken waren, und verweisen die Mutter zur Ruhe. Diese verantwortet sich; das Kind erschrickt vor dem Lärmen und schreit heftiger als zuvor. Das Geschrei, die Aufregung nehmen zu; Einer ist nach dem Andern aufgewacht, Jeder äußert darüber seinen Zorn, und da er nicht weiß, Wer diesen eigentlich erregt hat, ruft und tobt er blindlings in die Nacht hinein.

Die Ruhe ist kaum hergestellt, als man das Stöhnen eines Greises vernimmt, der aus seiner glühend heißen Bettstelle gekrochen ist und vor derselben auf dem Boden sitzt. Aus dem ersten erquickenden Schlaf durch den allgemeinen Tumult aufgeschreckt, hat er keine Hoffnung,

ihn für die Nacht wiederzufinden. Die Schmerzen, die er in einer frühern Krankheit ertragen, drohen wiederzukehren, die ersten Symptome derselben stellen sich ein, und ein langes, langes Siechthum steht vor seiner krankhaft erregten Phantasie. „Einen Tropfen Wasser! Einen einzigen Tropfen nur!“ jammert er. „Ach Gott! Welch ein schöner, klarer Brunnen stand auf dem Hofe meines Vaters. Wenn ich doch nur eine hohle Hand voll davon hätte! Was hilft mir nun der Mammon, den ich für dies Häuslein empfangen?“ Und im wilden Schmerz krallt sich die Hand des Unglücklichen um den Beutel fest, der die wenigen Goldstücke enthält, für die er das Besitzthum seiner Väter verschleuderte, um sich, selbst dem Rande des Grabes nahe, ein neues Glück jenseits des Oceans zu schaffen.

„Halt' den Mund, Alter!“ ruft ihm ein naher Gefährte zu. „Reize unsere Gaumen nicht durch Dein Phantasieren über die kühlen Brunnen im Sachsenlande. Hol' der Teufel das Sachsenland! Wir gehen nach Amerika! Freilich mit nicht viel mehr als mit gesunden Armen, aber mit einem Glücksspaten, der die Goldklumpen in der Erde schon finden wird. Und Wasser giebt es dort auch in Menge; Ströme und Quellen vollauf.“

„Wer nur die Mittel hätte, sich erst durchzuarbeiten, damit man die Frachtgelder nicht durch Tagelöhnern abzahlen müßte!“ schrie ein Anderer. „Aber so fängt der Frohndienst in der neuen Welt wieder an, wo er in der alten aufhörte. Es ist nichts als ein ewiges

Gefängniß, worin wir sitzen, ohne das Geringste verschuldet zu haben."

Ein Dritter hat sich zu diesen Beiden geschlichen und flüstert ihnen zu: „Was wollt Ihr? Die drüben in den Gefängnissen haben es nicht so schlimm, wie mancher unter uns. Sie haben luftige Stuben, weiche Betten, weißes Brod und Fleisch vollauf und fast gar keine Arbeit. Auch Prügel kennen sie nur von Hörensagen. Ich scheere mich den Teufel darum, wenn man mich dort einsperrt."

„Und wenn es gar nicht anders geht, muß man sehen, wie es zu machen ist, daß man dort eingesperrt wird. Wäre es auch nur, um's Leben zu fristen," sprach der Erste.

„Da könnte man irgend einen unnützen Brodfresser todtschlagen!" meinte der Zweite.

„Nein, das geht an's Leben!" fiel der Dritte ein. „Aber ein Griff mit der Hand in eine Tasche, wo sie nicht hineingehört, das ließe ich mir gefallen." Und wie von einem Gedanken inspirirt, rief er unwillkührlich aus: „Ich hab' es! Der Alte mit seinem Geldsack! Ihn holt überdies der Teufel bald, und wir haben zu leben für lange Zeit."

Aber der Alte hat diese für ihn entsetzliche Aeußerung gehört und schreit laut auf: „Hülfe! Hülfe! Diebe! Mörder! Hülfe!"

„Wo? Wo?" rufen Alle, verstört aus ihrem Hinbrüten und ihren Träumen aufschreckend. „Wo ist ein

Dieb? Wer wird gemordet? Helft! Helft!“ Das ganze Zwischendeck ist in Aufruhr; Einer überbietet den Andern in Lärmen, Schreien und Toben. Wer sich nicht selbst fürchtet, macht sich eine Freude daraus, die wachsende Furcht der Andern zu erhalten und zu verstärken. Keiner ist mehr auf seinem Lager; Alle stehen in größter Verwirrung umher, sich mühsam an die Bettpfeiler oder an die überhängenden Balken und Kniehölzer haltend.

Die drei Männer, von denen der ganze Lärmen ausgegangen ist, haben sich längst getrennt, nachdem sie sich noch hastig einige Worte zugeflüstert. Jetzt ertönte, als ihr verabredetes Zeichen, ein langanhaltender Pfiff; gleich darauf erlöschen die drei Laternen, wodurch das Zwischendeck mühsam erhellt wird, und ein Angstruf erschallt, ein banges Wehgeschrei, während die Verwirrung wächst und sich immer weiter verbreitet.

Diesen günstigen Augenblick benutzt ein junger, verwegener Bursche, der sich genau den Ort gemerkt, wo eine hübsche Landsmännin ihre Lagerstätte hat. Er kriecht über den Boden weg bis nahe an den Rand ihres Bettes und flüstert ihr zu: „Nanni, da bin ich! Giebst Du mir nun den versprochenen Kuß?“ Aber statt der ersehnten Hand eines liebesüchtigen Mädchens fühlt er die würgende Faust des wachsamen Vaters um seinen Hals, und ringt nun mit diesem in heftiger Erbitterung, nicht um den Liebespreis, sondern um sein Leben.

Und mitten in diesen Scenen des Aufruhrs und des wilden Tobens vernimmt man von Außen das Heulen des entfesselten Sturmes, das Krachen des Buges, woran

sich die Wellen brechen, das Schäumen der Wasser, die über das Verdeck hinrollen.

Unsern diesen Auftritten, die nie ein glückliches Auge, das auf diesen Zeilen weilt, schauen möge, liegt Jobst mit verbundenem Haupte, vom Wundfieber geschüttelt, auf einem Lager, welches seine Genossen verlassen haben, um an dem allgemeinen Tumult Theil zu nehmen. Er rast im Fieber und spricht unzusammenhängende Worte und Phrasen; dazwischen kommen Lichtmomente, während welcher er recht gut weiß, was geschehen ist, und was er zu thun hat.

„Laßt mich! Ich kann ihn allein umbringen! — Der Brunnen ist wohl verschüttet! — Lieb Gretchen fein, Du bleibst doch mein, und das kreideweiße Schulmeistergesicht soll Dich all mein Lebstage nicht küssen. — Hei, Vater Martens! Hast Du schon bei dem Kapitän das Aufgebot bestellt? Ich will getraut sein, noch ehe der Schiffskoch morgen zum Mittagessen läutet.“

Vater und Tochter sitzen vor dem Bette des Leidenden. Theils ist es ein Funken des Mitleids, der den Alten dazu bewegt, diesen Platz einzunehmen; theils aber und meistens ist es die Furcht, der Kranke möchte in seiner Fieberhitze etwas verrathen, was er nicht sollte, und so ein Geheimniß enthüllen, das er tief im Schooße der Erde verborgen wähnt.

Und immer wilder wird der Sturm, immer höher wachsen die Wellen, und durch sie hin raset das Schiff mit den unglücklichen Wanderern am Bord, in dessen Zwischendeck Alles in Aufruhr ist, während eine Mutter

in Geburtswehen liegt, und das Auge eines Sterbenden bricht.

„Schwöre mir!" ruft Jobst dem alten Martens zu und drückt krampfhaft seine Hand, „meinen Todfeind zu hassen und zu verfolgen bis an das Ende seiner Tage wenn ich vielleicht an meiner Wunde erliege, — sonst . . ." Ein nicht zu beschreibender Gluthstrahl dringt aus seinen Augen. Gretchen zuckt mit leisem Wimmern zusammen.

„Ich schwöre!" entgegnet der Alte, vom Schmerze des gewaltigen Druckes hingerissen.

In diesem Augenblick bricht die große Bramstenge und stürzt mit Donnergepolter auf das Verdeck herab.

Zwischendecks-Rapport.

Am nächstfolgenden Mittag, als die Schiffsoffiziere die Mittagshöhe genommen und den Stand der Uhren am Bord bestimmt hatten, wurden von dem Obersteuermann außer den gewöhnlichen Notizen noch folgende Bemerkungen in das Loggbuch eingetragen:

Der Zustand des Jobst, genannt Rothaar, der von dem Schulmeister Adolf N... gegen einen eisernen Ringbolzen geschleudert worden ist, hat sich bedeutend verschlechtert.

Item: Die verehrlichte Johanna Stechin ist um etwa zwei Uhr Morgens ohne einigen ärztlichen oder nachbar-

lichen Beistand von einem gesunden Knaben glücklich entbunden worden.

Item: Drei nicht besonders gut angeschriebene Gesellen, Jakob J...', August B... und Wilhelm F..., haben sich in der Nacht vereinigt und ein Komplott mitsammen angezettelt, wonach sie den alten Matthias B... seines Geldes berauben wollten. Der Matthias B... hat die Diebe behorcht und um Hülfe geschrieen. Dadurch ist das ganze Zwischendeck in Allarm gerathen, Jeder hat seinen ihm angewiesenen Raum verlassen und alle Ordnung hat aufgehört. Man hat gegen die Anstifter des Komplotts Schimpfworte ausgestoßen und sie mit Mißhandlungen bedroht. Plötzlich sind, wahrscheinlich auf Anstiften der erwähnten Drei, sämmtliche Laternen ausgelöscht und die Verwirrung ist gestiegen, bis endlich, aus Furcht, sich in der Dunkelheit lebensgefährlich zu verletzen, sich Jedermann ruhig verhalten hat. Einen Versuch zum Wiederanzünden der Lampen hat man nicht gemacht, da diese zertrümmert am Boden gefunden worden. Reservelampen sind nur zwei am Bord.

Item: Um ein Uhr stürzte eine der obern Bettstellen mit den darin befindlichen Personen zusammen. Es war ein Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern darin. Die Aeltern und das eine Kind sind mit leichten Kontusionen davon gekommen, aber das jüngste der Kinder, ein Mädchen von zwei Jahren, hat eine sehr gefährliche Verletzung davon getragen. Zum Glück hatten

die unter dieser Bettstelle liegenden Schläfer ihre Ruhestätte während des allgemeinen Tumultes verlassen und noch nicht wieder bezogen, sonst möchte das Unglück noch bedeutender geworden sein.

Item: Der alte Joachim Steer hat den Niclas Brand, der seine Tochter beschleichen wollte, mittelst eines Griffes nach der Kehle fast erwürgt. Der Niclas muß sich einer ärztlichen Behandlung unterwerfen.

Item: Die siebzigjährige Frau Anne Z... ist nach Mitternacht von ihren Nachbarinnen todt im Bette gefunden worden; sie ist den ungewohnten Strapatzen der Reise unterlegen.

Sonst ist Alles wohl und ruhig am Bord und die Ordnung nicht weiter gestört worden.

(gez.) Johann Peter Brunkhorst.
Obersteuermann des „Merkur".

Tagebuchsblatt.

Welchen Jammer habe ich bereits aufgezeichnet! Welcher wird noch folgen! Wer kann das Ende der Begebenheiten absehen, die so schauerlich hier inmitten des Oceans begonnen haben? Herr mein Gott, schütze mich Unschuldigen, der von diesem Aufruhr der Elemente und der Leidenschaften hin und her geworfen wird und

seines Elendes kein Ende sieht. Ich habe meine Hand an einen Mann gelegt und ihn zum Tode verwundet, sagen sie. Nein, ich habe nur der gerechtesten Nothwehr nachgegeben und die Arme beschützen wollen, die mir über Alles theuer ist. Nun werden sie mich vor Gericht ziehen, sie werden mich den Dieben und Mördern zugesellen, werden mich mit ihnen auf eine Armensünderbank setzen, und ihr Loos wird das meinige sein. Geschehe denn, was muß! Ich werde mit feurigen Zungen reden, und der Herr wird meinen Worten Kraft verleihen, damit sie tief eindringen in das Herz meiner Richter, und sie überzeugt werden von meiner Unschuld. Gelingt es mir aber nicht, und sie verurtheilen mich als einen vorsätzlichen Missethäter und Mörder, so giebt mir der himmlische Vater in Seiner Barmherzigkeit und Milde auch die Kraft und den Muth, meinem finstern Verhängniß mit Freudigkeit entgegen zu gehen.

Gretchen leidet unbeschreiblich. Wenn es mich nun auch tief betrübt, daß sie von so vielen Schmerzen heimgesucht wird, ist es mir doch auch wieder ein erquickender Trost, zu wissen, daß sie jenen Zeitpunkt, wo mich der Spruch des Gesetzes treffen könnte, nicht mehr erleben wird. Sie ist dann hinübergeschlummert zu den Wohnungen der Seligen, und wo auch immer ihre irdische Hülle ruht, sei es in der Tiefe des Meeres oder am öden Strande der neuen Welt, — ihr verklärter Geist wird mir entgegen schweben, und wir werden unsere innigste, seligste Vereinigung nach dem Tode feiern.

Seitdem Gretchen ernstlich erkrankt und so geringe Hoffnung zu ihrer Genesung vorhanden ist, zeigt sich ihr Vater wie umgewandelt. Er mag wohl empfinden, was er mit dieser Tochter verliert, und daß mit ihr sein guter Engel von ihm scheidet. Furcht und Angst halten ihn an dem Krankenlager des bösen Jobst fest. Dieser findet selbst in seinem Schmerze noch eine Freude daran, die Menschen zu quälen, und der Alte harrt bei ihm aus, damit er ihn nur nicht verrathe. Aber kaum ist Jener entschlummert, so eilt der geängstigte Vater zu seiner Tochter, liebkost sie mit den zärtlichsten Worten, spricht ihr Trost ein, bittet sie, das Beste von der Zukunft zu hoffen, da man ja gar nicht wissen könne, wie Alles komme, und daß er nur hart und rauh sei, weil er durchaus müsse. Damit meint er, daß vielleicht Jobst sterben könne, daß er dann seines Wortes, seines Eides entbunden sei und Gretchens Verheirathung mit mir nicht länger entgegen sein wolle. Damit hofft er sich zu beruhigen und sie zu erfreuen. Mich aber täuscht er nicht; denn würde auch Jobst von dem Herrn abgerufen, so wird doch Gretchen von ihrem Lager nicht wieder erstehen und der Wunsch ihres Herzens ihr erfüllt werden können. Und ich wäre dann — wenn auch absichtslos — ein Mörder.

Ach, wie schwer mag wohl der arme, alte Mann tragen! Wie mag sein Gewissen ihn plagen, und welche böse Nachte mögen die Höllenqualen desselben ihm bereiten. Wie entsetzlich wäre es, wenn die Tochter es ahnte, daß ihr Vater ein Mörder sei, und daß sie sich

dem Jobst zu eigen geben solle, damit nur der Mord verschwiegen bleibe. Und er bleibt doch nicht verschwiegen; denn ist auch Gretchen wirklich das Opfer geworden, so wird jener Entsetzliche noch so viele andere Wünsche haben, die ihm erfüllt werden sollen, bis der unglückliche Alte nicht mehr im Stande ist, diesen unsinnigen Forderungen zu genügen, und Jener dann doch endlich seiner Zunge freien Lauf läßt.

Ist es denn so ausgemacht, daß er ihm schaden kann? Gewiß. Die Brieftasche ist in seiner Hand. Darin werden die Dokumente verborgen sein, die über den Namen und den Stand jenes unglücklichen Reisenden sprechen, und wer weiß, was sie sonst noch offenbaren. Wer dieser Brieftasche sich bemächtigen könnte! Wenn sie in meine Hände fiele! Ich wollte den Inhalt nicht prüfen, wollte sie nicht einmal öffnen, sondern das ganze Geheimniß vom Feuer verzehren lassen oder es in die Tiefe des Oceans versenken. Ja, diese Brieftasche! Der Gedanke daran läßt mich nicht ruhig athmen. Sie muß mein werden, es geschehe, wie es wolle.

Wie und auf welche Weise sollte dies geschehen? Könnte es anders sein, als wenn ich darüber zum Diebe würde? Sie gehört dem Jobst. Auf welche Weise er auch dazu gekommen sein mag, welchen frevelnden Gebrauch er auch davon zu machen beabsichtigt, sie ist sein Eigenthum, und ich kann sie nicht erreichen, ohne eine frevelnde Hand darnach auszustrecken. Ein Dieb! Ich! Alter, ehrlicher Vater, Dein Sohn ein Dieb! Dein Auge würde erblinden vor Gram, Deine Lippen würden

mir fluchen. Und hätte ich zehn Mal bereut und bejammert, hätte ich mir tausend Mal gesagt, daß ich mit diesem Diebstahl etwas Edles gethan, ich würde dennoch nicht Frieden finden.

Aber, was ich litte, würde ich um Gretchens willen erdulden! Dieser Gedanke erregt hohe Freude in meinem Gemüth. Wie soll ich aus diesem Kampfe der aufgeregten Leidenschaften hervorgehen?

So eben vernehme ich von dem Gehülfen des Doktors, einem jungen Menschen, der mir wohl will, daß Jobst außer Gefahr ist und jedenfalls hergestellt wird. Ich werde also kein unfreiwilliger Mörder sein oder doch heißen. Dank Dir, ewiges Wesen, für diesen Balsamtropfen in der Noth. Dein ist die Milde und Barmherzigkeit immerdar.

Scenerie des Meeres.

Die vielen Reisenden, welche sich am Bord des „Merkur" befanden, ohne bei der speziellen Geschichte betheiligt zu sein, die auf diesen Blättern erzählt wird, folgten dem Laufe des Schiffes mit Ungeduld und sehnten das Ziel einer Reise herbei, die ihnen nichts als Unbequemlichkeiten und Langeweile verursachte. Aber nur den prosaischen Naturen erscheint das gewaltige Element öde und nichtssagend, sie erkennen nur auf dem Lande, wo sich bald eine Stadt, bald ein Dorf ihnen zeigt, wo

bald ihr Weg durch einen Wald, bald durch blühende Felder sie führt, einen Wechsel an, den sie mit ihren äußern Augen erschauen, ja, so zu sagen, mit den Händen greifen können.

Das Meer ist anders. Ueberall ist Luft und Wasser, ein bewölkter oder klarer Himmel und unter ihm die bewegliche Fläche, die auf- und niederwogt seit Jahrtausenden. Aber in diesem steten Einerlei ist auch ein steter Wechsel, dem geistigen Auge wohl erkennbar, das sich daran gewöhnte, die Wunder des Meeres zu belauschen und die geheimnißvollen Räthsel der Wellengräber zu lösen. Zu einem solchen Gemüthe, deren es nur wenige am Bord des „Merkur“ giebt, spricht das Meer; denn wer den Elementen steht, zu dem reden sie auch. Die Wellen der Nordsee schauen ihn an mit ihren weißgelockten Häuptern, und wenn sich diese mit lautem Gemurmel senken, klingt diese Sprache verständlich. Dahin ziehen dann die stolzen Wikingsschiffe, welche diese Wellen einst gewiegt, und auf ihnen die Helden, welche den Norden allmächtig beherrschten: Hier Palnatoke, der mit seinen Helden von Norderland nach Jomsburg steuert; dort Olav Trygvason, der das milde Licht des Christenthums in reiner Brust still bewahrt, um es in den Wäldern Norwegs zu verbreiten und mit vernichtendem Blitzstrahl in dem heiligen Haine von Drontheim die Bildsäulen Odin's und Freia's zu stürzen. Daher schwebt der mächtige Vogel Wallrabe, der mit seinen Flügeln die Sonne verdeckt, damit es Nacht werde auf dem Meer; es naht der Todtenvogel, der mit hei-

serem Gekrächze die Spitzen der Maste umkreist. Im letzten Scheine der Dämmerung erscheint der Klabautermann und schlüpft mit unheimlichen Bewegungen gespenstisch durch das Takelwerk; der Wasserriese Ligur hebt sich mit donnerähnlichem Geräusch, gleich einem kolossalen Felsen, aus der Fluth empor. Und in der Tiefe lebt es an allen Enden. Da beginnt die stachlichte Roche den heftigen Kampf mit dem scheerenbewaffneten Hummer; im tollen Reigen drehen sich die fleckigen Schollen mit den bleichen Schellfischen, ein geräuschloser Tanz, zu welchem die Austern auf ihren Muscheln eine unhörbare Musik erschallen lassen, bis die alte Meerfrau von Doggersbank mit der Schlangengeisel erscheint und sie auseinander treibt.

Aber längst liegen diese und ähnliche Scenen hinter Kiel und Mast in weiter Ferne. Der „Merkur" hat die Nordsee und den Kanal, so wie den Meerbusen von Biscaya durchschifft und steuert allmählig jenen Breitengraden zu, wo ein immer heiterer Himmel auf ein glückliches Menschengeschlecht herablächelt. Mildere Lüfte spielen mit den Segeln, und sanftere Erscheinungen tauchen aus den Wellen auf. Die Zauberin Fata Morgana schaukelt sich auf den schimmernden Fluthen und breitet ihren Zauberschleier darüber hin; die Meeresfee schwebt auf ihrem goldenen Muschelwagen heran und die stolzen Schwäne, die ihn ziehen, erfüllen die Luft mit verführerischem Gesange. Vor ihnen aus dem nassen Bette der Wogen springt der rasche Tummler empor und giebt der holdseligen Göttin einen Wink, daß er

nun bereit sei, eine Botschaft an den Meerkönig auszurichten, der seinen Thron an Spaniens Zauberküste, in einer Grotte von Perlen und Demanten aufgeschlagen hält und die Lieblichsten, die Reizendsten einladen läßt, seinen Hofhalt zu verschönen. Und es gelingt ihnen, bei ihrem Eintritt in die Zaubergrotte, die Perlen und Demanten zu überstrahlen und dem mächtigen Gebieter ein gnädiges Lächeln zu entlocken.

Nun signalisirt man den Pico von Teneriffa und der „Merkur" tritt in jene Region des Meeres, das sich wie ein breiter, nie zu lösender Gürtel um die Ufer des amerikanischen und indischen Festlandes schlingt. Hier zeigen sich die eigentlichen Wunder des Meeres, die das Gemüth mit unendlicher Wonne erfüllen. Vor ihm steigt die Inselwelt auf, deren Anfangs glückliche Bewohner, von dem bösen Dämon der Habsucht verführt, den heimischen Erdboden unterhöhlen, um immer neue Schätze aufzuwühlen, bis sie das bisher von ihnen bewohnte Paradies zum Wanken bringen und es in die Tiefe hinabstürzen. Von hier aus suchen sie nun unaufhörlich wieder mit goldgefüllten Händen zum Lichte emporzusteigen; aber sie fallen in den Abgrund zurück, wenn sie kaum die Oberfläche ihres Wellengrabes erreicht haben, und streuen das mühsam errungene Gold wider Willen nach allen Seiten aus. Das ist das Leuchten des Meeres. — Dort zieht auch der glänzende Man of war, an dessen Bord sich der Admiral Mirus befindet, der vergebens seine versunkene Inselwelt aufsucht und nun stets nach einem schützenden Hafen umherkreuzt,

dessen er auf ewig beraubt ist. Eine Versinnlichung des verlornen Paradieses! — Die fliegenden Fische, diese treuen Unterthanen eines guten Königs, tauchen aus der Tiefe empor, um den Verfolgungen des bösen Ministers und Zauberers zu entgehen, der sie in der Gestalt eines lichtblau und purpurschimmernden, goldgefloßten Delphins verfolgt und ohne Erbarmen tödtet. — Jetzt schwimmt auf der stolzbewegten, tiefblauen Fluth des allmächtigen Oceans ein goldgelbes Schlingkraut, und mit Erstaunen sieht der Schauende den Crooks, diese wurzellose Meerwaldung, in deren Schatten die Schildkröten gleich verzauberten Prinzessinnen schlafen, und sammt den schwimmenden Bäumen, die eine seltsam wehmüthige Melodie flüstern, sich von Welle zu Welle forttragen lassen.

Auch oben in den Lüften wird es lebendig. Der Flügelschlag, der heranschwirrt, ist nicht dem Seeadler eigen, der von den eisigen Felsspitzen Norwegs sich auf die erkorne Beute in die Tiefe stürzt; es ist der prächtig strahlende Flamingo, der seine Schwingen entfaltet, deren Schimmer das Auge blendet, das sich an dieser Farbenpracht erlaben will. Inmitten all' dieser lieblichen Bilder erscheint dann plötzlich der gefräßige Hai, dieser „Tiger des Oceans", und ragt wie ein mächtiges Gebirge aus der blauen Meerfluth empor, ein Schreckbild jedem glücklichen Auge, bis er, einen neuen Raub erspähend, sich wieder in die Tiefe hinabsenkt.

Umgeben von dieser reichen, phantastischen Poesie geht am Bord des „Merkur" der tägliche, prosaische

Verkehr seinen regelmäßigen Gang. Bald sonnt die ganze Bevölkerung der Kajüten und des Zwischendecks die mannigfache Garderobe, und das Verdeck ist dann nicht unähnlich einem Trödelmarkte, wie man ihn namentlich in Amsterdam und Hamburg in erschreckender Vollkommenheit sieht. Oder es ist ein allgemeiner Waschtag, und von der höchsten Spitze der Masten bis hinunter zum Bugspriet steigen auf- und abwärts lange Leinen, mit Wäsche behangen, an der hundert Augen haften und aus hundert Kehlen ein Angstschrei oder ein rohes Lachen erschallt, wenn ein schlecht befestigtes Stück von dieser Leine sich ablöst und nach einigen luftigen Kapriolen und Schwingungen in die See fällt. Dann schreit der unglückliche Verlierer, der gerade in diesem Augenblicke von seinen zwei Hemden das Beste einbüßte: „Einen Kahn, liebster, bester Herr Kapitän; einen Kahn für einen Ihrer Herren Matrosen, damit er mir mein schönes Hemde wiederhole. Es ist noch wie neu, fest und dauerhaft von meiner Mutter selig genäht, und mein bestes Hab' und Gut." Der Kapitän hört ihn gleichmüthig an, und wenn der arme Teufel sein Klagelied von Neuem beginnen will, ruft Jener dem nächsten Matrosen zu: „Schafft mir den verrückten Kerl vom Halse!" — Ein anderes Mal siehst Du das Verdeck mit den Vorräthen der Proviantkammer bedeckt, die in der Sonne stehen, um auszulüften; die Matrosen sind thätig zur Hand, um die Fässer, Kisten und Säcke gehörig zu ordnen und zu sortiren; die Passagiere aber, theils freiwillig, theils genöthigt, eine helfende Hand zu

bieten, schauen sich an und freuen sich, welche große Menge von Nahrungsstoff ihnen noch zu vertilgen übrig bleibt.

Und mitten unter diesem endlosen Wirrwarr eines endlosen Einerlei tauchen die bekannten Gestalten auf und schweben vorüber. Adolfs bitteres Leidensgesicht, und Gretchen, die Augenwimpern gesenkt, mit der bleichen Stirn, auf die der Todesengel schon seinen letzten Kuß gedrückt hat. Und ihr Vater, der alte Martens, dem Alles bereits gleichgültig geworden ist und in dessen Herzen kaum noch eine andere Empfindung zu wohnen scheint, als die Liebe für sein Kind. Und zwischen diesen Dreien der wiedergenesene rothhaarige Jobst, bleich und entstellt, mit tiefliegenden, unheimlich glühenden Augen und eine unendliche Rachsucht im Herzen.

Ein Gespräch.

Eine stille, mondhelle Nacht senkt sich auf die weite Fläche des Oceans herab und lächelt diesen mit tausend Sternenaugen freundlich an. Der Wind fächelt leise die Häupter der Wellen und ist nicht stark genug, die schweren Untersegel aufzublähen, die schlaff in ihren Geitauen hängen. Der Mann am Steuer nickt auf Sekunden ein und der Bootsmann auf der Ankerwinde merkt es nicht, da er, geschlossenen Auges, ein beschauliches, inneres Leben führt. Es ist eine jener glücklichen

Nächte, während welcher man es deutlich fühlt, daß Menschen und Schiffe in Gottes Hand stehen, denn in der des Steuermaaten stehen sie nicht. Ihr begreift's, daß der vielbefahrne Kiel sich endlich den Weg über den Ocean für eigne Rechnung gemerkt haben muß, denn kein Auge blickt ernstlich auf den Kompaß und andern Tages stimmen dennoch das Loggbuch und die Mittagsbreite auf eine bewundernswürdige Weise zusammen.

Der Obersteuermann betritt das Verdeck; er zeigt dem Kapitän an, daß er seiner Seits die Seewacht übernimmt und wünscht ihm eine gute Nacht. Aber der Kapitän, der einen bequemen Sitz zunächst der Kajütskappe inne hat, bietet seinem Offizier die Hand und ladet ihn ein, sich neben ihm niederzulassen.

„Ich kann nicht schlafen und will noch ein Stündchen bei Euch bleiben, mein Freund. Mir ist das Herz voll und schwer, weiß ich gleich nicht, warum. Eure muntere Unterhaltung soll mir willkommen sein. Kommt, erzählt mir Geschichten, je lustiger, je besser, ich bedarf in der That einiger Aufheiterung, denn der Gedanke an einen Traum, den ich in voriger Nacht hatte, verläßt mich keinen Augenblick und quält mich unaufhörlich."

Der Steuermann genügte der Aufforderung seines Chefs, soviel in seinen Kräften stand und erzählte Geschichten und Schwänke, soviel er wußte und konnte. Aber sie vermochten nicht, eine frohe, unbefangene Stimmung hervorzurufen. Der Kapitän hörte oberflächlich hin und versuchte manchmal ein erzwungenes Lächeln;

aber bald verlor sich diese geringe Theilnahme ganz und weitab schweifte sein Geist auf einer andern Fährte. Plötzlich schreckte er aus seinen Grübeleien auf und unterbrach die Erzählung seines Offiziers mit der seltsamen Querfrage: „Nicht wahr, Steuermann, wir haben vieles schwäbische Volk am Bord?"

Der angeredete Offizier stutzte und mochte sich Seltsamliches denken, doch entgegnete er mit dem üblichen Respekt: „Gewiß, Kapitän, sehr viele; wenn Sie genau davon unterrichtet sein wollen, will ich die Listen nachsehen."

„Nein, nein! Es ist schon genug mit der Ueberzeugung, daß von solchen Leuten Viele am Bord sind. Es ist mir sehr zuwider."

„Sie wußten es aber doch vorher, Kapitän, als die Unterhandlungen wegen der Ueberfahrt geleitet wurden?"

„Mit meinem Willen hätte kein Schwabe das Verdeck meines Schiffes betreten. Aber ist ein Kapitän ohne Vermögen in dieser der Schifffahrt so ungünstigen Zeit etwa sein eigener Herr? Zum Teufel mit den Schwaben! Ich hasse dieses Volk und ihr Land."

„Darf ich mir eine Frage erlauben? Woher bei einem nordischen Seemann der Haß gegen ein ganzes Volk des fernen Binnenlandes, das Sie gar nicht kennen, wo Sie nie gewesen sind, und mit dessen Bewohnern Sie auch nie in Verbindung standen, soviel mir bekannt ist."

„Das ist Alles wahr. Ich kenne das Schwabenland nicht; vieles hörte ich indessen von seiner Pracht

und Herrlichkeit, und doch ergreift mich ein Schauer, wenn ich es nennen höre, und der Himmel verhüte, daß ich jemals veranlaßt würde, dorthin zu gehen."

Aeußerungen dieser Art waren nicht geeignet, das Erstaunen des Offiziers zu verringern. Auch schien der Kapitän eine gleiche Meinung zu hegen, denn er legte die Hand auf die Schulter seines Gefährten und sprach: „Ich will's Euch sagen, woher diese finstere Stimmung kommt, die sich während dieser Reise von Tag zu Tag steigert. Ihr sollt's wissen, was mich quält, damit ich nicht in Euren Augen als ein Narr erscheine, der nicht weiß, was er will. Ihr erinnert Euch wohl noch von früheren Jahren her meines Bruders Emanuel, der ausschied vom herrlichen Seeleben und sich hinter Büchern und Schriften vergrub?"

„Ganz wohl, Kapitän," entgegnete der Steuermann. „Es war ein lieber, fröhlicher Junge, aber zum Seemann hatte er, mit Respekt zu vermelden, gerade soviel Geschick, als unser alter Bootsmann Tom zum Courmacher für vornehme Stadtdamen, namentlich, wenn er zwischen den Wendekreisen zweier Grogglässer umherwandert. Aber mit dem Gelehrten mag es schon besser gegangen sein, wenn ich gleich nichts davon vernommen, da die Bücherweisheit ziemlich weit von meinem Course abliegt."

„Es ging ihm herrlich," fuhr der Kapitän fort, „und wie er nur erst aus dem Untersten sich heraufgearbeitet hatte, war das Glück mit ihm. Er hatte sich einen Doktorhut geschafft und einen Professor dazu, anderer

Ehren und Würden nicht zu gedenken. Da fiel es ihm ein, eine große wissenschaftliche Reise zu unternehmen und zuerst das südliche Deutschland zu bereisen. Es geschah. Er reisete allein und zu Pferde. In Schwaben verliert sich seine Spur. Er hat ein Dorf, wo er zur Nacht blieb, früh Morgens verlassen, und ist in der Stadt, wo er die nächste Nacht ruhen wollte, nicht eingetroffen. Freunde, die ihn dort erwarteten, haben vergebens bis gegen Morgen geharrt. In der Meinung, seine Abreise sei durch irgend etwas verhindert worden, forschen sie nach, aber sie erlangen die gewisse Auskunft, Emanuel sei zur bestimmten Stunde fröhlich und wohlgemuth ausgeritten. Man fragt, man forscht nach, man untersucht; die Gerichte mengen sich in's Spiel, aber Alles umsonst, Emanuel bleibt verschwunden. — Das ist's nun, was mich quält und ängstigt. Ich habe seit jener Zeit das Schwabenland nicht nennen hören, ohne daß mich ein kalter Schauer erfaßte. Doch war mir diese Empfindung lange Zeit hindurch nicht so peinlich gewesen als jetzt, wo ich so viele von den Bewohnern dieses Landes um mich versammelt weiß, und namentlich seit dem Traum der jüngst vergangenen Nacht."

„Sie haben schon vorhin von diesem Traum gesprochen," bemerkte der Steuermann. „Hat er einigen Bezug auf Ihren Bruder und jenes Land?"

„Gewiß. Mir war's, als ob ich vor einem Häuschen stand, das bis zum Giebel mit Weinreben bedeckt war. Von der Stelle, wo ich mich befand, hatte ich

die freieste Aussicht auf ein herrliches, blühendes Land voll Ströme und gesegneter Felder, voll Gärten und Städte und Dörfer; im weiten Hintergrunde aber sah man himmelhohe Berge, und die schneebedeckten Gipfel wurden hell von der Sonne beschienen. Noch konnte ich all die Herrlichkeit nicht fassen, die sich mir darbot, da vernahm ich eine Stimme neben mir, die sagte: „Nicht wahr, das Schwabenland ist ein herrliches Land, und ich habe doch nicht so übel gethan, daß ich hierher gereist bin?“ Und als ich mich umschaue, zu entdecken, wer mit mir spricht, gewahre ich meinen Bruder mit fröhlichem Gesichte, zum Ausreiten fertig, der mir die Hand reicht und sagt: „Behüt' Dich Gott, Bruderherz; gern bliebe ich noch bei Dir, aber sie warten auf mich, und ich muß fort.“ Da bringt ihm ein Bursche das Pferd, er sitzt auf und sprengt davon. Lange verfolgte ich ihn mit den Augen, bis er endlich hinter einem Hügel verschwand. Das Alles habe ich so deutlich gesehen und mir so fest eingeprägt, daß ich es malen könnte, wenn ich die Kunst gelernt hätte.“

„Das ist aber doch gar nicht schauerlich, Kapitän, und müßte Ihnen vielmehr als eine freundliche Erinnerung an den Verstorbenen erscheinen.“

„Hört nur weiter. Wie es öfter zu geschehen pflegt, daß man sich während des Traumes gar wohl bewußt ist, man träume, sagte ich auch zu mir selbst: Das war ein lustig Stück, was Du träumtest; hast Du nun doch seit so langen Jahren Deinen Bruder endlich ein Mal wieder gesehen, und wenn es sein könnte, sähest

Du ihn wohl noch zum zweiten Male. Damit war ich aber auch ganz wieder in den Traum hinein, und sah einen dichten Wald so nahe vor mir, daß ich die Bäume mit den Händen greifen konnte. Zugleich schien es mir, als sähe ich meinen Bruder unter diesen Bäumen angstvoll hin und her irren und rufen: „Ich habe den Pfad verloren, wer hilft ihn mir wiederfinden?“ Das klang schauerlich in mein Ohr. „Ich, Bruder, ich!“ rief ich in das Gehölz hinein, und schritt weiter, immer hinter dem forteilenden Pferde bleibend, bis ich an einen ausgehauenen Platz kam, wo ich eine verfallene Hütte sah und vor derselben meinen Bruder, der mit lauter Stimme ein Nachtquartier begehrte. Vor ihm aber stand ein Kerl mit struppigem, rothem Haar, der grinzte ihn an und machte eine so höhnische Gebehrde, als wollte er sagen: „Komm Du mir in mein Haus; es wird Dir schon über dem Kopf zusammenstürzen.“ Ich wollte rufen und warnen, aber der Bruder ging festen Schrittes in das Haus, und nun hatte auch der Traum ein Ende.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem ein Lärmen vom Vorderdeck her ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einer der Passagiere war aus dem Raum heraufgestiegen, um sich in der freien Luft zu erfrischen, und gerieth mit einem der wachthabenden Matrosen in Streit, weil dieser ihm befohlen hatte, sich ruhig zu verhalten. Der Lärm wurde größer und die anwesenden Schiffsoffiziere konnten sich der Untersuchung nicht

länger entziehen. Rasch eilten Beide zum Schauplatze des Streites.

„Was giebt's hier?" rief der Kapitän, „und was wollen meine Leute mit jenem Mann?"

„Mit Verlaub, Kapitän!" nimmt einer der Matrosen das Wort. „Dieser Mann kommt auf das Verdeck, wo er sich ungebührlich beträgt, und thut, was nicht Sitte an Bord ist. Ich verweise es ihm und fordere ihn auf, die Ordnung zu beobachten; aber er fährt auf mich los, erhebt die geballte Faust und schreit, ich solle den Augenblick das Maul halten, oder ich würde seine Hand an meiner Kehle fühlen. Ich bin Wachtmann, Kapitän, und kein Teufel soll seine Hand gegen mich erheben."

Dem Kapitän lief die Galle über; er trat in den Kreis und ließ seine Hand auf die Schulter des Mannes fallen, der seinen Matrosen bedroht hatte: „Wer bist Du, Kerl, und wie darfst Du Dich unterstehen, Lärm und Ungebühr zur Nachtzeit zu treiben gegen alle Schiffs-Disziplin?"

Da erhob der Passagier das bis dahin auf die Brust gesenkte Haupt und zog die Mütze ab. Der Kapitän blickte in das bleiche Antlitz des rothhaarigen Jobst. Aber als ob alle Gräuel der Hölle sich ihm bei diesem Anblick offenbarten, wich er entsetzt zurück, und beide Hände von sich streckend, rief er seinem Steuermann zu: „Der war es!"

„Mann! Wohin irren Sie?" entgegnete überrascht der Steuermann, den Wankenden unterstützend, der noch immer keinen Laut hervorbringen konnte.

Die Matrosen waren aus einander getreten, voll Erstaunen über das seltsame Benehmen ihres Kapitäns, das sich Keiner von ihnen zu erklären wußte; sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten mit einander; aber auf einen stummen Wink des Steuermanns zerstreuten sie sich und stellten über dies Ereigniß ihre eigenen Betrachtungen an. Jobst war unterdessen allein geblieben, und fühlend, daß er hier nicht besonders wohl aufgehoben sei, schickte er sich an, wieder unter Deck zu gehen. Doch that er es nicht, ohne vorher noch einen scheuen Blick auf den Kapitän zu werfen, der eben jetzt, von seinem treuen Offizier geleitet, nach dem Quarterdeck zurückkehrte. Ein Fieberfrost schüttelte den bleichen Jobst, und als er die Leiter betrat, die in den Raum hinabführte, murmelte er zwischen den Zähnen: „Wie ähnlich er ihm ist!"

Die Offiziere hatten unterdessen das Quarterdeck erreicht.

Der Kapitän athmete auf: „Nun ist's gut! Wie ein Centnergewicht lag es auf meiner Brust, so lange ich in Ungewißheit lebte, viele Jahre hindurch. Jetzt weiß ich es, Wer meinen Bruder erschlagen hat."

„Unmöglich!" rief der Steuermann.

„Es ist so! Dies bleiche Gesicht, dieses rothe Haar sah ich im Traum vor der Hütte, worin mein Bruder einkehrte und die er nicht wieder verlassen hat."

„Mein theurer Herr!" rief der Steuermann mit einiger Verwirrung, „lassen Sie sich nicht von einem Traumbild zu irgend einer That fortreißen, die Ihnen

bei Ihrem Schiffsvolk schaden kann. Besinnen Sie sich, Kapitän! Jener Mensch, der Ihnen solche Furcht einflößte, hat sich Ihnen hier am Bord bereits vielfach bemerklich gemacht. Bei jenen Gelegenheiten hat sich Ihnen sein Bild eingeprägt und ist nun im Traum vor Ihre Seele getreten. Es ist am Ende nichts natürlicher, als das."

„Ich will glauben, es sei so!" entgegnete der Kapitän tonlos und stieg in die Kajüte hinab.

Ein Sterbebett.

Die Sonne ist dem Untergange nahe. Der Ocean glüht auf in strahlendem Licht und die fernen Wellen rauschen mit einer seltsam klingenden Musik heran. Da tritt ein Mann auf das Mitteldeck und breitet eine Matratze aus; Andere folgen und bringen die zusammengesunkene Gestalt eines bleichen Mädchens, für die das bereitete Lager bestimmt ist.

Es ist Gretchen.

Die frische Luft, welche sich in den Segeln fängt und aus diesen auf die Leidende herabfällt, weckt sie aus ihrem grabähnlichen Schlummer; sie schlägt das Auge auf, schaut mit einem stillen Lächeln zur blauen Himmelsdecke empor und schließt es wieder vor Ermattung.

Der Vater ist mit allen Zeichen tödtlicher Angst neben dem Bette des Mägdleins in die Kniee gesunken

und schreit im maßlosen Jammer: „Verlaß mich nicht, mein liebes Kind! Verlaß mich nicht!“

Das bleiche Mädchen lispelt kaum hörbar: „Dort wird mir wohl werden; dort werde ich nicht gezwungen, dem abscheulichen Jobst anzugehören, und kann ungestraft an meinen theuern Adolf denken.“

„Ich bin strafbar, mein Kind!“ jammerte der Alte; „strafbarer, als Du vielleicht denkst. Aber das Härteste habe ich zu erdulden verdient, weil ich Dich so grausam behandelte; ich verwundete Dein Herz und Du mußt an dieser Wunde verbluten. Ich bin Dein Vater und Dein Mörder zugleich.“

„Nein, nein!“ sprach Gretchen mit Anstrengung. „Gott wollte es so!“

Sie lächelte sanft und lag regungslos. Der Vater raufte sich das Haar und schrie: „Wenn Du meine Reue sehen könntest, Du, mein Einziges! Ich verabscheue mich, daß ich so grausam war, Dich zu einer Ehe zwingen zu wollen, die Dir zuwider war. Aber wenn Du mir nur versprechen willst, nicht zu sterben, so soll der rothe Jobst Dich nicht bekommen, und Du sollst Deinen Adolf haben, sobald ein Priester da ist, der Euch zusammengeben kann.“

„Ist das gewiß?“ fragte Jobst, plötzlich hervortretend und den Vater mit wildfunkelnden Augen ansehend. Aber dieser hielt den vernichtenden Blick aus und sagte: „Ja es ist gewiß! Du sollst sie nicht haben, nun und nimmerher! Magst Du auch die Zähne

fletschen und die Fäuste zusammenballen, so viel es Dir gefällt. Hast Du das verstanden?"

„Hm!" brummte Jobst; „auch dann ...?" Er machte die Pantomime des Hängens.

„Thu's!" rief Jener. „Thu', was Du willst und magst. Was frage ich darnach, wie mir geschieht, wenn mein Kind gestorben ist."

„Es ist gut!" sprach Jobst mit eisiger Kälte und entfernte sich.

„Vater!" flehte Gretchen, „ich habe noch eine Bitte. Laß mich Abschied nehmen von Adolf."

Der Alte antwortete nichts, aber er eilte sogleich, um denselben aufzufinden. Er durfte nicht lange suchen, denn dieser stand unfern von ihnen und sah mit überströmenden Augen auf das hinsterbende Gretchen. Jetzt saß er neben ihr, nahm ihre Hand und benetzte sie mit seinen Thränen.

Plötzlich fühlte das Mädchen eine augenblickliche Stärke in ihrem ermatteten Körper. Sie richtete sich auf und sagte mit leidenschaftlicher Erregung: „Adolf! Eines versprich mir!"

„Alles verspreche ich, was Du von mir forderst!" war seine Antwort.

„Wenn ich von meinem Vater scheide, ist er ganz allein. Ich bitte Dich, bleibe ihm zur Seite."

„Ich werde ihm Sohn sein."

„Ihm droht Unheil, Adolf!" fuhr sie fort. „Es ist eine lange und verworrene Geschichte; ich kann sie Dir nicht erzählen."

„Schone Dich, Geliebte! Ich weiß bereits Alles!“

„Du? Unmöglich!“

„Es ist, wie ich sagte. Ein Zufall hat mich in den Besitz jenes Geheimnisses gesetzt, ohne daß irgend Jemand davon eine Ahnung hat. Sei versichert, daß ich genau thun werde, was Du von mir forderst.“

„Ich danke Dir! Nun bin ich zufrieden.“ Sie lächelte den Freund still an und senkte die Augenwimper. Die kurze, leidenschaftliche Erregung hatte sie sichtbar ermattet; sie schlief, um Kraft zu gewinnen zum letzten Kampf.

Adolf saß still an ihrer Seite und betete leise. Der Vater war, unfern von ihm, in ein bewußtloses Hinbrüten versunken und nahm an nichts mehr Theil. Jobst kam wieder herbei und setzte sich Adolf gegenüber, der bei diesem Anblick sich eines leichten Schauers nicht erwehren konnte. „Was wollt Ihr, Unseliger?“ fragte er mit bebenden Lippen.

„Seht doch, wie stolz die neuen Rechte Ihn machen, die der Vater Ihm eingeräumt hat. Meint Er, mein schmucker Bursche, daß mit dieser Erlaubniß Alles abgethan sei? Wenn dies Kind da stirbt, das mein war und mein bleiben muß, in des Teufels Namen, so ist Er Schuld daran; denn um Seinetwillen hat sich das Ding etwas in den Kopf gesetzt und geht aus der Welt. Ist sie fort, so muß ich hinterdrein und der Alte muß auch mit. An Ihn kommt dann ebenfalls die Reihe. Oder denkt Er vielleicht mit gespreizten Beinen, wie ein

Truthahn, davon zu gehen? Er muß mit und sollte ich Ihn erwürgen."

„Wir stehen Alle in Gottes Hand!" entgegnete Adolf.

„Das ist gut, sehr gut!" gab Jobst zur Antwort. „Tröste Er sich mit dem Himmel und gebe Er dem getrost alle Schuld. Aber den Boden der neuen Welt soll Er nicht betreten, wenn wir dieses Kind da in die See werfen müssen, den Haifischen zur Speise."

Er entfernte sich und Adolf blickte kummervoll auf die Geliebte, die Drohungen des wilden Jobst kaum beachtend.

Gretchen öffnete das mattblickende Auge noch einmal: „Du bist bei mir, Geliebter?"

„Dein im Leben und im Tode!" sprach er.

„Noch einmal, mein Freund! Gedenke meines Vaters!" sprach sie, immer matter werdend.

„Ich gedenke seiner!"

Ihr Flüstern war kaum noch hörbar: „Eine Brieftasche ist vorhanden ..."

„Alles weiß ich, mein theures Wesen, Alles!" sprach Adolf sanft. „Beunruhige Dich nicht weiter. Du hast Deinen Vater an mich gewiesen, Dein Vermächtniß ist mir heilig."

„Es ist gut!" lispelte sie. „Laß mich jetzt allein. Meine letzten Augenblicke gehören dem allmächtigen Schöpfer, der mich zu sich ruft. Geh, mein süßer Freund."

Adolf gehorchte, nachdem er ihr zuvor die Hände gefaltet hatte. Er schwankte von dem Lager des armen

Gretchens todtenbleich und trocknen Auges nach dem Vorderdeck. Die Umstehenden machten ihm schweigend Platz.

Wenige Minuten vergingen, da sah man, wie der Alte aufstand und sich der Tochter näherte. Mit einem lauten Ausruf des Jammers warf er sich über sie hin und schrie unaufhörlich: „Sie ist todt! Sie ist todt!" Man mußte ihn mit Gewalt von der Leiche trennen.

Mit ängstlicher Genauigkeit verzeichnete der Steuermann in dem Journal, daß Gretchen Martens, die Tochter des Auswanderers Martens, an diesem Tage, drei Minuten vor sieben Uhr, gestorben sei, und zwar an einer von dem Arzte nicht genau erkannten Krankheit.

Der Schiffsarzt begriff nicht, daß man am gebrochenen Herzen sterben könne.

Tagebuchsblatt.

Sie ist nicht mehr!

Armes, armes Gretchen! Dein Herz hat ausgeschlagen, Deine milden Augen sind geschlossen. Ich will nicht klagen; Dir ist wohl, und uns Andern wird auch wohl werden.

Heute haben wir sie begraben.

Nein, nicht begraben. Wie kann man begraben nennen, was in die See geworfen wird? Es hat mich durchschauert und für mein ganzes Leben unglücklich gemacht; unglücklich, so lange es mir noch vergönnt ist, zu athmen.

Möge die Stunde, wo ich abberufen werde, um mich mit ihr auf ewig zu vereinigen, nicht zu lange ausbleiben. Ich habe hier auf Erden nur noch eine That zu thun, und diese soll bald vollbracht sein. Gretchen hat sie mir in der letzten Stunde ihres Lebens aufgetragen, und das Vermächtniß dieses Engels ist mir heilig.

Ich werde erfahren, wo jene verhängnißvolle Brieftasche liegt; ich werde mich derselben bemächtigen und sie vernichten. Ist das geschehen, so bin ich über das Schicksal des Alten beruhigt, denn ihm kann alsdann nichts bewiesen werden, und die Unthat bleibt unentdeckt, bis ihn einst der ewige Richter deshalb vor seinen gewaltigen Stuhl zieht.

Seit Gretchen gestorben ist, bekümmert sich Jobst gar nicht mehr um den Vater und um mich. Er läßt uns ruhig unserer Wege gehen und weicht uns wohl gar aus. Selbst zu dem Begräbniß hat er sich nicht herbeigedrängt und stand ganz von ferne. Trost war es mir, den bleichen Gottfried in meiner Nähe zu sehen und eine Thräne in seinem Auge zu erblicken. Um dieser Thräne willen hätte ich ihm die Hand küssen mögen.

Morgen Nacht lege ich Hand an's Werk!

Ein Diebstahl.

Nacht im Zwischendeck.

Dasselbe Gestöhn, dasselbe dumpfe Hinbrüten, dasselbe rohe Fluchen und Schelten wie immer. Schlaf-

losigkeit, erzeugt durch Krankheit oder durch Sorge für die Zukunft, regt die Meisten auf, die in diesem dumpfen Raume nebeneinander athmen.

Da schleicht mit leisen, kaum hörbaren Schritten eine schlanke Männergestalt das Zwischendeck entlang. Vorsichtig, jede Bewegung vorher berechnend, schreitet er vorwärts, die Lagerstätten prüfend und sich alsbald wieder abwendend, als hätte er nicht gefunden, was er gesucht. Die wachen Unzufriedenen, die ihn kommen und sein seltsames Benehmen sehen, legen sich brummend auf die andere Seite oder fahren ihn mit harten Worten an, was er hier zu suchen habe? Dann aber taucht er geschwind nieder, und ohne ein Wort zu entgegnen, entweicht er aus dem Bereiche des Zürnenden.

Endlich hat er anscheinend sein Ziel erreicht. Aber ehe er demselben sich näherte, war er schon bemerkt worden. Es ist die Lagerstätte des rothen Jobst, und dieser schaut offnen Auges umher, jede Bewegung des Nahenden beobachtend, und ein teuflisches Grinsen seines Angesichtes deutet an, daß er errathe, welche Absichten den Schleichenden zu ihm führen.

Der Schleichende ist Adolf. Wer hätte es nicht geahnet? Er geht auf bösen Wegen; er beabsichtigt einen Diebstahl. Sein Gewissen hat laut und eifrig zu ihm gesprochen; aber er hat es beschwichtigt. Den Vater seiner dahin geschiedenen Geliebten will er vor der öffentlichen Schande retten, er soll nicht den Verbrechertod sterben. Um dies zu können, muß er einen Eingriff in fremdes Eigenthum wagen und Papiere rau-

ben, die vernichtet werden müssen. Wenn diese den Flammen übergeben oder in die Tiefe des Meeres versenkt sind, ist Hoffnung vorhanden, daß fernerhin verborgen bleibe, was unter dem schützenden Mantel der Nacht Grauenvolles verübt worden ist.

Mit hochklopfendem Herzen, seinen Athem zurückhaltend, nähert er sich dem Lager des rothen Jobst. Dieser hat seinen Entschluß gefaßt. Er läßt von seinen Beobachtungen ab und nimmt die Miene eines harmlosen Schläfers an. Zitternd tritt Adolf noch einen Schritt näher und beugt sich über den Schlafenden herab. Dieser liegt ruhig, sein Athem ist leicht und sanft; nicht das Geringste verräth, daß er um das Nahen seines Feindes wisse.

„Er schläft!" flüsterte Adolf in sich hinein. Aber noch zu furchtsam, um den beherzten Griff zu wagen, richtet er sich wieder auf und blickt den Schlummernden unverwandt an. Dieser liegt still und ruhig, wie ein vom Leben bereits Abgeschiedener. Die Laterne, welche in der Nähe dieses Platzes hängt, ist dem Verlöschen nahe, und die ohnehin trübe Dämmerung nimmt noch zu. Die in der Nähe Hausenden sind glückliche Schläfer; Keiner hat eine Ahnung von dem, was in seiner Nähe vorgeht; die Gelegenheit kann nicht günstiger sein.

„Er schläft fest, ganz fest!" wiederholt sich Adolf. „Jetzt oder nie!" Und mit diesen Worten bückt er sich zu der Kiste nieder, die vor dem Schlafplatze steht, und in deren Schloß der Schlüssel steckt. Langsam hebt er den Deckel auf; er tastet nach verschiedenen Seiten hin,

aber noch immer findet er das nicht, was er zu finden wünscht. Seine ganze Seele ist so sehr davon erfüllt, daß er weder Auge noch Ohr für Dasjenige hat, was sich in seiner unmittelbaren Nähe begiebt, denn sonst würde er gesehen haben, wie sich das schrecklich grinsende Antlitz des rothen Jobst langsam erhebt; der ganze Oberkörper richtet sich auf, er streckt seine Arme aus und schwebt nun halb in der Luft, wie ein gieriger Habicht, der sich auf die Taube herabstürzen will.

Adolfs Aengstlichkeit nimmt zu. Er hat nun schon die ganze Kiste durchwühlt, ohne das Gesuchte gefunden zu haben. Weh! Sollte es nicht mehr da sein? Dieser Gedanke preßt ihm kalten Angstschweiß aus und jagt einen Fieberfrost durch seinen Körper. Da entdeckt er ein geheimes Fach am Boden der Kiste; er schiebt den Deckel zurück, und — ein halb unterdrückter Schrei des Entsetzens und der Freude zugleich! — eine rothe Brieftasche schimmert ihm entgegen. Er greift danach, er umkrallt sie mit seiner Hand und drückt sie so fest, als fürchte er, sie könne ihm in diesem Augenblicke noch entrissen werden. Langsam erhebt er sich und will jetzt entweichen, um das schwer erworbene Gut in Sicherheit zu bringen; da wechselt plötzlich die Scene auf eine furchtbare Weise.

Der rothe Jobst springt von seinem Lager auf und wirft sich über den zum Tod erschreckten Adolf. Mit der Linken packt er ihn im Genick, und mit der Rechten umkrallt er die Hand, worin Adolf die Brieftasche hält. „Diebe!" schreit er. „Diebe! Wacht auf, Ihr

Alle, und seht nach, ob Ihr nicht an Eurem Hab und Gut beschädigt wurdet. He, hollah, hollah! Diebe sind im Schiff!"

Wie ein Posaunenruf am Weltgerichtstage fährt diese Mahnung durch das ganze Zwischendeck. Verstört fliegt Jedermann von seinem Lager auf, und verworrenes Rufen schallt durcheinander hin. „Wo ist der Dieb?" schreien sie. „Wer ist bestohlen? Wem haben sie's genommen?" Und die Kecksten brüllen über Alle hin: „Schlagt ihn todt! Hängt ihn auf!"

Um Jobst und Adolf hat sich ein dichter Menschenknäuel gesammelt. Es ist unmöglich, diesen Phalanx zu durchbrechen, und hätte Jobst sein Opfer wirklich aus der schrecklichen Lage befreien wollen, worein er ihn durch den Druck seiner Arme versetzt hatte, er vermochte es jetzt nicht. Der Unglückliche wimmerte vor Schmerz, und Jener schrie: „Da seht Ihr es Alle! Mein Kasten ist aufgebrochen, und was sich darin befindet, ist das Oberste zu unterst gekehrt. Alles was ihm behagt, wird er längst eingesteckt haben, und meine Brieftasche hat er noch in der Hand. Nur eine einzige Minute hätte ich länger schlafen müssen, dann wäre er mit derselben auf und davon gewesen, und ich wurde ein bettelarmer Mann."

„Bringt den Hund um!" schrie das erregte Volk von allen Seiten, und das Zwischendeck erdröhnte von rohen Verwünschungen.

„Nein, nicht so!" sagte der rothe Jobst gelassen. „Nicht so. Ich danke Euch Allen für die innige Theil-

nahme, die Ihr für mich aussprecht, aber das geht nicht. Wenn ich mein eigner Richter sein wollte, was würde dann mein Loos sein? Hätte ich diesen jämmerlichen Kerl getödtet, so käme ja sein Blut über mich, und ich müßte wieder sterben von Henkers Hand. Lassen wir also das Gesetz sprechen."

„Der Jobst hat Recht! Der Jobst hat Recht!" riefen Einige, und der ganze Chor schrie: „Schleppt ihn zum Kapitän! Schleppt ihn zum Kapitän!"

Der Lärm steigerte sich, und der Ruf der Vernichtung erschallte aus jedem Munde. Adolf vernahm ihn nicht mehr; er war ohnmächtig hingesunken.

Da fliegen plötzlich die Luken auf. Der wachthabende Offizier erscheint mit einigen seiner Matrosen auf der Leiter. Mit einer Donnerstimme gebietet er Ruhe und fordert die Zunächststehenden auf, ihm die Ursache dieser maßlosen Aufregung sogleich mitzutheilen.

Kaum hat der Steuermann die Geduld, die Nachrichten, die ihm geworden, ganz zu vernehmen. Mit einem Wink fordert er seine Leute auf, ihm zu folgen. Sie zertheilen das Chaos, das sie umdrängt, mit starken Armen. Vor ihren Flüchen und Stößen weicht Alles erschrocken zurück, und bald steht er dem Schauplatz des Verbrechens gegenüber. Aber der Lärm und die Aufregung sind so groß, daß er nicht im Stande ist, ein Wort zu vernehmen.

Da übermannt ihn der Zorn, und im wildesten Tone der erregten Leidenschaft ruft er: „Ruhe überall! Todtenstille! Wird binnen einer Sekunde nur noch ein

lauter Athemzug gehört, so kommt in den nächsten vier und zwanzig Stunden kein Tropfen frisches Wasser in das Zwischendeck!"

Vor dieser schrecklichen Drohung verstummt Alles; Grabesstille herrscht überall. Ungestört läßt sich der Offizier Bericht abstatten, befiehlt dann den Leuten, sich des ohnmächtig gewordenen Diebes zu bemächtigen, nimmt die Brieftasche als Beweis des begangenen Verbrechens mit sich und kehrt auf das Verdeck zurück.

Vier und zwanzig Stunden lang kein Tropfen frisches Wasser! Diese Drohung hallt noch in Aller Ohren wieder, und die Stille wird auch dann nicht unterbrochen, als der Offizier schon längst das Zwischendeck verlassen hat.

Entwirrung.

Der erste matte Strahl des neu aufdämmernden Morgens fällt durch die Kajütsfenster. Der Kapitän geht unruhig auf und ab, denn der Traum, welchen er neulich seinem Steuermann erzählte, hat sich in dieser Nacht genau, mit allen Nebenumständen ihm wieder gezeigt und sein Blut in die furchtbarste Wallung versetzt. Dazu schallt vom Zwischendeck her der furchtbare Lärm, und noch ist der Bote nicht zurück, der abgesandt wurde, um die Ursache dieser Aufregung zu ermitteln.

Jetzt tritt der Steuermann ein und erstattet Bericht.

„Also Diebstahl?" entgegnete der Kapitän. „Und durch denselben Menschen verübt, den ich vertrauensvoll

zum Aufseher der Uebrigen ernannte? Es muß eine tief verderbte Natur in diesem Menschen wohnen. Was habt Ihr da in der Hand, Steuermann?"

„Eine Brieftasche, Kapitän. Der Dieb wurde in demselben Augenblick ergriffen, als er sich ihrer bemächtigt hatte und sie einstecken wollte."

„Gebt her! Vielleicht kann sie uns bei der Untersuchung nützlich sein. Wir wollen sie Angesichts Aller auf dem Verdeck, unter Gottes freiem Himmel vornehmen. Der als schuldig Erkannte wird in Ketten gelegt und der nächsten Behörde, wo wir landen, überliefert. Geht, lieber Freund, und bringt das in Ordnung."

Der Steuermann geht, und der Kapitän sieht die ihm eingehändigte Brieftasche genauer an. Entsetzen ergreift ihn; sein Haar sträubt sich, sein Blut stockt, Fieberfrost schüttelt ihn. Ein Ruf des Schreckens entringt sich seiner Brust. Noch ist der Steuermann nicht weit genug entfernt, um diesen Ruf zu überhören; er eilt schleunigst zurück und kommt zeitig genug, um seinen Chef, der ohnmächtig zusammensinkt, mit seinen Armen aufzufangen.

Der Arzt wird herbeigerufen, und seinen angestrengten Bemühungen gelingt es, die Ohnmacht zu verscheuchen. Das Bewußtsein des Kapitäns kehrt zurück, und kaum hat er seine Umgebung erkannt, kaum hat der Arzt erklärt, daß die Gefahr vorüber sei, als der Kapitän mit allen Zeichen der Ungeduld nach der Brieftasche fragt und die sofortige Aushändigung derselben verlangt.

Sie wird ihm gereicht. Er betrachtet sie lange mit

der größten Aufmerksamkeit. Dann spricht er: „Wer hat diese Brieftasche gestohlen?"

„Wie ich schon sagte, Kapitän; der junge Schulmeister Adolf," antwortete der vortretende Steuermann.

„Das ist recht, ganz recht. Aber mir ist es ungleich wichtiger, zu erfahren, wem er diese Brieftasche gestohlen hat. Hört Ihr? Wem? Ihr wißt es doch?"

Der Offizier entgegnete rasch, jedoch nicht ohne einige Verwunderung: „Einem verschmitzten Burschen mit struppigem, rothem Haar, genannt Jobst."

„Jobst?"

„Es ist derselbe, Kapitän, dessen Physiognomie Sie in jener Nacht erschreckte, als Sie mir den Traum erzählten, der auf Ihren verstorbenen Bruder Bezug hatte."

„Ha! Das war eine prophetische Offenbarung!" rief der Kapitän aus. „Bemächtigt Euch dieses Jobst und legt ihn vierfach in Ketten und Banden. Denn daß Ihr es wißt, jener Mensch ist wahrhaftig der Mörder meines Bruders."

„Kapitän! Um Gotteswillen! Sammeln Sie sich!"

Ein bitteres Lächeln flog über das Gesicht des Kapitäns: „Glaubt Ihr vielleicht, daß ich meiner Sinne nicht mächtig bin? Dies hier ist die Brieftasche meines Bruders. Seht hier auf dem Deckel seinen Namenszug; hier in den Taschen seinen Paß und mehrere Familienpapiere; auf diesen Blättern seine Handschrift. Wie käme der Kerl zu der Brieftasche, wenn er nicht meinen unglücklichen Emanuel beraubte und mordete. Geht, geht und richtet ohne Verzug aus, was ich befohlen habe."

Ueberzeugt von diesen schlagenden Gründen eilte der Steuermann entsetzt aus der Kajüte und betrat bald darauf, einigen Leuten winkend, das Mitteldeck, wo sich der rothe Jobst mit dem alten Martens zankte.

„Packt diesen Burschen!" rief der Steuermann, auf Jobst deutend. „Packt ihn an, Ihr Leute, und schnürt ihm Arme und Beine so fest zusammen, daß er sich nicht zu rühren vermag."

Wie junge Tiger warfen sich die Matrosen über den rothen Jobst her, zerrten ihn zu Boden und schnürten ihm die Arme zusammen, daß er laut aufschrie. Ueberrascht, betäubt von dem Unerwarteten, ließ er Alles ruhig mit sich geschehen, und nur das unheimliche Feuer, das aus seinen Augen leuchtete, deutete an, welche Hölle in ihm aufglühe.

Jetzt richteten sie ihn auf und waren im Begriff, ihn in den untersten Theil des Raumes zu werfen, wohin auch bereits Adolf gebracht worden war. Er sah den Steuermann mit festen Blicken an und rief: „Ich will etwas bekennen."

Sogleich wurde Stillstand befohlen, und Jobst sagte, ohne eine Aufforderung abzuwarten: „Sagt mir vor allen Dingen, ob ich darum mit Stricken geknebelt werde, weil man die Brieftasche bei mir fand?"

„Das ist die Wahrheit."

„Nun denn, so ist's richtig, daß diese Brieftasche einem Manne gehörte, der in ein Haus trat, wo er ruhig zu übernachten gedachte. Dieser Mann . . ."

„War der Bruder unseres Kapitäns."

„Ha, ha, ha!" lachte Jobst mit wahrhaft teuflischer Freude. „Das ist lustig; da kann der Tanz zum Galgen gleich losgehen. Mit Gunst, Herr, ich war Knecht in jenem Hause und habe mir nur vorzuwerfen, daß ich das Verbrechen wußte und es verschwieg. Wenn ich nun als bloßer Hehler schon so grimmig geschnürt werden soll, was denkt Ihr denn mit Demjenigen anzugeben, der den Mord wirklich vollbrachte und sich der Baarschaften des von ihm Erschlagenen bemächtigt hat? Ich sage das nicht so in den Tag hinein, denn daß Ihr es wißt, dieser Mörder ist hier am Bord und steht nahe bei mir!" Mit diesen Worten wandte sich der rothe Jobst zu dem alten Martens und sah ihn mit vernichtendem Blicke an.

„Ach, Erbarmen! Erbarmen!" rief der Alte zähneklappernd und hob die Hände hoch empor. Der Steuermann aber, von dieser neuen Entdeckung mächtig erschreckt, sprach vor sich hin: „Ist denn eine ganze Raub- und Mordbande am Bord dieses Schiffes vorhanden?"

Jobst herrschte den Alten an: „Sperre Dich nicht, grauer Sünder! Du wirst gehangen, und ich lache Dich aus!"

„Nein! Nein!" rief dieser und ein seltsamer Gedanke blitzte durch sein Gehirn. „Ich will zu meiner Tochter! Die soll mich schützen und schirmen! Gretchen! Gretchen! Dein Vater kommt!"

Mit einer Behendigkeit, die an das Wunderbare gränzte, war er auf den Seitenbord gesprungen, und ehe noch einer der Schiffsleute ihn daran verhindern konnte, stürzte er sich kopfüber in die See.

Ein lauter Angstruf erscholl über das Verdeck. Jobst war bei diesem unerwarteten Ereigniß verstummt und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, von den Matrosen in den Raum hinabführen. Der Steuermann begab sich in großer Aufregung in die Kajüte, um dem Kapitän über das Vorgefallene Bericht zu erstatten.

Einige der Schiffsleute haben bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo der alte Martens in die See sprang, ein großer Hai sich unfern vom Schiffe auf der Oberfläche des Meeres sonnte. Als er den dumpfen Fall vernahm, tauchte er sogleich in die Tiefe hinab.

Aus Lloyd's Seeberichten.

(Hamburger Börsenhalle.)

„Das Hamburgische, kupferbodene Barkschiff „Merkur", geführt vom Kapitän F..., mit einer Zahl von 320 süddeutschen Auswanderern nach Süd-Australien bestimmt, ist kurz vor dem Orte seiner Bestimmung an der Küste gestrandet. Die ganze Besatzung und sämmtliche Passagiere sind umgekommen. Auch von der Ladung und sonstigen Effekten ist nichts geborgen, als ein Kästchen mit den Schiffs- und anderen Papieren, welche ..."

— Das mir vorliegende Blatt der Börsenhalle ist hier abgerissen.

Nach dem Tode!

Eine romantische Erzählung.

Von nah und fern zogen die jungen Edlen des Landes zur Stammburg des Grafen von Waldeck auf die Brautschau. Des Bankettirens und des Turnirens wurde kein Ende daselbst, denn immer neue Gäste strömten herbei aus allen Landen des heiligen römischen Reiches und wurden auf dem gastfreundlichen Grafenschlosse mit aller ihrem Range gebührenden Auszeichnung aufgenommen.

Unter den zuletzt Eingewanderten befand sich auch Heinrich Melann, ein Bürgerssohn von Augsburg, der sich zwar nicht zu der großen Zahl von Bewerbern rechnen durfte, die sämmtlich um die Gunst der liebreizenden Gräfin Beatrix buhlten, der aber von Vielen geachtet und gern gesehen wurde, denn er war ein gar kunsterfahrener und anmuthiger Sänger, den des Kaisers Majestät hoch belobt und mit einem güldenen Gnadenkettlein beehrt hatte, das er ihm selbst umhing.

Als Heinrich Melaun auf dem Schlosse Waldeck anlangte und sich sofort dem alten Grafen vorstellte, ward er von diesem freundlichst eingeladen, so lange zu verweilen, als es ihm selbst belieben würde, auch die stattfindenden Feste durch seinen Gesang zu verherrlichen. Kaum hatte der fahrende Sänger in dies Begehren des Grafen gewilligt, als Gräfin Beatrix in den Saal trat, und Heinrich, voll Staunens ob ihrer fast wundergleichen Schönheit, nicht wußte, wie ihm geschah. Er stand, die Füße am Boden gewurzelt, das feurige Auge fest auf das reizende Mädchen gerichtet und ohne den herablassenden Gruß zu erwiedern, womit sie den fahrenden Sänger begrüßte.

„Um Gott, Herr!" sagte der Graf. „Scheint es doch, als habe meines Töchterleins Anblick Eure ganze Phantasie gefangen genommen, so seltsam schaut Ihr drein und steht unbeweglich wie die Felshäupter des Schwarzwaldes. Wenn das ist, so bitte ich, Ihr wollt sie ersuchen, dem gefangenen Vögelein, das sich nicht besser zu beherrschen vermag, die Freiheit wieder zu geben, damit Ihr uns während der Tafel ein Lied singen möget, und wir Gelegenheit erhalten, Euch gleich zu lieben und zu ehren wie Kaiserliche Majestät."

Nach diesen, gegen das Ende hin mit hohem Ernst gesprochenen Worten ging der Graf hinaus, um neu angekommene Gäste zu begrüßen, und Heinrich blieb mit der holden Grafentochter allein, worauf es ihm dann endlich gelang, seiner Empfindungen Herr zu werden und die sanft Erröthende mit bescheidenen Worten

zu begrüßen. Die Jungfrau hieß ihn mit gleicher Unbefangenheit willkommen, und kaum hatte das Gespräch begonnen, als es auch von beiden Seiten mit solcher Lebhaftigkeit fortgesetzt wurde, daß nur die Schloßglocke, welche zur Mittagstafel läutete, demselben ein Ende machte; dann aber erschraken sie sichtlich, brachen mitten in der Rede ab und trennten sich, erröthend, in seltsamer Verwirrung.

Unter den neu angekommenen Gästen befand sich Einer, welcher die Aufmerksamkeit aller Uebrigen im hohen Grade in Anspruch nahm. Es war Graf Philipp von Auvergne, ein Edelmann aus der Provence, von seltenen, ritterlichen Tugenden, ausgezeichneter Körperschönheit und unermeßlichen Reichthümern. Er hatte vieles von der Schönheit der jungen Waldecker Gräfin gehört und kam nun, um sich selbst durch den Augenschein davon zu überzeugen. Der alte Graf fühlte sich durch den Besuch dieses vornehmen Gastes außerordentlich geehrt; er bot Alles auf, denselben so freundlich als nur irgend möglich zu empfangen und ihm jede Auszeichnung theilhaftig werden zu lassen, die seinem hohen Range und seinen übrigen rühmenswerthen Eigenschaften gebührten.

Eine Woche war unter Spiel und Bankettiren vorübergegangen, und Herr Philipp fühlte sich in der nordisch-finstern Grafenburg so heimisch, als hätte er an den anmuthigen Ufern der Durance geweilt. Die lieblichen Reize der jungen Gräfin hatten ihn gefesselt und sein Herz mit den Rosenketten der Liebe umwunden.

Er achtete nicht auf den lauten Ruf der Freude, der ihm von allen Seiten entgegenscholl, und suchte die schattenreichsten und einsamsten Gänge des alten Schloßgartens auf, um seinen Gedanken ungestört nachzuhängen. Lächelnd sah der alte Graf das Beginnen seines Gastes. Er ging ihm nach, hing sich an seinen Arm und fragte nach der Ursache seines Trübsinns. Anfänglich blieb Herr Philipp verschlossen, endlich aber konnte er dem gutmüthigen Drängen seines Wirthes nicht länger widerstehen, er bekannte, daß Gräfin Beatrix einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht habe, und bat, ihm ohne Rückhalt zu sagen, ob er ihm als Schwiegersohn willkommen sei.

„Edler Herr!" versetzte der Graf mit feinem Lächeln, „das müßte ein gar verwöhntes Menschenkind sein, dem ein so hochgeborner und in allem ritterlichen Thun so ausgezeichneter Herr nicht als Schwiegersohn der Wünschenswertheste vor allen Andern wäre. Ich danke Euch, Herr Philipp von Auvergne, für die Ehre, die Ihr mir erweist; bitte Euch, edler Herr, gewinnt die Gunst meines Töchterleins, was Euch nicht schwer werden kann, damit ich Euch als herzlieber Sohn umarme und Euch segne."

„Das ist Alles so glücklich, wie ich es mir nur wünschen kann," begann Herr Philipp, „und ich dürfte mein Werben um Eure Tochter als ehrlicher Rittersmann fortsetzen, wenn ich es gleich Keinem wehren kann, der eine gleiche Gunst zu erringen strebt. Darum sehe ich gelassen zu, wie so viele edle Herren sich abmühen, die Gunst des holden Mägdleins zu erringen. Eines

aber möchte ich wohl von Euch erfahren, ob Ihr gar keinen Unterschied zwischen Mann und Mann macht, und ob es Euch einerlei ist, wenn sich ein hochgeborner Graf oder ein schlechter Bürgersmann um die Huld Eurer Tochter bewirbt."

Dem Grafen stieg das Blut in das Gesicht. Er richtete sein brennendes Auge fest auf den Gast und sprach mit verhaltenem Zorn: „Herr Philipp von Auvergne, ich fordere, daß Ihr Euch hierüber näher gegen mich erklärt; noch hat kein Makel solcher Art auf meinem Hause gelastet und soll es auch nicht in alle Ewigkeit. Wenn Ihr mich daher nicht absichtlich mit schnöder Lüge beleidigen wollt, was ich von einem Manne nicht glauben mag, der mir erst kürzlich einen so ehrenvollen Antrag that, so thut mir zur Stelle kund, wo Ihr irgend etwas bemerktet, was die Ehre meines Hauses gefährden kann, und seid versichert, daß ich den frevelhaften Beleidiger zur strengsten Rechenschaft ziehen werde."

„So hört denn!" entgegnete Herr Philipp. „Ich kann es zwar nicht mit Gewißheit behaupten, aber es will mich bedünken, als ob Heinrich Melaun, das Meistersängerlein von Augsburg, der so gravitätisch im schwarzen Sammetkleide und mit dem güldnen Gnadenkettlein einherstolzirt, es sich gar angelegen sein läßt, Eurer Tochter auf allen Wegen und Stegen zu begegnen und sie auf eine ungeziemende Weise anzugaffen. Nun habe ich zwar eine hohe Meinung von der Sinnesart der Tochter des hochgebornen Waldeckers, doch hat

es mich bedünken wollen, als wären ihr die Huldigungen des jungen Fanten nicht ganz unlieb, und sie nähme sie manchmal mit sichtbarem Wohlgefalleu auf; doch ist dies Alles nur Vermuthung, denn wäre es Gewißheit, ich hätte den jungen Bösewicht längst in den Staub zurückgestürzt, dem er entstiegen ist."

Der Graf schäumte vor Wuth und knirschte mit den Zähnen: „Wenn ich den Buben auf unerlaubten Wegen treffe, werde ich mich zu rächen wissen; bis dahin muß ich ihn schonen wider Willen, denn er steht in hohen Gnaden und Ansehn bei Kaiserlicher Majestät. Ihr aber, edler Herr, traut meiner Tochter adligere Gesinnungen zu, und stellt sie nicht mit jenem Nichtswürdigen auf eine Stufe. Ihr müßt edler denken von einem Weibe, das Ihr Euch zur Gemahlin erlesen habt."

Beide trennten sich und Graf Waldeck begab sich auf das Schloß, um Heinrich aufzusuchen und auf frischer That zur Rede zu stellen. Der aber saß unbefangen im Kreise mehrerer jungen Edelleute, lachte und scherzte mit ihnen und sang lustige Weisen zu den Klängen seiner Laute. Der Graf warf einen vernichtenden Blick auf den harmlosen Liedersänger, der darüber verstört von seinem Sitze auffuhr, und betrat dann das Gemach seiner Tochter, bei der er lange Zeit im eifrigen, aber geheimen Gespräch verweilte. Eine Stunde nachher erschien das vertraute Kammerfräulein der jungen Gräfin im Saal, winkte Heinrich Melaun bei Seite und drückte ihm verstohlen ein Pergamentblättlein in die Hand. Der Jüngling, Seltsames ahnend, suchte alsbald einen

einsamen Ort im Schloßgarten und las voll Schmerz und Wehmuth folgende Worte:

„Herr Philipp von Auvergne wirbt, mit Erlaubniß des Vaters, um meine Hand, und dieser hat mich mit seinem fürchterlichsten Zorne bedroht, wenn ich ihm dieselbe verweigere. Er scheint zu ahnen, daß meine Seele nur in Dir ist, daß wir uns lieben, ohne es uns je gestanden zu haben. Ich habe jetzt den Muth, dies Wort zuerst zu sprechen. Die ersten Worte, die Dein Mägdlein Dir sendet, empfange mit Liebe und gehorche ihnen: Wenn Du mich kommen siehst, weiche mir aus, sprich mich nicht an; Deine Laute sei mir gegenüber verstummt, Dein Auge geschlossen. Nur in dem Tiefinnersten Deines Herzens bewahre einen geringen Raum für Deine Beatrix und vertraue ihr."

Ein tiefer, unendlicher Schmerz bemächtigte sich des armen Heinrich, als er diese Worte gelesen hatte, und die Pergamenttafel sorgsam verbarg; seine Hand zitterte, die hellen Thränen stürzten aus seinen Augen; er schwankte. Da kam Philipp von Auvergne daher geschritten, und blieb höhnend vor dem Meistersänger stehen:

„Ei, ei, mein fröhlicher Gesell," rief er spottend, „welch' ein absonderliches Unglück ist Euch zur Stunde geschehen? Sind die Saiten Eurer Laute gerissen, oder ist Euch ein neues Trinklied mißglückt? Ihr antwortet nicht? Gelt, nun habe ich's. Ihr habt ein zartes Minnelied dichten wollen für irgend eine Königin oder Kaiserin im Monde, der Ihr im tollen Dichterübermuth Euch

ebenbürtig wähnt, aber da ist der erstarrende Nachtthau in der Person eines wachsamen Hüters darüber gekommen und hat die klangvolle Melodie mit der Kälte des Todes überzogen. Da wollte ich Euch doch den guten Rath ertheilt haben, meidet den Kaiserhof im Monde und das rächende Schwert des Hüters. Nehmt ein gutes Trinkgeld für die bisherige Mühe und zieht von dannen; wallfahret gen Augsburg, zur Tafelrunde der Patrizier, und wenn Ihr mit heiler Haut dort angekommen seid, dankt knieend Eurem Gott, der Euch aus so großer Gefahr gnädiglich errettet hat."

Hiernach ging er mit stolzem Kopfnicken an Heinrich vorüber, und dieser blieb zurück voll Schmerz und Zorn, daß er nicht Rache an dem hochadligen Beleidiger nehmen konnte; es stürmte und wogte in seiner Brust, als ob die Fluth der Töne sich Bahn brechen wollte; aber sein Gefühl war zu mächtig, dem verworrenen Gedanken fehlte das gestaltende Wort.

Allmählig war die Sonne hinabgesunken, eine tiefe Dämmerung umfing die Gegend, in den Sälen des Schlosses flammten bereits die Kerzen und die geschmückten Gäste begaben sich zum Bankett. Heinrich stand noch immer auf derselben Stelle und starrte in die Nacht hinaus, die ihn umfing. Da stieg der Vollmond am blauen Himmel auf und warf sein mildstrahlendes Licht weit umher. Die Umrisse des Schlosses traten deutlicher hervor und gränzten sich scharf ab gegen die Bläue des Himmels, an welchem hin und wieder einige mattleuchtende Sterne sichtbar wurden.

Allmählig wandte sich Heinrich's verstörter Sinn auf das äußere Leben zurück; er schritt langsam vorwärts, umkreiste das Schloß und gelangte an einen von blühendem Gebüsch umgebenen Ort, von welchem aus man zu dem Gemache der jungen Gräfin emporschauen konnte.

„Es gilt den letzten Abschied!" rief er in sich hinein. „Morgen mit dem Früheſten verlasse ich dies Haus des Unglücks und sehe es nie wieder." Er rührte die Saiten seiner Laute und spielte eine wehmüthig traurige Melodie. Da öffnete sich das Fenster und eine weibliche Gestalt erschien.

„Lebe wohl!" flüsterte er und wollte entfliehen, aber sie winkte und gab ein Zeichen, daß sie ihn nicht ohne Abschied ziehen lassen wollte. Da gewahrte er unfern von sich eine Eiche, die ihren Stamm hoch emporstreckte, und ihre starken, knotigen Aeste gegen die Fenster des Schlosses ausbreitete. Er warf die Laute von sich, kletterte mit jugendlicher Gewandtheit hinauf und wagte sich voll kecken Muthes auf die weitausgreifenden Aeste, die unter der schweren Last sich beugten.

„Mein letztes Lebewohl Dir, theure Geliebte! Verlorne, doch Unvergeßliche!" Sie aber entgegnete: „Wir sehen uns wieder! Gieb mir Dein Wort zum Pfande, daß wir uns wiedersehen." Und kaum hatte er dies Wort gegeben, als das Fenster sich schloß und die Gräfin verschwand.

Heinrich schwang sich von Ast zu Ast, glitt den Stamm hinab und hatte noch nicht den Erdboden erreicht, als er sich von starker Hand ergriffen fühlte. Er

wollte sich loswinden, aber zwei wehrhafte Knechte hielten ihn fest und schleppten ihn zu den Füßen des Grafen, der ihm, vor Wuth zitternd, zurief:

„Schänder meiner Ehre! Welche Strafe ist hart genug, um Dich für den Schimpf zu züchtigen, den Du mir zugefügt?"

Jener wollte reden, aber der Graf fuhr fort: „Verstumme, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Erführe die Welt, was hier geschehen ist, so wäre die Ehre meines Hauses gebrandmarkt und ich müßte mit Schimpf von dannen ziehen. Darum muß das Gedächtniß an diese Stunde und an alle übrigen, die Du in meinem Schlosse zubrachtest, aus Deinem Gedächtnisse verwischt sein und Du darfst derselben nicht mehr gedenken. Wenn Dir jemals die Gnade wieder zu Theil wird, Deine Freiheit zu erlangen, so mußt Du weit fliehen und Dein Name darf nie mehr von Menschenzungen genannt werden. Beherrsche Dich wohl und füge Dich, damit Dir dereinst diese Gnade gewährt werden kann; bis dahin aber werde ich sorgen, daß Du unschädlich gemacht werdest, und büßest, was Du so frevelich verbrochen." Und als er dies gesagt hatte, gab er den Knechten einen Wink, die alsobald mit Heinrich davoneilten und in der Dunkelheit verschwanden.

Am andern Tage verbreitete sich das Gerücht, der Meistersänger Heinrich Melaun sei unvorsichtiger Weise aus dem Fenster gestürzt und um die Freuden der Feste nicht zu stören, während der Frühstunden in aller Stille beerdigt worden. Jedermann bedauerte den bescheidenen,

kunstbegabten Jüngling, bis das Andenken an ihn durch andere Ereignisse getrübt und allmählig ganz verwischt wurde, denn immer glänzender, immer zahlreicher wurden die Feste, da nun Philipp von Auvergne, von dem Vater begünstigt, öffentlich als Brautwerber auftrat und Beatricens Gunst zu gewinnen suchte. Diese hatte nicht länger den Muth, den gebieterischen Aufforderungen des Vaters, noch den ehrfurchtsvollen und beharrlichen Huldigungen Philipps zu widerstehen, um so mehr, als sie einsehen mußte, daß dieser stolze Mann, der um seiner glänzenden Vorzüge willen von aller Welt beneidet wurde, sie wahrhaft liebte. Als daher einst der Vater lebhaft in sie drang, gab sie ihm unter Thränen das Versprechen, dem dringenden Bewerber ihre Hand zu reichen. Kaum hatte der Vater das Versprechen seiner Tochter empfangen, als er zu seinem künftigen Schwiegersohn eilte und diesem seinen endlichen Sieg verkündigte.

Glänzende Feste wurden angeordnet, die feierliche Verlobung ward für die nächste Woche und das Beilager einen Monat später angesetzt. Wir lassen den Vater und den Bräutigam mit ihrer Freude, die Braut mit ihrem tiefgeheimen Schmerz allein, und kehren erst wieder nach Schloß Waldeck zurück, als am Hochzeitstage das glänzende Bankett längst beendet, die letzte Fackel, die zum Brauttanze leuchtete, erloschen ist, als der Bräutigam bereits die sich sträubende Braut aus dem erleuchteten Saal führte, und der alte Graf die letzten Gäste unter Lachen und Scherzen in die für sie bestimmten Gemächer leitete.

Früh am andern Morgen — die Sonne hatte noch nicht mit ihrem ersten Strahl die Bergkuppen erleuchtet, und ungewisse Dämmerung lag in den Thälern — öffnete sich eine unscheinbare Pforte in der Mauer des Waldecker Schlosses und zwei Knechte traten heraus, die einen Jüngling führten, mit dem sie den Burgpfad hinabstiegen und ihn bis an die Wegscheide des Waldecker Gebietes geleiteten. Hier standen sie still und der Aelteste von ihnen sagte, zu dem Jünglinge gewendet: „So lange die Gräfin von Waldeck noch am Leben war, hat man Euch wohlverwahrt. Diese aber ist von uns geschieden und von heute ab kennen wir nur eine Herrin von Auvergne. Man ist mit Gewißheit überzeugt, daß Ihr diese Dame nicht kennt, noch je kennen werdet. In dieser Hoffnung gestatten wir Euch, jenes Roß zu besteigen, das Ihr dort im Gebüsche finden werdet. Laßt Euch aber so schnell nur immer möglich von ihm entführen und seid stets eingedenk, daß der Meistersänger Heinrich Melaun von Augsburg aus dem Fenster gestürzt und nicht mehr am Leben ist.“ Nach diesen Worten entfernten sich die Knechte, der Jüngling aber schwankte halb bewußtlos dem Gebüsche zu, wo er bleich und thränenlos niederkniete, die Augen nach den Thürmen des Schlosses gerichtet.

Die Hochzeitsfeier war längst vorüber und nur auf dringendes Bitten des alten Grafen, der sich von seinen Kindern nicht trennen konnte, war Herr Philipp nicht auf seine Stammgüter gereist, sondern verweilte fortdauernd auf Schloß Waldeck. Da trat eines Morgens —

es war ein trüber Wintertag — Lanzelot, der Leibdiener Philipps von Auvergne, in das Gemach seines Herrn. Er blickte spähend nach allen Seiten, und erst, als er sich überzeugt, daß kein Dritter gegenwärtig sei, kniete er vor dem Gebieter nieder, küßte ihm die Hand und sagte: „Heil und langes Leben, stete Lust und Freude Euch, meinem Herrn! Ihr seid so gut und liebreich gegen Jedermann, daß Ihr einen wahrhaften Himmel auf Erden verdientet, aber ich fürchte, er wird Euch nicht zu Theil, und die Euch am treuesten sein sollten, verrathen Euch."

„Was schwatzest Du, Alter?" rief Herr Philipp, seinem Knecht starr in das Gesicht sehend, „wer von Allen, die mir Treue zu halten befugt sind, bricht sie mir?"

„Ach, Herr!" fuhr der Diener fort, „bei Tage gehe ich voll innerer Angst umher und zur Nacht wälze ich mich ruhelos auf meinem Lager, weil ich nicht weiß, wie ich einen sichern Beweis finden soll, um meine fürchterliche Anklage zu begründen. Dennoch darf ich nicht schweigen, denn ich trage die lebendige Gewißheit in mir, daß Ihr betrogen werdet und die Ehre Eures Hauses beschimpft ist für immer."

„Mensch! Rasest Du?" rief Philipp erbleichend. „Weißt Du, daß Du Dich um den Kopf redest mit solchen unseligen Worten?"

„Ich weiß es, Herr!" sprach der treu ergebene Knecht, „und will gerne mein Leben zum Opfer bringen, wenn ich dadurch die Ruhe und den Frieden Eures Hauses

herstellen kann. Was ich weiß, beruht nur auf Vermuthungen, und glücklich wäre ich in der Stunde des Todes, wenn sie falsch wären. Aber hört mich an, edler Herr; Eure Gemahlin hat ein Bild, das zieht sie nur hervor, wenn Ihr fern seid und sie sich unbemerkt glaubt, dann herzt und küßt sie es, und weint, daß es gar betrübend anzusehen ist. Sie geht fleißig hinab in die Waldschlucht zum alten Klausner, der dort hauset, und so lange sie auch daselbst verweilt, hat sie doch Niemand bei sich, als ihr Kammerfräulein, die ihres Herzens Vertraute ist. Darum bitte ich Euch, o Herr, seid auf Eurer Hut, ehe Ihr Eure Nachsicht zu spät bereut."

Lanzelot ging und ließ seinen Herrn mit dem Dämon der Eifersucht in der Brust zurück. Der alte Graf kam herbei und forschte nach der Ursache dieser Aufregung; er raste, als er vernahm, wovon die Rede sei, wüthete gegen Lanzelot, gegen seine Tochter, gegen sich selbst und wollte sogleich eine offne Untersuchung anstellen, so daß Herr Philipp selbst den Vermittler machen und ihn bitten mußte, jedes Aufsehen zu vermeiden, bis man sich überzeugende Beweise verschafft habe. Unterdessen kehrte Lanzelot zurück und berichtete seinem Herrn, wie sich die Herrin in Begleitung ihres Kammerfräuleins nach der Waldkapelle begeben habe.

„Auf denn zur Waldschlucht!" rief der Graf, „damit wir uns Ueberzeugung verschaffen, und dann zum furchtbarsten Gericht."

Alsogleich begannen sie die Wanderung. Tief im

Walde liegt ein Felsenkessel; enge Pfade führen hinab, nur Denjenigen bekannt, die genau mit der Gegend vertraut sind. Inmitten dieser furchtbaren Einöde — die schwarze Waldschlucht geheißen — lebte seit langen Jahren ein frommer Klausner, zu dem der Wallfahrten viele geschahen. Seit längerer Zeit hatte er aber seinen Wohnsitz verlassen, und schon hieß es im Volke, der fromme Greis sei auf einer Wanderung im Gebirge verunglückt, als er auf einmal wiederkehrte. Zwar hielt er sich seit jener Zeit sehr eingezogen, trat nie aus seiner Klause, ohne das Antlitz sorgsam zu verhüllen, doch führte er einen heiligen Lebenswandel wie vorher, betete mit den Frommen und tröstete die Betrübten, so daß Niemand zweifelte, es sei der alte Bruder Martin wieder, den Jedermann liebte und verehrte. Nur zu bestimmten Stunden des Tages ließ er sich nicht sprechen, dann war er frommen Bußübungen ergeben, worin Niemand ihn stören durfte, und zu dieser Stunde war es, als Beatrix sich auf dem Wege zur schwarzen Waldschlucht befand, zu dieser Stunde war es, als ihr Vater und ihr Gemahl, von Lanzelot begleitet, unbemerkt ihr folgten.

Graf Waldeck wußte sich vor Unruhe nicht zu lassen, ehe er die gewisse Ueberzeugung erlangt hatte von dem Schimpf, den seine Tochter über sein Haus bringen sollte. Er verschmähte es, einen der vielverschlungenen Pfade zu wählen, die nur nach vielen Umwegen an das Ziel führten, sondern, den Andern weit voran, klimmte er rasch die schroffe Bergwand hinauf, von

deren oberem Gipfel man die ganze Schlucht zu übersehen vermochte. Die beiden Andern, die ihn vergeblich von seinem tollkühnen Beginnen abzumahnen versucht hatten, vermochten nicht, ihm so schnell zu folgen; er hatte jetzt die scharf hervortretende Spitze erreicht und neigte sich weit vorüber, um zu entdecken, was unten vorgehe. Kaum hatte er einen Augenblick lang in die Tiefe geschaut, als er einen lauten Schrei ausstieß, er schwankte und stürzte in den Abgrund. Schreck und Angst beflügelten die Schritte seiner Begleiter, sie drangen in die Schlucht, um dem Verunglückten beizustehen. Sie fanden Beatrix, in Thränen aufgelöst, neben dem Vater auf den Knieen. Das Haupt des Grafen war zerschmettert. Der Klausner war verschwunden; seine Hütte leer, die ganze Schlucht wie ausgestorben.

Der alte Graf ward feierlich beigesetzt und Beatrix war weder durch Bitten, noch durch Drohungen zu bewegen, das Stammschloß ihres Vaters zu verlassen und nach der Heimath ihres Gatten abzureisen. Unterdessen war, durch Lanzelot sorgsam genährt, der Funke der Eifersucht in Philipps Brust zur hellen Flamme angefacht worden, er hatte nirgends Ruhe noch Rast: das Bild des alten Grafen, wie er mit einem gellenden Schrei in die Tiefe hinabstürzte; die Gestalt Heinrich Melaun's, wie er, mit Hohn und Spott überschüttet, aus Schloß Waldeck entfernt wurde, traten vor seine geängstigte Seele und ließen ihm keinen Augenblick der Ruhe.

„Nein!" sprach er grollend in sich hinein, einen Blick

des Zweifels auf seine Gemahlin richtend, die seit jenem Schreckenstage ihr Gemach nicht verlassen und jede Laune, jeden Zornausbruch ihres Gemahls mit stummer Duldung ertragen hatte, — „nein, so kann und darf es nicht bleiben; ich will klar sehen in dieser Sache und sollte ich darüber zu Grunde gehen." Er rief seinen treubewährten Diener, sprach lange insgeheim mit ihm, und als ihr Gespräch beendet war, setzte sich Lanzelot zu Pferde und verließ Schloß Waldeck in eiliger Hast.

Am Abend desselben Tages lief ein Schreiben an Herrn Philipp von Auvergne ein, womit er sich sogleich zu seiner Gemahlin begab. „Hier, Beatrix, ist ein Schreiben von meinem Zwillingsbruder Lothar, der uns meldet, wie er uns nächstens mit einem Besuch zu überraschen gedenkt. Wenn aber das sein Wille ist, mag er nur eilen, zu kommen, denn nach dem, was heute mir geschehen ist, denke ich, es wird bald mit mir vorbei sein."

Beatrix schaute ängstlich zu ihrem Gatten empor, dem sie, wenn sie ihn gleich nicht liebte, doch ihre Achtung nicht versagen konnte, und fragte ihn, wie er das meine.

„Ich war heute in den Schloßgarten hinunter gegangen und ermüdet auf einer Rasenbank eingeschlafen. Da träumte mir, ich erscheine mir selbst und sagte zu mir, ich werde nun bald sterben. Und als ich nach so entsetzlichen Worten jählings aus dem Schlafe auffuhr, fühlte ich etwas Kaltes auf meiner Brust. Ich griff dahin und faßte einen Skorpion, den ich weit von mir

schleuderte. Aber er muß mich doch irgendwo verletzt haben, denn es durchrieselt mich wie Todesschauer und ich fühle das Blut in meinen Adern erstarren."

„Um Gottes und des Heilandes willen!" rief Beatrix, schnell aufspringend, aber Philipp führte sie zu ihrem Sitze zurück: „Es thut nicht Noth, irgendwohin nach Hülfe zu senden, denn diese kommt zu spät; darum bleibt ruhig und hört mich an. Von dem ersten Augenblicke, da ich Euch sah, war es mein heißer Wunsch, Euch zu besitzen, und diesen Wunsch habe ich erreicht. Traurig ist es, daß ich Euch schon jetzt verlassen soll, noch trauriger der Gedanke, daß ich nach meinem Hinscheid mein reiches, köstliches Besitzthum, wenn Ihr Euch vermählt, an einen Fremden fallen sehen soll, denn Euch ist es, nach dem Willen Eures Vaters, verschrieben."

„Wie kann Euch nur dergleichen in den Sinn kommen?" entgegnete Beatrix, flüchtig erröthend, er aber unterbrach sie: „Ich wiederhole es Euch, seit jenem Augenblicke, da der Tod in meinem Herzen wohnt, hege ich nur diesen einzigen Gedanken, und darum, wenn Ihr mich ruhig sterben sehen wollt, so schwört mir, daß Ihr nach meinem Tode keinem andern Mann Euch schenken, sondern im Wittwenschleier verharren wollt Euer Lebelang."

„Welch' einen Eid verlangt Ihr von mir?" rief Beatrix heftig zitternd; Philipp aber eilte zum Betpult, ergriff das Kruzifix und rief: „Bei der Ehre Eures väterlichen Hauses und des meinigen; bei dem unbescholtenen Rufe meines ritterlichen Namens, bei der

Todesgluth, die in diesem Augenblicke mein Inneres durchwühlt, fordere ich diesen Schwur von Euch. Es gehen seltsame Gerüchte von Ohr zu Ohr, eine sündige Liebe betreffend, der Ihr fröhnt. Wollt Ihr diese zu Schanden machen und in der Glorie der Unschuld vor mir stehen, so schwört."

Beatrix trat zitternd näher, sie streckte die Hand nach dem Kruzifix aus und öffnete die bebenden Lippen. „Ich schwöre..." sprach sie mit innerm Grauen, dann aber fuhr sie, als hätte sie ein Gesicht gehabt, zurück und sank in dem entferntesten Winkel des Gemachs auf die Kniee.

Befremdet ob dieses Beginnens schaute Philipp sich um und gewahrte auf der Schwelle den alten Bruder Martin aus der Waldschlucht. Sich entfärbend trat er einen Schritt zurück, der Klausner kam näher und sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!"

„Amen!" antwortete Beatrix und Jener fuhr fort: „Du trittst scheu vor mir zurück, Philipp von Auvergne, denn Du siehst Dein sündhaftes Werk vereitelt. Du hast mich ermorden lassen wollen und ich stehe hier unverletzt und wohlbeschützt durch die Kraft Gottes. Ich erscheine hier als der Beichtiger Deiner frommen Gemahlin und will forschen nach der Ursache, warum sie seit so langer Zeit nicht zu meiner Klause gekommen ist, um, in Gemeinschaft mit mir, ihr frommes Herz zu Gott zu erheben."

„Unsinniger!" rief Philipp im heftigsten Zorn. „Du wagst es, diese Burg zu betreten!" Er wollte seine

Hand nach dem Klausner ausstrecken, aber das Gift, welches seine Adern durchrann, wirkte schnell, er trat zurück und schwankte nach seinem Ruhebett.

„Er stirbt! Er stirbt!" rief Beatrix und eilte zu ihm. Philipp raffte seine letzte Kraft zusammen und rief: „Beatrix, schwöre! Schwöre mir, Beatrix!" Dann sank er todesbleich auf sein Lager zurück. Beatrix aber eilte mit einem Schrei des Entsetzens hinaus und der Klausner folgte langsam.

Die Diener eilten bestürzt herbei. Man fand auf der Tafel ein offnes Schreiben Philipps, worin dieser befahl, ihn sogleich nach seinem Hinscheiden in der Familiengruft beizusetzen. Kaum war diese traurige Feier beendet, als der Leibdiener des Herrn, Lanzelot, der mit einer Botschaft entsendet gewesen, auf schaumbedecktem Rosse erschien, sich bei der empfangenen Kunde gar jämmerlich geberdete und herzlich bat, ja dringend forderte, man möge ihm die Todtenwache anvertrauen, worin ihm denn auch Niemand entgegen war. So saß nun der treue Knecht, in Gram versenkt, nahe bei dem Sarg, und Keiner störte ihn. Als aber um Mitternacht Alles in tiefem Schlafe lag, erlosch die Lampe im Todtengewölbe, zwei Männer traten aus demselben und nur Einer kehrte zurück. Als darauf nach einigen Stunden die Glocken zur Frühmette riefen und danach die Arbeiter kamen, um das Gewölbe zu verschließen, trat Lanzelot aus demselben und sprach zu ihnen: „Mauert fein dicht und stark, ihr lieben Gesellen, damit nichts die Ruhe des seligen Herrn störe, der auf Erden so

wenig Freude hatte und so vielen Kummer.“ Und als der Eingang wohl verwahrt worden, ging er betrübt von dannen.

Zum Erstaunen sämmtlicher Bewohner der Waldeckschen Besitzungen war Bruder Martin aus der Waldschlucht abermals spurlos verschwunden, und zugleich wurde durch Reisende das Gerücht verbreitet, derselbe sei vor geraumer Zeit auf einer Wallfahrt nach Rom gestorben, so daß seine letzte Erscheinung im Schlosse nichts anderes als eine spukhafte sei, die vielleicht durch den Einfluß des Teufels bewerkstelligt worden. Das gab denn nun den Leuten viel zu denken, und man sprach unaufhörlich von dem frommen Klausner und seinem spukhaften Doppelgänger, bis dies grauenvolle Ereigniß durch ein anderes verdrängt wurde, das die Leute in eine frohe Stimmung versetzte.

Als einst die Herrin des Schlosses, nachdem sie die Trauerkleider um den Gatten und Vater abgelegt hatte, ihrer gesammten Dienerschaft und allen Burginsassen ein fröhliches Fest gab, trat plötzlich aus der Menge ein junger Rittersmann, mit heiter lächelndem Gesicht, in stattlicher Kleidung, ein zierliches Schwerdt an der Seite und ein goldenes Hifthorn daran. Er grüßte die fröhlich jubelnde Menge, verbeugte sich vor der Burgfrau mit sinnigem Anstande und bat um die Gunst, dem Feste beiwohnen zu dürfen. Sie gewährte, und bald waren Beatrix und der junge Ritter das erste Paar im Reigen, und als zur Nacht Alle aufbrachen, und der Ritter munter voransprengte, lächelten sich die

heimkehrenden Burgsassen einander zu; Lanzelot aber brummte: „Der sieht aus, wie der verdammte Heinrich Melaun; ich werde Acht haben.“

Tage vergingen und Wochen. Der junge Rittersmann hatte auf einem Weiler, unfern von Waldeck, seine Wohnung genommen, kam öfter in's Schloß, war stets sinnreich in Erfindung neuer Lustbarkeiten und schlug absonderlich die Laute herrlich. So gewann er die Neigung und das Zutrauen Aller, und in der ganzen Umgegend sprach man von nichts als von der reizenden Wittwe Philipp von Auvergne's und dem anmuthigen Ritter Eginhard. Kein Paar, meinte das müssige Volk, passe besser für einander als dies, und es könne wohl bald eine fröhliche Hochzeit geben.

Da herrschte eines Tages auf Schloß Waldeck eine unruhige Bewegung. Alle waren verstört, und nur Lanzelot jauchzte laut auf vor Freuden. Boten waren angekommen mit beladenen Saumrossen und meldeten die Ankunft des Grafen Lothar von Auvergne's, Zwillingsbruder des dahin geschiedenen Philipps. In ängstlicher Verwirrung liefen die Diener durcheinander und ordneten Alles zum Empfange des unwillkommenen Gastes. Beatrix hatte sich in ihr innerstes Gemach zurückgezogen, und Ritter Eginhard, der kurz vorher eingetroffen war, ging gedankenvoll unter den Eichen des Schlosses auf und ab. Endlich kam der gefürchtete Gast. Aber erstaunt wichen Alle zurück, als sie ihn in der Nähe sahen, denn er war dem Verstorbenen wie aus den Augen geschnitten, nur war sein Gesicht gebräunter und

sein Bart wilder und dunkler. Er schwang sich aus dem Sattel, warf einem Knechte den Zügel zu und rief Eginhard mit geringschätzendem Tone zu: „Heda, junges Herrlein! Wie gelange ich zu meiner Schwägerin, der Wittwe Philipps von Auvergne? Führt mich zu ihr und rasch, wenn es Euch gefällig ist."

„Es ist mir aber nicht gefällig," entgegnete Eginhard, sich umwendend und Lothar trotzig anschauend. „Laßt Euch von einem ihrer Diener führen, oder vertraut Eurem Glücksstern und sucht sie selbst."

Lothar wich vor Erstaunen einen Schritt zurück. Zornesgluth stieg ihm in's Gesicht; aber mit Mühe bezwang er sich und rief dem kecken Jüngling zu: „Das gedenke ich Euch!" worauf er den herbeigeeilten Dienern folgte, die ihn zur Gräfin führten, welche ihn zitternd empfing.

Lothar von Auvergne ward übrigens den Schloßbewohnern weniger lästig, als sie befürchtet hatten; er begnügte sich damit, im Stillen zu beobachten, und kam nur zur Mittagstafel mit der Herrin zusammen. Das Mahl aber ging schnell und ohne heiteres Gespräch vorüber. Nur am dritten Tage, als mehrere Ritter und Frauen aus der Umgegend eingetroffen waren, um den Bruder ihres ehemaligen Nachbars zu begrüßen, war er vom frühen Morgen an sichtbar und half die Festlichkeiten in der heitersten Laune anordnen.

„Jetzt gefällt Ihr mir weit besser als am ersten Tage," sprach Eginhard, der in den Schloßhof sprengte.

„Und wenn ich wüßte, daß dies Eure wahre Stimmung wäre, wollte ich Euch wohl zum Vertrauten machen."

Die Ritter gingen nebeneinander unter den Bäumen. „Redet nur!" sprach Lothar.

„Ich liebe die Wittwe Eures Bruders," fuhr Eginhard fort. „Ich liebte sie schon früher, allein Philipp raubte sie mir. Jetzt aber, wo jenes Hinderniß verschwunden ist, habe ich mich auf's Neue um sie beworben, und sie willigt ein. Ich wollte Euch dies als nächsten Verwandten schuldigst mittheilen und Euch bitten, den versammelten Gästen diese Verlobung kund zu thun."

„Das will ich! Verlaßt Euch darauf!" sprach Lothar, scharf betonend. „Träumt süß bis dahin!" Beide trennten sich.

Die Stunde des Banketts war gekommen. In dem Prunkgemache des Schlosses war die Tafel geordnet, und die Gäste saßen daran im vollen Schmucke. Die Pokale kreisten, Hörner- und Zinkenschall ertönte, die Gäste wurden lauter, als sich rasch Graf Lothar erhob und mit fester Stimme sprach:

„Ihr edlen Frauen und ebenbürtigen Herren! Ich bin aufgefordert, Euch kund zu thun, daß meine schöne Schwägerin, die ehemalige Gräfin Waldeck, sich geneigt gefunden hat, ein neues Eheverlöbniß einzugehen und zwar mit dem Ritter Eginhard. Ich aber erkläre, daß diese Verbindung nicht stattfinden wird, weil mein Bruder in seiner Sterbestunde seine Gemahlin eidlich verpflichtete, sich nach seinem Tode nicht wieder zu vermählen."

Beatrix sank weinend, einer Ohnmacht nahe, in die Arme ihrer Frauen. Eginhard sprang auf und rief: „Ihr lügt! Die Gräfin hat jenen wahnsinnigen Schwur nicht geleistet. Ich bin Zeuge!"

„Wie kämt Ihr dazu?" fragte Lothar hochfahrend.

„Ich schwöre!" rief Eginhard, „daß die Gräfin jenen Eid nicht geleistet. Haben die, welche Euch nach Welschland diese lügenhafte Kunde brachten, Euch nichts erzählt von einem wahrhaften Zeugen jener Nacht? Sagten sie nichts von dem Bruder Martin und von Heinrich Melaun, der an dem Grabe Philipps ein Versöhnungslied sang?"

„Ha!" rief Lothar mit schnell wachsendem Zorn. „So war es doch! Und Du wagtest Dich in dem Augenblicke seines Todes in die Nähe des Betrogenen und sprachst ihm Hohn? Und jetzt wagst Du es, Dich in den Kreis dieser Edlen zu drängen und Dich ihnen gleich zu stellen? Wagst es, Deine Hände nach einem Gute auszustrecken, das nur durch ein Verbrechen zu gewinnen ist? Knecht des Knechtes, empfange Deinen Lohn!" Und mit den Worten stieß er nach Eginhard mit dem Knauf des Schwerdtes.

Die Frauen schrieen laut auf und sammelten sich um Beatrix, die bewußtlos auf ein Ruhebett getragen ward. Die Ritter stürmten auf Lothar ein, ihn um den Grund dieses schrecklichen Beginnens fragend. Der aber entgegnete gelassen: „Laßt es gut sein, liebe Herren, und gebt den Knechten Raum, daß sie jenen Gesellen

hinauswerfen auf den Anger, denn eines Bessern ist er nicht werth."

Aber Eginhard erwehrte sich der Knechte, die ihn greifen wollten, und rief: „Rache will ich haben für die Schmach, die mir geworden ist, oder nicht leben. Lothar von Auvergne, ich behaupte, daß Du ein schändlicher, heimtückischer Lügner bist! Hört mich, Ihr edlen Herren und Ritter! Hört mich, Ihr edlen Frauen, und dann richtet. Ein jugendlicher Sänger, Heinrich Melaun, wanderte mit seiner Laute von Augsburg gen Waldeck, wo er die holde Beatrix fand und in Liebe zu ihr entbrannte. Der Vater aber und ihr stolzer Verlobter sahen in der frommen Liebe des Jünglings eine so tiefe Schmach, daß sie diese nur dadurch zu tilgen wähnten, wenn sie den Jüngling für die Welt begruben, ob er gleich noch lebte, und ihn dann hinausstießen in die Einöde ohne seinen Namen. So irrte nun der arme Knabe namenlos umher und pilgerte nach Wien zur stattlichen Hofburg, wo der Kaiser thronte, der dem Knaben um seines Gesanges willen gar hold war. Als nun der Kaiser, umgeben von Fürsten und Herren, des Knaben ansichtig ward, rief er: „Da haben wir unsern Meister wieder, und diese Mauern werden alsobald von den Gesängen Heinrich Melaun's wiederhallen." Aber der Jüngling entgegnete demuthsvoll: „Mit nichten, Kaiserliche Majestät, denn Heinrich Melaun liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Waldeck." Da lachte der Kaiser und sagte: „Seht mir doch den Meister Kurzweil, der da meint, es sei jetzt die Zeit des Mummen-

schanzes! Ist Keiner unter Euch, der darauf etwas erwiedern mag?" Aber der Jüngling nahm abermals das Wort und erzählte Alles, was ihm begegnet war seit seinem Abschiede von Augsburg bis zu dem Augenblicke, da er jetzt wieder die Kaiserliche Hofburg betreten. Da legte sich das Antlitz des Kaisers in ernste Falten; er hörte den Sänger aufmerksam an. Aber als dieser endete, war die düstere Wolke von der hohen Stirn verschwunden, und er sagte mit mildem Lächeln: „Ihr habt recht, junges Herrlein! Heinrich von Melaun ist gestorben, und wir müssen trachten, ihm einen würdigen Nachfolger zu geben. Tretet näher!" Er winkte, und als sich der Jüngling vor dem hohen Herrn auf ein Knie niederließ, berührte der Kaiser seine Schulter mit dem Schwerdt und sagte: „Steht auf, Ritter Eginhard von Waldheim, nehmt mein Stammgut Waldheim im gesegneten Schwabenlande zum Eigenthum, als Lohn für die herrlichen Lieder, die Ihr mir und allem Volke gespendet. Ihr sollt eine gekrönte Leier in Eurem Wappen führen und den Besten ebenbürtig sein!" Also ist es geschehen, und hier stehe ich, Eginhard von Waldheim, Genugthuung fordernd für die erlittene Schmach!" Und damit flog der Handschuh des Ritters zu den Füßen Lothars.

Als am andern Tage beide Kämpfer einander mit blitzenden Schwerdtern gegenüberstanden und des Zeichens harrten, stürzte sich Beatrix zwischen die Ritter und rief Eginhard zu: „Vergieb ihm, was er Dir that, und lebe unserer Liebe!" Und zu Lothar gewendet, sprach

sie: „Laß ab von ihm, ohne Den ich nicht mehr bin." Lothar sah sie prüfend an und sagte: „Ihr liebt ihn nicht jetzt, sondern schon früher, als mein Bruder noch Euer Gemahl war? Antwortet mir bei dem ewigen Gott!"

Aber sie vermochte nicht zu antworten; sie schwankte und preßte die Hände krampfhaft gegen die Brust. Lothar warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf sie, wandte sich, und der Kampf begann. Eginhard, im Lauten-, aber nicht im Schwerdterkampf geübt, vermochte nicht, dem sieggewohnten Gegner zu widerstehen und fiel von seiner Hand.

„Gott hat gerichtet durch das Oberhaupt des Hauses!" sprach Lothar feierlich. Als er aber den Helm abnahm, staunten Alle. Der wilde Bart war verschwunden, und man sah in ein Angesicht, so fremd und so bekannt zugleich. „Gräfin!" rief er mit völlig veränderter Stimme, und als diese, zusammenschauernd, aufblickte, stand sie vor Entsetzen starr. „Philipp!" rief sie aus und stürzte bewußtlos zur Erde.

„Ich bins!" sprach dieser. „Oeffnet das Todtengewölbe dieses Hauses, und Ihr werdet den Sarg Philipps von Auvergne leer finden. Ich ahnte ein Verbrechen, aber ich wollte Gewißheit, ehe ich strafte. Darum nahm ich den betäubenden Trank aus den Händen eines treuen Dieners, und hätte dieser nicht so schnell gewirkt, er fiel in jener Stunde. Mein Urtheil ist vollstreckt, und ich scheide! Möge Gott Euch gnädig sein."

Er entfernte sich, von seinem treuen Lanzelot begleitet. Man hörte in jener Gegend nichts weiter von ihm, doch meldet die Sage, er sei ein Jahr später unter fremdem Namen im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen.

Eginhard ward in aller Stille beigesetzt. In der Eile, womit es geschah, vergaß man sogar, seine Grabstätte zu bezeichnen. Und als ob das Schicksal jede Erinnerung an Heinrich Melaun von der Erde vertilgen wollte, bewahrt keine Schrift die Lieder des Jünglings, die sein Kaiser so hoch in Ehren hielt.

Beatrix erwachte aus langer Ohnmacht wohl zum Leben, aber nicht zum Bewußtsein; ewige Nacht hielt ihren Geist umflort. Sie starb nach einem Jahre in den Armen einer Verwandtin, die Aebtissin eines Ursulinerinnenklosters war.



Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.

